Der

große Kurfürst

und seine Zeit.

Historischer Roman

von

Louise Mühlbach.

Erste Abtheilung:

Der junge Kurfürst.

Zweiter Band.

Jena und Leipzig,
Hermann Costenoble.
1865.

Der junge Kurfürst.

Historischer Roman

von

Louise Mühlbach.

Zweiter Band.

Jena und Leipzig,
Hermann Costenoble.
1865.

Inhaltsverzeichniss.

Drittes Buch.

Graf Schwarzenberg.

Drittes Buch.

Graf Schwarzenberg.

1.
Neue Pläne.

Seltsam, wahrlich seltsam, murrte Graf Adam Schwarzenberg vor sich hin. Vor vier Wochen schon hat der Prinz seine Reise angetreten, und immer noch kommt keine Nachricht von Gabriel Nietzel! Freilich, die Seereise bot keine Gelegenheit zu irgend einer Unternehmung, und der Kurprinz hatte den sublimen Einfall, trotz der rauhen Jahreszeit die Reise zur See der Landreise vorzuziehen. Aber nach dem Reiseplan des Prinzen und nach meiner eigenen Berechnung muß der Kurprinz schon vor acht Tagen in Hamburg angelangt sein, und da er dort nur drei Tage sich aufhalten wollte, so wäre er also seit fünf Tagen schon auf der Landreise hieher begriffen, und ich warte dennoch vergeblich auf irgend eine Nach-

richt von Nietzel. Sollte dieser Mensch gewagt haben, mir ungehorsam zu sein, sollte er seinen Blödsinn so weit treiben, daß er lieber Weib und Kind opfert, um meine Befehle nicht auszuführen?

Des Grafen Stirne legte sich in düstere Falten, als er sich das fragte, und seine Augen flammten auf in Zorn. Er faltete seine Arme in einander und ging mit hastigen Schritten auf und ab.

Zu denken, daß alle meine Pläne scheitern könnten an der einfältigen Gewissensangst eines Thoren, seufzte er, zu denken, daß ich umsonst seit Monaten, nein, seit Jahren thätig gewesen, um diese Pläne endlich verwirklicht zu sehen, und daß ich mit meinen höchsten und stolzesten Zielen abhängig bin von einem Schwachkopf, der — Was giebt's, Daniel? Was bringst Du?

Excellenz halten zu Gnaden, meldete der eintretende Lakai, draußen steht Jemand, der Euch auf das Dringendste zu sprechen begehrt.

Wer ist es? Kennst Du ihn?

Nein, hochgräfliche Gnaden. Ich kenne ihn nicht und er will mir auch nicht sagen, was für ein Anliegen er an Eure Excellenz hat. Er sagt, er müsse Eure hochgräfliche Gnaden selber sprechen,

und ich solle nur seinen Namen melden. Er hieße Gabriel Nietzel.

Gabriel Nietzel! rief der Graf zusammenschreckend. Warum hast Du mir das nicht gleich gesagt, Du Narr? Führe ihn sogleich hier ein, und trage Sorge, daß uns Niemand stört, so lange der Maler Gabriel Nietzel bei mir ist.

Der Lakai eilte hinaus, indem er die Thür für den Maler offen ließ, den er aus dem ersten Vorzimmer herbeiholte.

Graf Schwarzenberg starrte athemlos in heftigster Erregung nach dieser offenen Thüre hin. Meine Zukunft ist es, welche durch dieselbe eintreten wird, murmelte er. Ach, da ist er! Da ist Gabriel Nietzel!

Und in der heftigen Erregung seiner Seele that er rasch einige Schritte vorwärts, dem Maler entgegen, den er durch den Vorsaal sich nähern sah. Aber dann, sich gewaltsam zur Mäßigung und Haltung zwingend, blieb er stehen und ließ sein Gesicht einen ruhigen, gleichmäßigen Ausdruck annehmen.

Gabriel Nietzel trat ein und hinter ihm ließ der Lakai die Thüre leise in's Schloß fallen. Die scharfen flammenden Augen des Grafen ruhten forschend, durchbohrend auf dem Eintre-

tenden, der mit gesenktem Haupte in demüthiger, trauriger Haltung neben der Thüre stehen blieb. Dieses unterwürfige, zerknirschte Schweigen des Heimkehrenden war für den Grafen beredt genug. Es sagte ihm, daß Gabriel Nietzel nichts Willkommenes zu melden habe. Er überwand seinen Zorn, er preßte mit einem einzigen schweren Seufzer ihn nieder in sein Herz, und warf stolz sein Haupt zurück, als wolle er alle die getäuschten Hoffnungen, gleich lästigen Insecten, von sich abwehren.

Nun, da seid Ihr ja heimgekehrt, Herr Hofmaler! rief er mit beinahe fröhlichem Tone.

Ja, Excellenz, flüsterte Gabriel mit niedergeschlagenen Augen, da bin ich wieder und melde mich sogleich bei Eurer Excellenz.

Bei mir? fragte Schwarzenberg mit dem Anschein des Erstaunens. Warum meldet Ihr Euch denn bei mir, und was habe ich mit Euch zu schaffen, Herr Hofmaler Gabriel Nietzel? Auf's Schloß müßt Ihr gehen, zu der Frau Kurfürstin, um ihr Herz mit Eurer freudigen Nachricht zu beglücken. Ich zweifle gar nicht, Ihr bringt ihr freudige Nachrichten, und kommt, ihr zu melden, daß der Prinz demnächst wohlbehalten und gesund hier anlangen werde?

Ich bin nicht gewillt zu der Frau Kurfürstin zu gehen, sagte Gabriel Nietzel demüthig. Sie wird es schon ohne mich wissen, daß der Kurprinz wohl und gesund ist. Ich komme zu Eurer Excellenz, um mich zu entschuldigen wegen meines verunglückten Unternehmens, und um Eure Verzeihung zu erflehen.

Ich verstehe Euch ganz und gar nicht, Herr Hofmaler, erwiderte Graf Schwarzenberg achselzuckend. Ich weiß nicht, was für ein Unternehmen Ihr beabsichtigtet, was Euch verunglückt ist und was ich Euch zu verzeihen haben könnte.

Excellenz, rief Gabriel mit ausbrechendem Schmerz, Excellenz, ich schwöre, daß ich unschuldig bin, daß es nicht schlechter Wille, nicht Nachlässigkeit ist, sondern daß ich wirklich nicht die Gelegenheit finden konnte, um auszuführen, was —

Nun, was auszuführen? fragte Schwarzenberg, da Gabriel stockte. Was gehen mich Eure unausgeführten Arbeiten, Eure Entwürfe an? Ich kaufe nur fertige Bilder, und wenn sie gut ausgeführt und wohl gelungen sind, dann bezahle ich sie königlich. Mit Pfuschern aber und elenden Abschreibern, welche Copien für Originale ausgeben möchten, mit Betrügern habe ich nichts zu schaffen. Sprechet mir also nicht von Euren

Skizzen und Entwürfen, Herr Hofmaler, ich frage nichts darnach, sondern nur wenn Ihr eine vollendete Arbeit aufzuweisen habt, so kommt zu mir.

Eure Excellenz wollen mich nicht verstehen, sagte Gabriel, indem er sich den Angstschweiß von der kalten Stirn trocknete.

Nein, erwiderte der Graf stolz, es ist an Euch, mich zu verstehen, Herr Hofmaler Gabriel Nietzel. Waret Ihr nicht nach dem Haag geschicket, um dort Eure Studien zu vollenden? Weshalb seid Ihr denn jetzt schon heimgekehrt?

Weil ich Heimweh bekam, gnädigster Herr, weil ich mich unaussprechlich sehnte nach meinem Kind, nach meinem Weib!

Die Augen des Malers wagten es, mit einem flehenden angstvollen Blick sich auf das Antlitz des Grafen zu heften, aber der Blick Schwarzenberg's blieb ganz kalt.

Ach, Ihr habt ein Weib? fragte er gleichgültig. Ihr ließet sie zurück und ginget allein nach dem Haag?

Ja, ich ging allein dorthin, weil ich dort eine ernste und große Arbeit zu vollführen hatte, aber bevor ich nur dazu die Leinwand aufgespannt und die Skizze entworfen hatte, trat ein uner-

wartetes Hinderniß ein, das alle meine Pläne zunichte machte.

Was war das für ein Hinderniß? fragte der Graf nachlässig, indem er mit der schweren goldenen Kette spielte, welche um seinen Nacken hing und an welcher das von Brillanten eingefaßte Porträt des Kurprinzen befestigt war. Was war das für ein Hinderniß?

Der Herr Kurprinz, an welchen die Frau Kurfürstin mich empfohlen hatte, und der mich in sein Gefolge aufgenommen, der Herr Kurprinz beschloß ganz plötzlich und unerwartet seine Abreise vom Haag, und setzte sie auch sogleich in's Werk. Er selber nebst Herrn von Marwitz, Herrn Leuchtmar von Kalkhun, dem Secretär Müller und seinem Kammerdiener begab sich sofort nach Amsterdam, um sich von dort einzuschiffen. Seinem Haushofmeister aber und mir befahl er, seinen Hausstand aufzulösen, seine Bücher und Gemälde einzupacken und mit ihnen auf dem Landwege nach Berlin zu reisen. Ich wollte es wagen, dagegen Einspruch zu thun, ich erlaubte mir sogar die Bitte, ob ich nicht den Herrn Kurprinzen auf seiner Seereise begleiten dürfe, aber Herr von Leuchtmar lehnte es ab, und der Kurprinz selber ließ sich von Niemandem sprechen.

Er war bis zu seiner Abreise in seinem Zimmer eingeschlossen, und verließ es nur, um den Wagen zu besteigen, der ihn nach Amsterdam brachte. Dort lag, wie man wußte, eben ein Passagierschiff zur Abfahrt nach Hamburg bereit, und auf demselben schiffte der Kurprinz sich ein.

Und Ihr sahet den Kurprinzen vor seiner Abreise gar nicht?

Doch, Excellenz! Ich hatte mich, gleich allen anderen Hausofficianten neben seinem Reisewagen aufgestellt, und der Kurprinz reichte mir sehr gnädig seine Hand, ja, er versuchte sogar zu lächeln. „Gabriel Nietzel, sagte er, eilet Euch, daß Ihr recht bald in Berlin anlanget. Ich werde es mir von meiner Frau Mutter erbitten, daß Ihr in meine besonderen Dienste treten dürft, und dann sollt Ihr mir recht schöne Bilder malen. Bis dahin lebet wohl!" Er nickte mir noch einmal freundlich zu und sprang in den Wagen.

Dies war das einzige Mal, daß Ihr den Kurprinzen überhaupt gesprochen habt?

Nein, Eure Gnaden. Gleich am Tage nach meiner Ankunft hatte ich bei ihm eine Audienz, und der Kurprinz war sehr erfreut, Nachrichten aus der Heimath zu erhalten. Ich mußte ihm sehr ausführlich berichten, und da ich mit Eurer

gnädigen Erlaubniß mir den Anschein gab, zu den Gegnern Eurer hochgräflichen Gnaden zu gehören und auf Seiten der Burgsdorf'schen Partei zu stehen, so ward der Kurprinz gleich sehr vertraulich und liebreich gegen mich, nahm mich in sein Haus und sein Gefolge auf und versprach, mich auch am Hofe des Herrn Statthalters und der Königin von Böhmen zu präsentiren.

Wie kam's denn, daß der Prinz gleich darauf so plötzlich sich zur Abreise entschloß?

Gnädigster Herr, vierundzwanzig Stunden nach mir traf der Kammerherr von Marwitz im Haag ein, und er hatte eine lange Unterredung mit dem Kurprinzen. Gleich darauf gab der Kurprinz den Befehl zur Abreise, und drei Stunden später schon verließ er den Haag.

Nun, es scheinet also, daß der Herr von Marwitz ein sehr gewandter Redner ist, der es gar wohl verstanden hat, des Kurprinzen Herz zu bewegen und ihn zum Gehorsam gegen seinen Herrn Vater und — gegen mich zurückzuführen. Ich werde dafür dem Herrn von Marwitz meine Dankbarkeit beweisen. Ich liebe es sehr, wenn man meine Aufträge und Befehle genau und pünktlich ausführt, und Herr von Marwitz hat

das gethan, denn ich hatte ihm befohlen, kein Mittel unversucht zu lassen, um den Kurprinzen zur Abreise zu bewegen.

Ein kalter, zerschmetternder Blick seiner großen grauen Augen traf bei diesen Worten das blasse zerknirschte Antlitz Gabriel Nietzel's und machte sein Herz erbeben in unbestimmtem Schrecken.

Eure gräfliche Gnaden zürnen mir also sehr? fragte er tonlos.

Euch? rief der Graf erstaunt. Weshalb sollte ich Euch zürnen? Was habe ich zu schaffen mit Euch? Ich kenne Euch nur als den Maler Nietzel, der mir eine Copie für ein gutes Original verkauft hat, und den ich dafür als einen Fälscher und Betrüger zum Galgen hätte condemniren können. Aber Ihr wißt ja, ich habe Euch vergeben, und lasse Eure Copie für das Original gelten. Ich war sogar noch weiter gegangen in meiner großmüthigen Vergebung; ich hatte Euch Aufträge gegeben für Holland, wo Ihr die dortigen Gemäldegalerien besuchen wolltet, um Copien anzufertigen. Ihr habt meine Aufträge nicht ausführen können, da Ihr zu früh zurückgekehrt seid, das ist Alles, und damit ist ja jeder Zusammenhang zwischen uns aufgehoben. Gehabt Euch

wohl, Herr Hofmaler Gabriel Nietzel, Ihr seid entlassen!

Er winkte stolz mit der Hand nach der Thüre hin, wandte dem Maler den Rücken und ging langsam durch das Zimmer.

Aber Gabriel Nietzel ging nicht. Er blieb wie angewurzelt stehen, und starrte unverwandt nach dem Grafen hin, der gedankenvoll und sinnend auf und ab ging, und gar keine Ahnung davon zu haben schien, daß der Maler es gewagt, noch in seiner Nähe zu bleiben. Indeß nach einer langen Pause fiel das Auge des Grafen ganz von ungefähr nach der Stelle hin, wo Gabriel Nietzel stand, und Schwarzenberg zuckte zusammen wie in jähem Schrecken.

Nun, Ihr seid noch hier? fragte er. Ihr wagt es, mir zu trotzen, mich mit Eurem dummen blassen Gesichte zu erschrecken? Seid Ihr taub geworden, Herr Hofmaler? Habt Ihr nicht gehört, daß ich Euch entlassen habe?

Ich habe es gehört, aber Eure Gnaden wissen wohl, daß ich nicht gehen kann. Eure Gnaden wissen wohl, daß ich von Ihren Lippen die Entscheidung über meine ganze Zukunft erwarte, und daß ich dieses Gemach nicht eher verlassen werde, als bis ich dieselbe erhalten habe.

Wie? Ihr werdet dieses Gemach nicht verlassen. Ihr werdet bleiben, obwohl ich Euch befohlen habe zu gehen? Nun gut, so werde ich meine Bedienten rufen, daß sie Euch hinauswerfen.

Und der Graf streckte schon die Hand aus nach der silbernen Pfeife. Aber Gabriel Nietzel wagte es, diese Hand zu ergreifen und sie mit seinen beiden zitternden Händen festzuhalten.

Erbarmen, gnädiger Herr, Erbarmen, flehte er. Weiset mich von Eurem Angesichte, nehmet mir die Pension, welche Ihr mir gnädigst zugesichert hattet, ich fühle es wohl, daß ich Eurer Huld und Gnade nicht werth bin. Nur aus Mitleid, aus Menschlichkeit gebt mir wieder, was mein ist, gebt mir mein Weib und mein Kind!

Was habe ich zu schaffen mit Eurem Weibe, mit Eurem Kinde? fragte der Graf zürnend. Habt Ihr sie mir übergeben? Bin ich etwa der Vorsteher eines Hospitals für verlassene Weiber und Kinder?

Mein Weib, Herr Graf, gebt mir mein Weib zurück, rief Gabriel Nietzel, indem er auf seine Kniee niedersank.

Ich weiß nichts von ihr, ich habe sie nie gesehen, sagte der Graf.

Ihr wißt von ihr, Excellenz! Ihr habt sie und mein Kind, mein liebes, theures Kind, unter Euren Schutz genommen, als ich nach dem Haag ging. Ihr habt mein Weib und mein Kind nach Spandow fahren lassen und ihnen dort in Eurem Palais Wohnung gegeben.

Jetzt sehe ich wohl, daß Ihr im Wahnsinn redet, Herr Gabriel Nietzel, rief der Graf heftig. Nehmt Eure Geisteskraft zusammen, Mann, oder ich lasse Euch sogleich als einen Tollen arretiren und in das Krankenhaus schaffen. Ich wiederhole es Euch: nehmt Eure Geisteskraft zusammen, und redet nicht solche alberne Mährchen. Ich sollte Euch Euer Weib und Euer Kind in Verwahrsam genommen haben? Besinnt Euch doch, Herr Gabriel Nietzel, kommt doch zur Vernunft und erinnert Euch, daß Ihr zu Eurem Glück noch unbeweibt und ein freier, lediger Mann seid!

Nein, nein, ich bin nicht frei, schrie Gabriel Nietzel. Ich habe ein Weib, ich habe ein Kind, ich muß sie wieder haben. Gebt sie mir heraus, Herr Graf, bei Allem, was Euch heilig ist auf Erden, beschwöre ich Euch: gebt sie mir heraus! Ich muß meine Frau und meinen Knaben wieder haben!

Nun, so gehet doch und suchet sie, sagte

Schwarzenberg gelassen. Wendet Euch doch an die Polizei und gebt ihr das Signalement der beiden Personen. Zeiget Euren Trauschein und den Taufschein Eures Kindes vor, damit Jedermann sich von der Wahrheit Eurer Aussage überzeugen kann. Alsdann schreibt ein Signalement Eures Weibes auf, oder, da Ihr ein Maler seid, entwerfet ein Conterfei von ihr, gebt ihren Namen und ihre Herkunft an, ruft ihre Verwandten zu Eurem Beistand auf, und dann wird es Euch, wenn Ihr wirklich ein Weib habt, doch am Ende wohl gelingen müssen, sie ausfindig zu machen.

Herr Graf, Ihr wißt wohl, daß ich das nicht kann, ächzte Gabriel Nietzel. Ihr wißt wohl, daß ich ein armer verlorener Mann bin, der ganz in Eure Hand ergeben ist. Aber ich beschwöre Euch: übet Gnade an mir! Gebt mir mein Weib und mein Kind zurück, und ich will Alles thun, was Ihr von mir fordert. Gebt mir mein Weib zurück, und ich schwöre Euch, daß ich hier das thun will, was ich auf der Reise thun sollte. Ich schwöre Euch, daß ich wieder gut machen will, was ich versäumt habe, daß ich —

Ich glaube Euren Schwüren nicht, Gabriel Nietzel, unterbrach ihn der Graf. Es läßt sich mit Worten vielerlei schwören und versprechen,

aber es fehlen die Thaten, es fehlet die Ausführung. Es wird Euch Niemand den Lohn für ein Gemälde zahlen, ehe denn er das Gemälde, oder zum Mindesten die Skizze zu demselben gesehen hat. Nun, nehmt an, ich hätte auch ein Gemälde bestellt. So gehet nun hin und sinnet einen Plan aus, entwerfet Eure Skizze und bringt sie mir. Gefällt sie mir dann, ist sie ausführbar, sehe ich, daß Ihr Eifer und guten Willen habt, so werde ich Euch gern zur Ausführung behülflich sein, und Euch königlich bezahlen. Das ist mein letztes Wort, Herr Hofmaler Gabriel Nietzel, und nun geht, und kommt mir nicht eher wieder, als bis Ihr mir die Skizze bringt. Ihr habt mich doch verstanden, Herr Gabriel Nietzel? Ich bestelle ein Bild bei Euch, und Ihr sollt mir die Skizze dazu bringen, alsdann will ich, da Ihr in Noth seid, Euch gern schon im Voraus Eure Bezahlung gewähren.

Ja, ich habe Eure Gnaden verstanden, sagte Gabriel Nietzel tief aufseufzend. Ich kenne den Stoff zu dem Gemälde, das Ihr mir aufgetragen, und ich werde die Skizze dazu entwerfen. Ihr sollt nicht lange darauf zu warten haben.

Es ist ein schöner Stoff, sagte Schwarzenberg

ruhig. Wir könnten es die Ermordung Julius Cäsar's nennen.

Nein, es ist die Hinrichtung Kaiser Conrad des Dritten, die Hinrichtung des jungen, schönen und unschuldigen Fürstensohnes, die Hinrichtung und Ermordung des letzten Hohen— Hohenstaufen, ächzte der Maler, indem die Thränen in hellen Bächen seinen Augen entstürzten.

Ich glaube, Ihr bekommt schon wieder einen Paroxismus Eures Wahnsinns, sagte der Graf verächtlich. Wie kann man weinen, blos weil man einen tragischen Stoff ausführen will! Was geht Euch der letzte Hohenstaufen an! Ihr malt seinen Tod, und wenn das Gemälde gelungen ist, belohne ich Euch glänzend dafür, gebe Euch ein reichliches Jahrgehalt, und Ihr gehet dann nach der Heimath aller Künstler, nach Italien, um dort in Lust und Freiheit Euer Leben zu beschließen.

Es soll Alles so geschehen, wie Eure Excellenz es sagen, seufzte Gabriel. Nur, Excellenz, nur seid so gnädig und gebt mir mein Weib und Kind wieder.

Ich sagte es ja, der Paroxismus Eures Wahnsinns beginnt auf's Neue! rief der Graf achselzuckend. Mann, seid Ihr denn wirklich toll und von Sinnen? Von mir, von dem Grafen Adam

von Schwarzenberg, dem Statthalter in den Marken, fordert Ihr Weib und Kind? Geht, geht, das sind Thorheiten! Macht, daß Ihr fortkommt, entwerft Eure Skizze, und wenn Ihr wiederkommt, und wenn sie gut ist, dann sollt Ihr mich vielleicht geneigt finden, Euch alle Eure albernen Fragen zu beantworten!

Herr Graf, o um Gottes Barmherzigkeit willen, lasset mich meine Rebekka wenigstens nur einmal sehen!

Rebekka? Rebekka heißt Euer Weib? Wahrhaftig, das klingt ja, als ob sie eine Jüdin wäre. Und Ihr sagt, daß sie Euer Weib ist? Ach, wiederholt mir doch das, alsdann nennt mir den Priester, der Eure Ehe eingesegnet und eine Jüdin mit einem Christen getraut hat! Bei Gott, ich werde diesen Uebelthäter zu strenger Rechenschaft ziehen, und er soll als ein Kirchenschänder und Verbrecher ausgestoßen werden aus seinem Amte, denn er hat gesündigt gegen Gott, die Kirche und seinen Landesherrn! Gabriel Nietzel, nennt mir den Priester, der Euch mit der Jüdin getraut hat!

Ich kann ihn nicht nennen, murmelte Nietzel tonlos. Herr Graf, ich will gehorsam sein und eifrig in Eurem Dienst! Ich bin ein arger Sünder und muß büßen für meine Verbrechen. Ich

will auch büßen, will nichts mehr sein als ein Werkzeug in Euren Händen! Nur übet auch Gnade an mir! Lasset mich mein Weib, mein Kind wenigstens sehen, wenn ich auch nicht zu ihnen sprechen kann! Nur sehen will ich sie, Herr, um Muth und Kraft zu haben zu meinem gefährlichen und schweren Unternehmen.

Der Graf besann sich einen Moment und seine Augen hefteten sich fest auf Gabriel Nietzel's Gesicht, dessen flehender, angstvoller Ausdruck ihn zu rühren schien.

Ich habe in meinem Hause in Spandow ein schönes Gemälde von dem Maler Albrecht Dürer, sagte er nach einer langen Pause. Es ist leider auf dem Transport ein wenig laidirt, und Ihr sollt es mir restauriren. Begebt Euch morgen Mittag nach Spandow und fraget dort nach mir; ich werde morgen dort sein, und ich will Euch selbst das Gemälde übergeben! Vielleicht sehet Ihr alsdann dorten noch andere Gemälde, die Euch gefallen, und die Euch vielleicht nicht fremd sind!

Gabriel Nietzel nahm die dargereichte Hand des Grafen und drückte sie mit freudigem Ungestüm an seine Lippen.

Herr Graf, ich will Euer Knecht, Euer Sclave, Euer Geschöpf sein, ich will für Euch zur Hölle

fahren und das ewige Fegefeuer erdulden, nur gebt mir mein Weib, mein Kind zurück!

Herr Hofmaler, parodirte ihn Schwarzenberg, ich will Euch zu einem reichen und angesehenen Manne machen, ich will Euch nach Italien fahren und Euch das himmlische Feuer des italienischen Himmels genießen lassen, nur bringt mir bald die bestellte Skizze und beweist mir, daß es Euch Ernst ist mit der Ausführung derselben.

Gabriel Nietzel lachte in der Freude seines Herzens laut auf. Eure Gnaden sollen nicht lange auf mich zu warten haben, ich werde sehr bald mit der Skizze Eurer Excellenz aufwarten.

Wir werden ja sehen, sagte der Graf mit einem kurzen Kopfnicken. Und jetzt, da wir uns verständigt haben und Ihr ein wenig zur Vernunft zurückgekehrt seid, jetzt sage ich Euch zum letzten Male: Ihr seid entlassen!

Gabriel Nietzel verbeugte sich tief und schritt, ehrfurchtsvoll rückwärts gehend, um nicht dem hochgeborenen, allmächtigen Grafen den Rücken zuzukehren, durch das Gemach nach der Ausgangsthüre hin. Er hatte dieselbe beinahe erreicht, als diese Thüre geöffnet ward und ein Kammerlakai erschien, welcher mit lauter Stimme meldete:

Seine Gnaden, der Herr Graf Johann Adolf von Schwarzenberg!

Mein Sohn, rief der Graf. Er ist zurückgekehrt? Wo ist er? Wo?

Ihre Gnaden sind eben in ihre Gemächer gegangen, um die Reisekleider abzulegen, wollten aber mit Eurer Excellenz Erlaubniß in einigen Minuten schon hier sein.

Sage dem Herren Grafen, daß ich ihn mit Ungeduld erwarte, rief der Graf. Der Kammerlakai schritt hinaus und Gabriel Nietzel war eben im Begriff ihm zu folgen, als der Graf ihn zurückrief.

Nicht dahinaus jetzt, sagte er, mein Sohn wird kommen, und es ist nicht nöthig, daß er Euch sehe! Geht durch jene Thür dort. Sie führt Euch auf einen Corridor und Ihr findet eine kleine Treppe, über welche Ihr hinabgelangt in den Hof. Geht!

2.

Graf Adolf Johann von Schwarzenberg.

Ich denke, ich habe ihn hinlänglich geängstigt und gequält, sagte der Graf zu sich selber, er wird auf ein Mittel sinnen, zu thun, was ich von ihm begehre, und in seiner Verzweiflung wird er Alles wagen, um wieder zu seinem Weibe und zu seinem Kinde zu gelangen. Es ist doch gut, daß die Menschen ein Herz haben, denn man kann sie am besten dabei fassen und eine Handhabe daraus machen, an welcher man sie lenkt. Und darum sind die Menschen ohne ein empfindsames Herz allemal die Beherrschenden, die Siegreichen, und darum bin ich groß und mächtig geworden, und werde noch höher steigen, noch mächtiger werden, denn ich, Gott sei Dank, ich habe kein Herz! Habe niemals die albernen Schwärmereien eines

verliebten Herzens kennen gelernt, niemals nach einem Weibe gesucht, niemals von einer andern Sehnsucht mein Herz bewegt gefühlt, als von der Sehnsucht, eine bedeutende Position einzunehmen und ein mächtiger Mann zu werden. Ich bin es geworden, aber ich will noch höher steigen, und dazu — dazu soll mir der verliebte Narr, der Gabriel Nietzel behülflich sein, und dazu —

Der Graf verstummte plötzlich und blickte horchend nach der Thüre hin. Er hatte da im Vorzimmer den Klang einer Stimme gehört, die mit bekannten und gern gehörten Lauten an sein Ohr schlug, und die in seiner Brust ein seltenes und ungewohntes Gefühl von Freude und Glück erweckte.

Mein Sohn, murmelte der Graf, ja, es ist mein Sohn. Wahrhaftig, ich glaube, daß ich am Ende doch ein Herz habe, denn ich fühle eben, daß es höher schlägt, und daß es ein Glück ist, einen Sohn zu haben!

Er ging rasch durch das Gemach hin, und hatte fast die Thür erreicht, als diese hastig geöffnet wurde und ein junger Mann von hoher, schlanker Gestalt, in eleganter spanischer Tracht, wie sie am Hofe des deutschen Kaisers Ferdinand des Dritten getragen ward, in derselben erschien.

Mein Vater, mein theurer Vater, rief er mit voller zärtlicher Stimme, und mit ausgebreiteten Armen eilte er zu seinem Vater hin, um ihn an sein Herz zu drücken.

Graf Adam von Schwarzenberg ließ es lächelnd geschehen, und ein unendliches Gefühl von Wohlbehagen durchströmte sein ganzes Wesen bei der innigen Umarmung seines einzigen Sohnes. Aber er überließ sich demselben nur einen kurzen Augenblick, dann schämte er sich dieser Schwäche und machte sich sanft aus den Armen seines Sohnes frei.

Da bist Du also wieder, Du Wildfang und Herumtreiber, sagte er, und er konnte doch seinen Augen nicht wehren, daß sie höher aufleuchteten, als sie sich jetzt auf das schöne, geistvolle und jugendfrische Antlitz seines Sohnes hefteten.

Ja, da bin ich wieder, chère et aimable père, rief der junge Mann lachend, aber Ihr thut mir sehr Unrecht, wenn Ihr mich einen Wildfang und Herumtreiber nennt, denn ich bin doch nur in sehr ernsten und sittsamen Affairen auf die Reise gegangen, und ich komme mir selber ungeheuer ehrbar und abschreckend vor in meiner Eigenschaft als Kaiserlicher Kämmerer und Reichshofrath.

Wie? rief Graf Adam freudig, hat Dir der

Kaiser so hohe Gnade widerfahren lassen und Dich mit so hohen Titeln geehrt?

Der junge Graf nickte. Er hat in mir den Sohn meines Vaters geehrt, sagte er, und aus Hochachtung und Respect für Euch hat er mich ausgezeichnet.

Du bist wahrlich zu bescheiden, mein Sohn, rief der Graf lächelnd. Was Kaiser Ferdinand für Dich gethan, gilt nur Deinen eigenen Verdiensten, und nicht dem Sohne Deines Vaters.

Bitte, o bitte, schweigen wir davon, sagte der junge Mann lachend. Es wird Euch doch nicht gelingen, meine Meinung umzuändern, und dies um so weniger, als ich aus hohem Munde Kaiserlicher Majestät es selber habe vernommen, daß Hochdieselben „den Sohn eines so edlen, hochbegabten und getreuen Dieners, wie Graf Adam von Schwarzenberg dem Kaiserhause allezeit gewesen, um dessentwillen gern auszeichnen und ihm die Würde eines Kaiserlichen Kämmerers ertheilen, auch ihn zum Reichshofrath ohne Gehalt ernennen.“ Ich bitte wohl zu merken, mein edler, hochverdienter Herr Graf, daß Eurem Sohne seine Würden ohne Gehalt verliehen sind, woraus also ganz natürlich folgt, daß ich ein gehaltloser Kämmerer bin und gar kein Verdienst habe als Reichshofrath.

Nun, lächelte sein Vater, so mußt Du Dich damit trösten, Adolf, daß Du außerdem mein Coadjutor in meiner Eigenschaft als Heermeister des Johanniter-Ordens bist, und daß ich die bestimmte Aussicht habe, Dich sehr bald zum Mitstatthalter in den Marken ernannt zu sehen.

Ich bedarf aber überhaupt gar keines Trostes, rief Graf Adolf Schwarzenberg. Ich bin Euer Sohn, und das ist so viel, als ob ich die schöne Danaë wäre, und ein unaufhörlicher Goldregen sich über mich ergösse.

Du willst mich täuschen, sagte Graf Adam, leise sein Haupt schüttelnd. Du willst mich glauben machen, als genüge es Dir, mein Sohn zu sein, und als habest Du gar keinen persönlichen Ehrgeiz.

Es ist keine Täuschung, chère père, lachte der junge Mann. Vor der Hand gebe ich mir wirklich nicht die Mühe, persönlichen Ehrgeiz zu haben. Ich sehe meinen vielgeliebten Vater im Sonnenscheine des Ruhmes stehen, und ich lasse ganz gemächlich einige Strahlen seines Glanzes auf mich niederleuchten. Aber ich will damit nicht sagen, daß ich überhaupt keinen Ehrgeiz habe. Ich verspare mir nur davon zu reden, bis die Zeit gekommen ist!

Mein Sohn, die Zeit ist gekommen, sagte Graf Adam rasch. Ja, die Zeit des Ehrgeizes ist auch für Dich gekommen, und wir müssen heute ausführlich darüber reden. Zuerst aber sage mir, was für Nachrichten bringst Du mir aus Wien? Komm, wir wollen uns niederlassen, und wie zwei ernste Politiker und Diplomaten mit einander eine Conferenz halten.

Er nahm den Arm seines Sohnes und führte den jungen Mann nach dem Divan hin.

Gott sei davor, Herr Statthalter, daß ich, ein Anfänger in der Diplomatie und Politik, es wagen sollte, mich an Eure Seite zu setzen, rief Graf Adolf. Nein, mein Vater, ich weiß, was mir zukommt, und Ihr müsset mir schon erlauben, mich Euch ehrfürchtiglich weit von Euch zu setzen.

Er nahm eines der kleinen goldgeschnitzten Tabourets, welche zur Seite des Divans standen, und setzte sich seinem Vater gegenüber. Graf Adam sah ihm mit einem stolzen und doch sanften Lächeln zu, und schien seine Freude zu haben an der schönen und kräftigen Erscheinung seines Sohnes.

Ich möchte wissen, ob Du mir gleichst, sagte er gedankenvoll; ich möchte wissen, ob ich auch einst so ein heiterer, lebenslustiger junger Mann gewesen bin.

Ihr waret mehr als das, mein gnädigster Vater, rief sein Sohn, Ihr waret schön und von hinreißender Liebenswürdigkeit. Ich weiß das, denn Ihr seid es noch.

Sieh, es scheint, mein Sohn hat es am Kaiserhofe gelernt, zu schmeicheln!

Nein, nein, ich rede die Wahrheit, und bei Gott, Jeder, welcher das Glück hat, in Eure Nähe zu kommen, wird mir das bestätigen. Ihr versteht es, die Menschen zu bezaubern, und wenn sie Euch einmal lieben, so können sie Euch nimmer wieder vergessen. Kaiser Ferdinand sprach mit wahrer Bewunderung von Euch, und die Fürstin Lobkowitz versicherte mich, daß Ihr der einzige Mann wäret, welchen sie glühend und wahrhaft geliebt habe. Und doch sagt man, daß die Fürstin Lobkowitz sehr viele Liebhaber gehabt habe und noch habe.

Fürstin Lobkowitz, wiederholte Graf Adam sinnend, wie schön das klingt, Fürstin Lobkowitz! Ich entsinne mich noch ganz wohl der Zeit, da der Lobkowitz ein ganz armer, kleiner unbeachteter Graf war, der sich sehr glücklich schätzte, wenn ich ihm von meinem Taschengeld etwas borgte, was ich freilich niemals wieder erhielt. Wir waren damals Beide Pagen am Hofe Kaiser Fer-

dinand des Ersten, und wir schwuren uns ewige Freundschaft. Aber was gelten solche Schwüre! Ich verließ nachher den Kaiserhof und kam an den cleve'schen Hof, und von dort hieher nach Preußen. Habe rastlos gearbeitet, halte, ich kann das wohl sagen, seit zwanzig Jahren das Steuerruder dieses Landes in Händen, und — bin doch immer nur der Graf Schwarzenberg! Der kleine unbedeutende Graf Lobkowitz aber, der ist jetzt ein Fürst geworden durch Kaisers Gnaden, wie es die Eggenberg, die Liechtenstein und Fürstenberg auch sind.

Ihr werdet auch ein Fürst werden, mein Vater, sagte Graf Adolf leise, ja, gewiß, Ihr braucht nur zu erkennen zu geben, daß es Euer Wunsch ist, einen Fürstentitel zu bekommen, und der Kaiser Ferdinandus wird Euch gern damit belohnen, wenn er vorher durch Euch seine Wünsche erfüllt sieht.

Der Graf schrak leise zusammen, und warf einen seltsamen fragenden und forschenden Blick auf seinen Sohn. Ich danke Dir, Adolf, sagte er, Du hast auf eine eben so zarte als diplomatische Weise mich auf den eigentlichen Gegenstand unseres Gesprächs, — oder vielmehr Herr Kämmerer, unserer Conferenz zurückgeführt. Ja,

es handelt sich vor allen Dingen darum, zu erfahren, welche Nachrichten Du mir von Seiner Majestät mitbringst, und was für Befehle der Kaiser mir giebt?

Vor allen Dingen, chère père, wünschet der Kaiser, daß des Kurprinzen Vermählung mit der Prinzessin von der Pfalz auf jede Weise hintertrieben werde, und daß man wo möglich den Kurprinzen vorläufig noch von jeder Vermählung zurückzuhalten suche. Es erschwere die Lage der Dinge, wenn der Kurprinz vielleicht schon bald Nachkommenschaft habe, und dadurch dem Kurhause von Brandenburg äußerlich mehr Festigkeit und Dauer verleihe.

Ein Blitz fuhr aus den Augen des Grafen auf das Angesicht seines Sohnes, welches indessen ganz ruhig und harmlos blieb. Wer hat Dir das gesagt? fragte er. Wer hat solche seltsame dunkle Worte gesprochen? Nicht der Kaiser, nein, er kann das nicht gesagt haben!

Nein, aber des Kaisers vertrautester Rathgeber, mio padre amato, der hochehrwürdige Herr Beichtvater und Jesuit Signor Silvio. Ich halte ihn, beiläufig gesagt, eigentlich für eine Mensch gewordene Blindschleiche, und würde mich sehr hüten, ihn meine Ferse ohne Schuh sehen zu

lassen. Aber es steht fest, daß er nicht blos im Beichtstuhl, sondern auch im Geheimrath das Ohr des Kaisers hat, und daß, was er sagt, eben so gut ist, als ob es der Kaiser selber sagt. Uebrigens behauptet man am Kaiserhofe, Pater Silvio sei ein Zauberer, der durch die Augen der Menschen gerade in ihre Herzen hineinschaue, und Alles, was in denselben enthalten sei, so deutlich und genau wisse, als ob es mit Fracturschrift auf Pergament geschrieben wäre.

Ich glaube, es ist so, murmelte der Graf, ich glaube, er hat auch in meinem Herzen gelesen! Aber weiter, weiter mein Sohn! Was sagte Dir Pater Silvio noch außerdem?

Er sprach noch gar Vieles über die schwankende und unsichere Lage des Kurhauses von Brandenburg, das jetzt, wie er sagte, nur auf vier Augen stände, und erlöschen würde, wenn der Kurprinz Friedrich Wilhelm eines plötzlichen Todes versterben sollte.

Der Graf zuckte zusammen und eine fahle Blässe überzog sein Angesicht. Sein Sohn bemerkte es im Eifer seiner eigenen Rede nicht, und fuhr fort: Ich wagte es indessen, dem weisen Pater zu widersprechen und ihn darauf aufmerksam zu machen, daß noch sieben Lehnsvettern und

Verwandte vorhanden wären, und mit ihren vierzehn Augen die vier Augen des Kurfürsten unterstützten, und dadurch das Schwanken des Hauses Brandenburg-Hohenzollern sehr verringerten. Aber der Pater Silvio lächelte fast mitleidig bei dieser meiner Bemerkung, und sagte in höchst überlegenem Tone: „Junger Mann, Euer Vater wird das besser beurtheilen können, wiederholet ihm also nur meine Worte und saget ihm, daß der Kaiser die Lehnsvettern des Kurfürstlichen Hauses nicht anerkennen werde, und die Kurmark Brandenburg, wenn unglücklicherweise der Kurprinz ohne Descendenten sterben sollte, als ein freies Lehen betrachten würde, welches der Kaiser von Deutschland aus eigener Gnade und Machtvollkommenheit einem andern Fürsten verleihen würde."

Graf Adam Schwarzenberg sprang auf und seine Augen ruhten einen Moment mit einem durchbohrenden Ausdruck auf dem Antlitz seines Sohnes. Dann wandte er sich ab und begann heftig auf und ab zu gehen, und jetzt war es sein Sohn, der seine Augen mit durchbohrendem Ausdruck auf ihn heftete, der mit gespannter Aufmerksamkeit jede seiner Bewegungen, jeden seiner Athemzüge beobachtete. Aber als der Graf sich ihm wieder zuwandte, war keine Spur von Erre-

gung mehr in dem Angesicht des jungen Mannes sichtbar, und mit freundlichem Lächeln schaute er seinem Vater entgegen.

Graf Adam trat dicht an ihn heran und legte seine Hand auf des Sohnes Schulter!

Hast Du den weisen Pater Silvio denn nicht daran erinnert, fragte er, daß der Kurfürst Georg Wilhelm außer dem einzigen Sohn auch noch zwei Töchter hat? Daß da die beiden Kurprinzessinnen Louise Charlotte und die junge Hedwig Sophie sind?

Nein, mein Vater, erwiderte Graf Adolf leichthin, nein, ich habe das nicht gethan. Ich hielt das für überflüssig, weil im Kurbrandenburgischen Hause die Frauen nicht zur Erbfolge berechtigt sind. Das Salische Gesetz existirt hier ja nicht!

Als ob Gesetze sich nicht abändern ließen, rief Graf Adam. Als ob der Kaiser nicht da wäre, neue Gesetze zu geben! Mein Sohn, laß uns offen und ehrlich, ohne Rückhalt zu einander sprechen, und beantworte mir eine Frage: Wie stehst Du mit der Prinzessin Louise Charlotte?

Der junge Mann schrak zusammen und eine tiefe Röthe überflog einen Moment seine Wangen. Ich begreife Euch nicht, Herr Vater, sagte er ver-

wirrt. Was meint Ihr? Wie soll ich mit der Prinzessin stehen?

Adolf Johann, Du begreifst mich ganz gut, und Du weißt, was ich meine, erwiderte Graf Schwarzenberg lächelnd. Wenn ich frage, wie Du mit der Prinzessin Louise Charlotte stehst, so will ich damit sagen: wie weit bist Du vorgeschritten in ihrer Gunst?

Ein fast unmerkliches Lächeln flog über das Antlitz des jungen Grafen hin. Nun, sagte er, die Damen des Kurhauses haben sich mir immer sehr gnädig gezeigt, die Prinzessin Louise Charlotte nicht weniger als ihre Frau Mutter und das junge Fräulein, und da ich nichts gethan habe, um ihrer Gunst verlustig zu gehen, so hoffe ich, werden sie nach meiner Reise mich eben so gnädig willkommen heißen, als sie mich vor derselben gnädig entlassen haben.

Mein Sohn, sagte Graf Adam ernst, Du weichst mir aus, und das ist nicht gut. Wir Zwei sind dazu gemacht, einander zu verstehen und Hand in Hand zu gehen auf den schwierigen Wegen, welche sich jetzt vor uns aufthun. Denn Du weißt es so gut wie ich, wir sind gefährdet, wenn der Kurprinz sich wieder hier am Hofe befindet, und wir

werden fortan viele Steine des Anstoßes auf unserem Wege finden.

Aber mein mächtiger und kluger Herr Vater wird sie alle aus dem Wege räumen, rief sein Sohn mit einem heitern Lachen. Möge der Kurprinz immerhin Steine auf unseren Weg schleudern, wir werden sie aufheben, und Eure Gnaden werden schon Gelegenheit finden, sie dem kleinen Prinzen, dem letzten Sprößling seines Hauses, zurück zu schleudern.

Ich werde die Gelegenheit finden, und beim Himmel, ich werde sie benutzen!

Und wenn mein gnädiger Herr Vater mich dabei zum Aufheben der Steine, — vielleicht auch zum Schleudern benutzen können und wollen, so bin ich mit Freuden bereit. Eure Gnaden brauchen mir nur die Richtung anzugeben; ich ziele gut, und hoffe zu treffen.

Mein Sohn, Du bist wahrlich ein großer Diplomat, rief Schwarzenberg, und Mancher, der sich einen alten Meister dünket in dieser Kunst, würde von Dir noch lernen können. Wie geschickt Du es verstanden hast, mich abzulenken von der Frage, die ich an Dich richtete, und das Gespräch in andere Bahnen zu führen! Aber ich muß doch zu meiner Frage zurückkehren, und da Du Steine

werfen willst, für welche ich Dir die Richtung angeben soll, so sage ich Dir, mein Sohn: Dein Verhältniß zu der Prinzessin Louise Charlotte kann ein gar starker Stein des Anstoßes für den Kurprinzen werden, und wenn Du ihn richtig zielst, so kannst Du damit leichtlich das Haupt des Prinzen so treffen, daß er es zerschmettert. Deshalb, mein schöner Sohn, beantworte mir ehrlich meine Frage: wie stehst Du mit der Prinzessin Louise Charlotte?

Ueber die hohe, klare Stirn des jungen Grafen flog eine Wolke des Unmuthes, und sein heiteres Antlitz umdüsterte sich.

Mein Gott, sagte er, was hat denn die Prinzessin mit der Politik zu schaffen?

Sehr viel, mein Sohn. Ich erinnere Dich an die Worte des Paters Silvio, welche Du selber mir hinterbracht hast. Der Pater hat mich wissen lassen, daß Seine Majestät, im Falle der Kurprinz ohne Descendenten sterben sollte, die Ansprüche der Lehnsvettern des Hauses Brandenburg nicht anerkennen, sondern die Kurmark als ein freies Lehen betrachten würde, welches er anderweitig aus Gnaden verleihen könne. Das Einfachste und Natürlichste wird sein, daß die Kurmark Brandenburg, wenn kein Sohn mehr als Erbe vorhan-

den ist, der Tochter anheimfällt, daß der Kaiser die älteste Tochter des Kurfürsten Georg Wilhelm zür Erbnachfolgerin erklärt und ihr und ihrem Gemahle aus Gnaden die Kurmark Brandenburg verleihet.

Das sind sehr große und sehr weitschauende Pläne, murmelte der junge Mann mit niedergeschlagenen Augen.

Aber Pläne, welche sich verwirklichen lassen, fiel sein Vater rasch ein, Pläne, welche Du in Deinem klugen Kopfe sehr reiflich erwogen hast, denn — ich beantworte mir jetzt selber meine Frage — denn Du stehst sehr gut mit der Prinzessin Louise Charlotte, Du hast sehr klug und sehr richtig berechnet. Die Prinzessin liebt Dich, und sie kann mit ihrer Hand Dir ein Kurfürstenthum als Brautgeschenk darbringen.

Da sei Gott vor, daß ich mit dem Herzen der Prinzessin ein freventlich Spiel sollt' getrieben haben! rief Graf Adolf lauter und heftiger, als er bisher gesprochen. Ihr beschuldigt mich falsch, gnädigster Herr Vater, es ist mir nicht in den Sinn gekommen, auf ein solches Brautgeschenk zu speculiren, oder aus der Liebe eine Berechnung zu machen.

Graf Adam schaute mit einem Ausdruck schmerz-

lichen Erstaunens in das erregte Antlitz seines Sohnes. Unglücklicher, Du liebst die Prinzessin also? fragte er.

Ja, rief der junge Mann stürmisch, ja, ich liebe sie! Ich würde sie lieben, wenn sie auch ein Bauermädchen wäre, ich würde nach ihrer Hand, ihrem Besitze streben, wenn sie auch von armer, unbekannter Familie wäre, wenn sie mir auch nichts darzubringen hätte, als ihr Herz, ihr holdes Wesen, ihr liebreizendes Selbst. Jetzt wißt Ihr es, mein Vater, wie ich zu der Prinzessin stehe: Ich liebe sie, liebe sie leidenschaftlich!

Ach, mein Sohn, wie gut Dich diese Begeisterung kleidet, sagte sein Vater lächelnd, wie glücklich die Prinzessin sein würde, wenn sie Dich sehen könnte mit diesen feurigen Blitzen in den großen Augen! Mein Sohn, Du wirst mich überflügeln, denn Du hast etwas Großes vor mir voraus, Du hast von der Natur eine herrliche Mitgift erhalten, welche mir fehlt: Du hast ein zärtliches Herz! Du empfindest entweder glühende Liebe, oder — vermagst es, sie bis zum Verwechseln ähnlich nachzuahmen und darzustellen! Wir wollen dies nicht weiter erörtern, nur wiederhole ich Dir: Du wirst mich überflügeln! Du liebst also die Prinzessin Louise Charlotte. Ich danke Dir für

dieses eine Geständniß; aber füge demselben nun noch ein zweites hinzu, Adolf. Sage mir, ob die Prinzessin Deine Liebe erwidert?

Ich habe es nicht gewagt, an sie diese Frage zu richten, erwiderte Graf Adolf mit niedergeschlagenen Augen. Die Prinzessin steht so hoch über mir, ist so rein und tugendhaft, daß es eine Versündigung wäre, ihre Unschuld und Tugend durch das Geständniß einer unerlaubten Liebe zu versuchen!

Mein Sohn, rief der Graf lächelnd, Du bist ein Muster von Discretion und Verschwiegenheit. Ich bewundere Dich, ich bin entzückt von Dir! Du hast es also nicht gewagt, und wirst es also nicht wagen, der Prinzessin Deine Liebe zu bekennen?

Nein, mein Vater, wenigstens nicht so lange, als es eine unerlaubte Liebe ist, so lange als ich nicht weiß, ob ich Eure Zustimmung habe, und durch Euch die Zustimmung des Herrn Kurfürsten.

Du willst sicher gehen, Du willst Dich in kein Unternehmen einlassen, welches keinen Erfolg verspricht! Ach, jetzt begreife ich, jetzt verstehe ich Alles! Ich habe eine unwiderstehliche Lust, Dich zu umarmen, und Du kannst Deinem Vater diesen Anflug von Zärtlichkeit schon einmal gestatten!

Komm an mein Herz, mein großer, bewunderungswürdiger Sohn!

Er schlang seine Arme um den Nacken seines Sohnes und drückte einen innigen Kuß auf seine Lippen.

Graf Adolf Johann Schwarzenberg, sagte er dann, mit diesem Kusse gebe ich Dir meine Erlaubniß zur Werbung um die Prinzessin Louise Charlotte! Mit diesem Kusse verspreche ich Dir, das Herz des Kurfürsten so zu bearbeiten und zu lenken, daß er Dir die Hand der Prinzessin giebt und in Eure Vermählung williget.

Mein theurer Vater, Ihr öffnet mir da wahrhaftig die Thüre des Paradieses. Aber diese Thür hat zwei Flügel, und wenn ich in sie eintreten soll, müssen sich mir beide Flügel öffnen.

Ach, Du meinst die Kurfürstin. Sie freilich wird sehr gegen eine solche Vermählung sich auflehnen, denn sie hat ein stolzes und eigenwilliges Herz, über welches Niemand Gewalt hat außer der Kurprinz, und der wahrhaftig, der wird diese Gewalt nicht zu unseren Gunsten verwenden wollen. Nun, es wird dann zuletzt am Ende nichts davon übrig bleiben, als Gewalt mit Gewalt zu erwidern, und die liebe Frau Kurfürstin zu zwingen, daß sie ihre Einwilligung geben muß.

Solche Zwangsmittel anzuwenden, das ist Deine Sache, mein Sohn!

Ihr ermächtigt mich dazu, mein Vater? Ihr werdet mir Eure Unterstützung nicht versagen? Mich nicht desavouiren?

Ich ermächtige Dich zu Allem, was Du zu thun für nöthig findest, und Du wirst an mir einen treuen Bundesgenossen finden, denn ich sehe es mit Freuden, Du bist auch mir ein treuer Bundesgenosse, und wir können gegenseitig auf einander zählen.

Ich werde es stets als eine heilige und schöne Pflicht erkennen, Euch, meinem vielgeliebten Vater, zu gehorsamen, und ich werde freudig stets bereit sein, Euren Willen zu vollführen.

Und Du wirst gut daran thun, mein Sohn, sagte Graf Adam Schwarzenberg mit einem herzlichen Händedruck. Alles, was ich für mich thue, ist ja auch für Dich gethan, Alles, was ich erreiche, ist zu Deinem Vortheil und Nutzen! Du bist mein Erbe, auf Dich werde ich Alles übertragen, was ich auf Erden erlangt habe, meinen Namen, meinen Ruhm, meine Würden und Aemter, mein Geld und Besitzthum!

Chère père, rief der junge Mann, sprechen wir nicht von so ernsten Dingen. Ich hoffe, daß

es noch sehr lange dauern möge, bis ich die große und traurige Erbschaft antrete.

Ich hoffe es auch, sagte Graf Adam lebhaft. Ich möchte Dir etwas Ganzes, etwas Vollendetes vererben, und dazu bedarf es noch vieler Arbeit und Anstrengung. Ich habe mir eine große Aufgabe gestellt, und sie ist noch sehr weit von ihrer Ausführung entfernt.

Und doch habt Ihr schon so Großes, so Bewunderungswürdiges geleistet und vollführt, mein Vater! Ihr habet keinen Begriff davon, mit welcher Entzückung man am Kaiserhofe Eurer und Eurer Leistungen gedenkt. Kaiser Ferdinandus sprach von Euch als von seinem liebsten und getreuesten Diener, und Pater Silvio nannte Euch eine Leuchte des Glaubens und einen getreuen Sohn der Kirche, durch welchen noch viel Heil geschehen solle.

Ja, es soll noch viel Heil durch mich geschehen, rief Graf Adam lebhaft. Ich weiß, was ich will, ich kenne die großen Ziele, die ich vor mir habe, und bin ihnen seit zwanzig Jahren nachgestrebt mit unerschütterlichem Muthe, mit unerkaltetem Eifer. Mein Sohn, vor Dir mache ich kein Geheimniß aus meinen Zielen, und Du mußt sie kennen, damit Du mir getreulich zur Seite stehst.

Es ist wahr, ich bin ehrgeizig, ich dürste nach Ruhm, es ist wahr, ich habe auch für mich selber gearbeitet und mein persönliches Interesse gefördert, so viel ich es vermochte. Aber dieses persönliche Interesse allein trägt mich doch nicht zu meinen Zielen hin, sie sind höher, erhabener! Ich bin der getreue Diener und Unterthan meines Kaisers und Herrn, ich bin der gläubige und eifrige Sohn unserer heiligen Kirche. Dem Kaiser und der Kirche gehört mein Streben und meine Thatkraft, und die Größe und Bedeutsamkeit Beider zu fördern, das ist es, was all' mein Thun und Handeln bestimmt.

Und ich, mein gnädigster Vater, werde Euch darin getreulich zur Seite stehen, sagte Graf Adolf innig. Ihr werdet stets an mir einen lernbegierigen und ergebenen Schüler finden.

Wir haben Beide eine große Mission zu erfüllen, rief Graf Adam, und es ist wohl gut, daß man zuweilen sich dieselbe klar vor Augen stellt, um ihrer immer eingedenk zu bleiben und ihrer niemals zu vergessen, auch nicht um seiner eigenen persönlichen Interessen willen. Dessen erinnere auch Du Dich, mein Sohn, und handle darnach. Dem Kaiser und der Kirche seien alle unsere Dienste geweiht. Den Kaiser groß und mächtig zu machen, sein Ansehen zu stärken im deutschen

Reiche, das ist und bleibt meine Aufgabe als Staatsmann. Die Macht und Herrschaft der katholischen Religion immer weiter auszudehnen, das ist und bleibt meine Aufgabe als Christ, als Sohn der allein selig machenden Kirche. Gott hat mich zu seinem Rüstzeug ausersehen, wie wäre es sonst wohl möglich gewesen, daß der strenggläubige reformirte Kurfürst mich, den Katholiken, zu seinem ersten und mächtigsten Minister erwählen konnte! Gott will, daß durch mich das Ansehen des heiligen römischen Reiches und des deutschen Kaisers wieder erhöhet und gefördert werde, deshalb hat er es gemacht, daß ich, der Unterthan des Kaisers, der geborene Oesterreicher, daß ich der Diener werden sollte des Kurfürsten von Brandenburg. Aber aus dem Diener ist der Herr geworden, und der katholische Oesterreicher ist Statthalter in den Marken, ist allmächtiger Minister in dem Lande der Ketzer! Er ist es, weil durch ihn dieses Land dem Glauben und der Kirche wieder zugeführt werden soll, weil durch ihn die gefährdete Macht des Kaisers von Deutschland wieder erhöhet werden soll! Sie wollten sich auflehnen gegen Kaisers und Reiches Gewalt, die protestantischen Kurfürsten, wollten mit des Schweden Hülfe aus dem heiligen römischen Reich

einen Salat von freien unabhängigen Ländern und Ländchen machen, in welchem Protestanten, Reformirte und Lutheraner eben so viel bedeuteten, als die Katholiken, und in welchem der Kaiser nichts mehr zu gebieten habe. Aus dem protestantischen Kurfürsten von der Pfalz sollte ein König werden, der über das katholische Böhmen seinen Scepter schwinge, und aus dem kleinen Kurfürsten von Brandenburg sollte ein mächtiger Fürst werden, der im Norden die Macht des deutschen Kaisers bräche und eines protestantischen Deutschlands Mittelpunkt und Kaiser werde! Dazu verbanden sie sich mit den Schweden, dazu sollte der König Gustav Adolf den protestantischen deutschen Fürsten, seinen Vettern und Schwägern, hülfreich sein! Aber das Schicksal war wider sie! In der Schlacht am weißen Berge verlor der Pfalzgraf seinen böhmischen Thron, in der Schlacht bei Lützen verlor der Schwedenkönig sein Leben, und im Prager Frieden verlor Schweden, verloren die Feinde des Kaisers einen mächtigen Bundesgenossen, den Kurfürsten von Brandenburg! Ich war es, der den Kurfürsten von den Schweden abwendete, der ihn wieder zum gehorsamen Diener seines Herrn und Kaisers machte! Und ich werde es sein, der die Mark Branden-

burg wieder gut Kaiserlich und, will's Gott, auch wieder gut katholisch macht! Denn nach dem Haupte richten sich die Glieder, und wenn der Fürst zur katholischen Religion sich bekennt, so werden es gar bald auch seine Unterthanen thun.

Wie, mein gnädigster Vater, es wäre möglich, daß der Kurfürst Georg Wilhelm —

Still, still, mein Sohn, wer spricht denn von dem Kurfürsten Georg Wilhelm? Wer gedenkt des absterbenden Baumes, der keine Früchte mehr tragen wird, wenn er daneben einen jungen sprossenden Baum im vollen Blüthenschmucke zukünftiger Früchte siehet! Mein Sohn, ich gebe Dir vorher meine Einwilligung, um die Liebe der Prinzessin Louise Charlotte zu werben, aber eines mache ich zur Bedingung, und Du mußt es mir feierlich geloben: Nur eine Katholikin wird die Gemahlin meines Sohnes Adolf Johann.

Nur eine Katholikin wird meine Gemahlin, rief der junge Graf, ich gelobe es Euch feierlich, mein Vater!

Und Du vermeinst wirklich, mein Sohn, daß der Kaiser mir eine gleiche Gunst könnte widerfahren lassen, wie denen Fürstenberg's, Lobkowitzen's und Liechtenstein's?

Ich bin ermächtiget, Euch das in Aussicht zu

stellen, gnädigster Herr Vater. Das Haus Oesterreich ist dankbar, und es vergißt nicht, daß schon Euer Herr Vater ihm wichtige Dienste geleistet, dem Kaiser mit Ruhm gegen die Türken gedient hat, daß Ihr selber Euer ganzes Leben lang treu und unermüdlich gewesen im Dienste Kaiserlicher Majestät, daß der Statthalter in den Marken, der Heermeister des Johanniter-Ordens doch immer eingedenk geblieben ist seiner Treue gegen den Kaiser.

Ich muß und will allzeit gut Kaiserisch heißen, rief der Graf lebhaft, und Kaisers Dienst geht über Kurfürsten-Dienst!*) Der Ungarn Fürst, der Bethlen Gabar hat wohl gesaget, ich führe mit dem Kurfürsten auf einem Schiffe, und meine Fortuna beruhe auf der Fortuna des Kurfürsten, aber er soll sich doch geirrt haben, und wir wollen doch lieber auf eigenem kleinen Kahne unsere Fahrt machen, als auf Kurfürstlichem Schiffe.

Ja, mein Vater, das wollen wir! rief der junge Graf freudig. Lenke Du das Steuerruder, und gieb dem Kahne Fahrt und Richtung an. Ich werde die Segel alsdann so stellen und auf-

---

*) Graf Adam Schwarzenberg's eigene Worte. Siehe: Droysen, Geschichte der preußischen Politik. III. Abth. I. S. 35.

ziehen, daß wir den Wind abfangen und rasch vorwärts kommen!

Thue das, mein Sohn, und horche allezeit auf den Wind, wie er aus den Kammern der Kurfürstin und ihrer Prinzessinnen sowohl, als auch aus den Raubnestern und Spelunken der märkischen Herren Junker und Wegelagerer, und den Festungen und Garnisonen herüberbläst. Wir Beide, mein Sohn, wir fahren zusammen auf demselben Kahn; ich bin der Steuermann, Du spannst die Segel, und auf unserer Flagge stehet mit unsichtbarer geheimnißvoller Farbe die Devise: Gut Kaiserlich, gut katholisch.

Ja, gut Kaiserlich und gut katholisch, wiederholte der junge Graf feurig. Aber, theuerster Vater, ganz leise wollen wir noch hinzufügen: gut Schwarzenbergisch!

Ja, mein Sohn, das wollen wir. Denn neben den großen und heiligen Interessen auch das eigene Interesse immer ein bischen im Auge zu behalten, ist menschlich und berechtigt. Mein Gott, es wäre ja auch hier in diesem freudlosen schmutzigen Berlin ein gar so jammervolles und entsetzliches Leben, wenn man nicht einen glänzenden Stern über sich sähe, zu dem man aufschauete, wenn es hier unten gar so dunkel ist,

und der Einem den Pfad erhellte, und Einem wieder aufhülfe, wenn man in Schmutz und Erbärmlichkeit zu versinken fürchtet. Dieser Stern, mein Sohn, weißt Du, wie er heißt?

Er heißt der Ruhm, er heißt die Liebe, chère père.

Nun, um des Ruhmes willen lasse ich Dir die Liebe passiren, närrischer Schwärmer, Du magst sie als Ballast auf unserem Kahne einschiffen. Aber wenn's einmal stürmt, und Noth am Mann ist, werfen wir den Ballast über Bord.

Mein Vater, wenn Ihr das thätet, würdet Ihr auch mein Glück und mein Leben mit über Bord werfen, rief Graf Adolf lebhaft. Wenn Ihr die Liebe einen Ballast nennt, so vergeßt nur nicht, mein Vater, daß in diesem Ballast das Herz Eures Sohnes mit inbegriffen ist.

Verliebter Thor, Du hast also wirklich noch ein Herz? Du glaubst noch daran?

Ich glaube daran, mein gnädigster Vater, weil ich es empfinde, weil —

Ein hastiges dreimal wiederholtes Kratzen an der Thüre des Vorzimmers unterbrach ihn und auf des Statthalters Ruf trat der Lakai Balthasar eilig herein.

Gnädigster Herr, sagte er, es ist ein Courier

da vom Herrn Commandanten von Rochow aus Spandow und begehrt Eure gräfliche Gnaden in sehr dringlichen Angelegenheiten zu sprechen.

Ich gehe, gnädigster Vater, ich gehe, rief der junge Graf, sich eiligst erhebend. Ich darf die kostbare Zeit des Herrn Statthalters nicht länger in Anspruch nehmen.

Und hast selber gar wichtige Angelegenheiten, nicht wahr? fragte sein Vater. Bist lange genug Diplomat und Politiker gewesen, und das curiose Ding, dessen Besitzer zu sein Du Dich verrühmst, das Herz, will jetzt wieder in seine Rechte eintreten?

Der junge Mann lachte und drückte die dargereichte Hand des Grafen zärtlich an seine Lippen. Dann nickte er seinem Vater noch einmal freundlich zu, und sprang mit eiligen Sätzen durch das Gemach hin, nach der Seitenthüre, durch welche er verschwand.

Graf Adam Schwarzenberg schaute dem Sohn mit sinnenden, gedankenvollen Blicken nach. Seltsam, murmelte er. Spielt er Comödie, oder ist das Wahrheit? Heuchelt er aus Klugheit ein Herz, oder hat er's wirklich? Nun, gleichviel. Der Courier aus Spandow.

Ein Feldjäger in bestaubter und beschmutzter

Uniform trat auf den lauten Ruf des Grafen aus dem Vorzimmer herein, und blieb militärisch salutirend an der Thüre stehen.

Was bringt Er mir? fragte Graf Schwarzenberg, zu ihm hinschreitend. Wo sind die Briefe und Depeschen?

Gräfliche Excellenz halten zu Gnaden, aber ich habe keine Briefe und Depeschen. Herr Platzcommandant von Rochow hat mich mit mündlicher Botschaft entsendet und bittet um Entschuldigung, daß er in der Eile nicht mehr schreiben konnte. Ich habe nur zu vermelden, daß in dem Augenblicke, da ich abgeordert ward, der Herr Kurprinz seinen feierlichen Einzug in Spandow hielt. Alle Gutsbesitzer, Stände und Herren aus der Umgegend hatten sich dem Herrn Kurprinzen angeschlossen, und folgten ihm zu Wagen, zu Roß und zu Fuß. Der Herr Commandant waren sehr etonniret über die Feierlichkeit, und beeilten sich die Paradeuniform anzulegen, um mit dem Officiercorps dem Herrn Kurprinzen entgegen zu reiten.

Das ist Alles, was Er mir zu melden hat?

Alles, Excellenz!

So reite Er wieder zurück und melde Er dem

Herrn Commandanten meinen schönsten Dank für die willkommene Botschaft!

Ja, wiederholte der Graf, als der Courier abgetreten war, ja, das ist eine willkommene Botschaft, und bei Gott, ich will Nutzen davon ziehen! He, Balthasar, Balthasar! — Ist der Polizeimeister im Vorzimmer?

Gräfliche Gnaden, er ist schon seit einer Stunde da!

Er soll herein kommen! — Da seid Ihr ja, Meister Brandt! Nun höret! Schickt alle Eure geheimen Freunde und Diener durch die Stadt, thuet unter der Hand den Bürgern, dem Magistrat, den Kaufleuten, der ganzen Einwohnerschaft zu wissen, daß der Kurprinz in drei bis vier Stunden allhier anlangen wird, und daß es sicherlich dem Herrn Kurfürsten und seiner Gemahlin eine recht große Freude sein würde, wenn man ihn recht feierlich willkommen hieße und ihm eine Strecke Weges entgegenzöge. Saget ferner, es würde dem Kurprinzen gewiß eine sehr große Freude bereiten, wenn man heute Abend die Stadt erleuchtete, und wenn das so von selber, ohne Zwang und Befehl geschähe, so würde der Kurprinz dadurch erkennen müssen, wie sehr die Berliner ihn willkommen heißen und wie viel

sie von seiner Heimkehr erhofften. Feuert die Leute recht an, daß sie ihre Häuser recht hell erleuchten und recht viel jubiliren, schickt Eure Agenten allerorten hin, und beweiset mir heute einmal, daß Ihr meine Befehle rasch und pünktlich auszuführen verstehet und ein würdiger Nachfolger meines lieben, jüngst verstorbenen Dietrich, Eures Amtsvorgängers, seid.

Excellenz, ich werde Alles thun, was in meinen Kräften steht, und ich zweifle gar nicht, daß es mir gelingen wird, die Zufriedenheit Eurer gräflichen Gnaden zu verdienen. Nur wage ich zu bemerken, daß es gar manchem der Bürger schwer werden wird, sich die nöthigen Lichter oder Lampen zu verschaffen, denn die Armuth und Noth ist sehr groß, und es wäre vielleicht gut, wenn man den Leuten ein wenig beistände und ihnen die Lichter zur Illumination lieferte.

Thut das, Meister Brandt! rief der Graf lächelnd. Ich gebe Euch Vollmacht, für hundert Thaler Talglichter zu vertheilen, nur traget Sorge, daß die Leute die Lichter auch wirklich anzünden und abbrennen lassen, und sie nicht als Leckerbissen dieser mageren Zeiten verzehren. Und höret noch eins, Polizeimeister Brandt! Es wäre mir lieb, wenn Ihr einige Leute gegen mich und auch

gegen Seine Durchlaucht den Kurfürsten aufhetzen könntet, indem Ihr ihnen allerlei Schlimmes von mir berichtetet, und es dem Kurfürsten zum Verbrechen anrechnetet, daß er mir so sehr gewogen sei. Ihr könntet dann solche Leute, welche Ihr aufgestachelt und aufgehetzt habt, zum Schlosse herantreiben, daß sie, sobald der Kurprinz angelangt ist, mit recht lauten und deutlichen Stimmen schreien möchten: Es lebe der Kurprinz! Vivat hoch unser Retter und Erlöser! Nieder mit dem Katholiken! Fort mit dem Schwarzenberg! Ihr könnet dazu mindestens zehn bis fünfzehn Leute anwerben und ihnen versprechen, daß sie ein gutes Trinkgeld haben sollen, wenn sie recht laut und deutlich schreien. Nun, was schauet Ihr auf einmal so lächelnd drein, Mann?

Gräfliche Gnaden verzeihen, aber als ich vor vier Wochen mein Amt antrat, haben Eure Excellenz es mir zur dringenden Pflicht gemacht, Hochderselben immer der Wahrheit gemäß Bericht zu erstatten, über Alles, was geschieht nicht allein, sondern auch über die Stimmung und Gesinnung der hiesigen Einwohnerschaft. Soll dieser Befehl noch immer seine Gültigkeit haben, Excellenz?

Er soll seine Gültigkeit haben für Eure ganze Amtsführung, Meister Brandt, oder vielmehr, Ihr

werdet nur so lange Polizeimeister verbleiben, als ich überzeugt davon bin, daß Ihr mir allezeit sonder Rückhalt über alle Dinge die volle und ganze Wahrheit berichtet. Sprechet also! Was wolltet Ihr sagen?

Nun denn, gräfliche Gnaden, ich wollte nur sagen, daß es nicht nöthig sein wird, Leute anzuwerben, damit sie solch infames und respectwidriges Geschrei gegen Eure Excellenz vernehmen lassen. Sie werden das unbezahlt und ganz von selbst thun, und wenn ich nicht den Ersten, welcher solch Geschrei erhebt, sofort arretiren und abführen lasse, so werden sich sogleich mehr als zwanzig Kerls finden, die, ohne daß ich es ihnen einblasen lasse, justement Worte schreien, welche Eure Excellenz gern hören möchten.

Ihr meinet die Worte: Fort mit dem Katholiken! Nieder mit Schwarzenberg?

Ich bitte um Vergebung, Excellenz, aber die Worte meine ich.

Der Graf lachte hell auf. Nun, sagte er, desto besser! So ersparen wir also Geld und Mühe, was doch immer eine angenehme Sache ist. Aber höret, Herr Polizeimeister! Wenn wir die Kerls heute schreien lassen, so ist damit doch nicht gesagt, daß wir das obstinate Gesindel nicht nach

Gebühr abstrafen wollen. Merket Euch die Schreier vielmehr recht genau, und morgen, wenn der Festesjubel vorüber ist, so soll man sie arretiren und auf ein paar Wochen in's Loch stecken!

Der Polizeimeister zuckte die Achseln. Halten zu Gnaden, Excellenz, das ist heutzutage keine Strafe für das Lumpengesindel! Es ist froh, wenn es draußen im Ochsenkopf oder hier im Schloßgefängniß im grünen Hut frei Quartier und freie Kost bekommt, und gar Mancher, der sonsten in Ehren und Ansehen gelebt, würde heute in seiner Noth und Bedrängniß sich gern eines Vergehens schuldig machen, um arretirt und von Staatswegen im Gefängniß ernähret zu werden.

Nun, dann wollen wir also das schreiende Gesindel nicht mit Gefängnißstrafe belohnen, sondern jedem der Schreier soll vom Büttel eine tüchtige Tracht Prügel aufgezählet werden, und dann lasset Ihr die Kerls wieder laufen. Eilet Euch jetzt, Brandt, denn ich denke, der Kurprinz wird in einigen Stunden hier sein, und wenn Ihr die Leute nicht zu rechter Zeit benachrichtiget, so wird der Kurprinz hier anlangen, bevor die Leute ihre Lumpen und Alltagskittel ausgezogen und ihre Festtagskleider angelegt haben. Eilet Euch und lasset uns heute Abend eine recht glän-

zende Illumination sehen! Lebet wohl, Meister Brandt.

Der Polizeimeister trat ab, und Schwarzenberg rief jetzt durch lautes Pfeifen den Lakaien herbei. Einer der Reitknechte soll aufsitzen, befahl er, soll hinausreiten auf den Weg bei Spandow bis eine viertel Meile von hier. Dorten soll er Halt machen und warten, bis der Herr Kurprinz nebst Gefolge daselbst anlangt. Sobald er denselben gesehen hat, soll er in vollem Trabe zurückkommen und mir Meldung machen!

So wäre denn jetzt alles Nöthige besorgt, sagte Schwarzenberg zu sich selber, als er wieder allein war. Jetzt mag der Kurprinz immerhin kommen, wir sind bereit, ihn zu empfangen. Es wird einen harten Kampf geben, aber ich bin seit zwanzig Jahren gegen alle meine Feinde Sieger gewesen, also werde ich es auch wohl gegen den kleinen Kurprinzen bleiben! Nun rasch Toilette gemacht, und dann zum Kurfürsten, um bei ihm das Vorpostengefecht zu eröffnen! Ach, wir werden ja sehen, mein Herr Kurprinz! Für Euch schreit der Berliner Pöbel, für mich spricht der Kurfürst! Wir werden ja sehen, wer von uns Beiden auf Sand gebauet hat!

3.

Die Heimkehr.

Darf ich es wagen einzutreten, gnädigster Herr? fragte Graf Schwarzenberg, indem er die Thüre des Kurfürstlichen Cabinets öffnete und seinen schön frisirten, von hundert und aber hundert Locken umringelten Kopf durch dieselbe hereinsteckte.

Ah, siehe da, der Adam Schwarzenberg! rief Kurfürst Georg Wilhelm, indem er seinen Drehstuhl von dem Schreibtisch umwandte. Was fragest Du denn, Graf, da Du doch weißt, daß Du allzeit ungemeldet hereintreten kannst? Komm also näher und sei mir herzlich gegrüßet!

Und der Kurfürst stemmte seine beiden Arme auf die hölzernen Seitenlehnen seines Stuhls, um sich aus demselben emporzurichten. Aber sofort

war der Graf neben ihm und drückte ihn sanft in denselben zurück, indem er sich zugleich halb auf ein Knie niederbeugte und einen Kuß auf die Rechte des Kurfürsten drückte.

Wenn Eure Gnaden mich so formell behandeln und um meinetwillen aufstehen wollten, so würde ich glauben, Ihr liebtet mich nicht mehr, sagte er mit sanfter einschmeichelnder Stimme. Ihr wisset aber wohl, mein theuerster gnädiger Herr, daß ich ohne Eure Liebe nicht zu leben vermöchte, und daß das Dasein mir gar jammervoll und düster erscheinen würde, wenn mir über demselben nicht mehr der Stern Eurer Gnade und Liebe leuchtete.

So lebe denn, mein Adam, lebe fröhlich und heiter, denn Du weißt es wohl, daß ich Dich liebe, erwiderte Georg Wilhelm, dem Grafen freundlich zunickend. Und wie könnte es denn auch anders sein, da ich weiß, daß ich auf Deine Liebe bauen kann, und daß Du der Einzigste bist, der auch mich liebt und dem wahrhaftiglich daran gelegen ist, daß ich noch nicht von hinnen fahre, sondern ein weniges noch auf Erden verweile. Komm, mein Freund, setze Dich zu mir. Da, schiebe Dir den Lehnstuhl heran an meiner Seiten, nein, mir gegenüber, damit ich Dich anschauen kann. Ich

liebe es gar sehr, Dein schönes und stolzes Angesicht zu sehen, und ich getröste mich alsdann mit dem Gedanken, daß doch der Kurfürst von Brandenburg kein gar so kleiner und erbärmlicher Fürst sein kann, da ein so stolzer und fürnehmer Herr, wie der Graf Schwarzenberg, sein Minister ist.

Saget, sein Diener, sein Knecht, sein demüthigster Unterthan ist, gnädigster Herr! Ja, schauet mich an, mein vielgeliebter Herr, und leset in meinem Antlitz, daß ich Euch mit ganzer Seele und mit ganzem Herzen ergeben bin! Ach, wer weiß, wie lange Ihr das noch in meinem Antlitz lesen wollet, und wie bald es kommen mag, daß der arme Adam Schwarzenberg bei Seite geschoben wird und keinen Platz mehr findet in Eurem Herzen! Oh, gnädigster Herr, wenn ich das denke, fühle ich mich gar trostlos und elendiglich, und ich möchte lieber mein Haupt verhüllen und weinen und klagen, als lächelnd und freudigen Angesichtes Demjenigen entgegen gehen, welcher kommen wird, mich aus Eurem Herzen zu verdrängen!

Das wird Niemand thun, Adam, und ich weiß wahrlich nicht, wer sich auch nur erkühnen sollte, dies zu versuchen.

Gnädigster Herr, der Kurprinz wird es versuchen! Er, welcher stets schon als kleiner Knabe mein Widersacher war. Er, welcher von seiner Frau Mutter, von seinen Verwandten im Mißtrauen gegen mich auferzogen ist, Er wird es mir nicht gönnen, daß ich auch nur den kleinsten Platz in dem Herzen seines Vaters habe, und Er wird Alles dazu thun, mir denselben streitig zu machen!

Aber es wird ihm nicht gelingen, sei überzeugt davon, mein Adam, es wird ihm nicht gelingen. Ich weiß nur zu gut, daß ich an Dir einen treuen, ergebenen Diener, an dem Kurprinzen einen rebellischen und widerspenstigen Sohn habe, daß Dir Alles an meinem Leben, ihm Alles an meinem Tode gelegen ist!

O nein, Durchlaucht, nein, es ist unmöglich, daß der Kurprinz so herzlos und entartet sein könnte, den Tod seines Vaters zu wünschen. Nein, ich muß gegen Euch selber Partei nehmen für den Kurprinzen. Ihr beschuldiget ihn falsch, gnädigster Herr, er liebt Euch sicherlich, und es ist nur sein Ehrgeiz und sein jugendlicher Uebermuth, der ihn zuweilen verleitet, zu thun, was nicht recht ist, und was er sicherlich nicht thun würde, wenn er die Sache besser überlegte. Aus jugendlichem

Uebermuth unterfing er sich, Euren Befehlen zum Trotz, noch länger im Haag zu verbleiben, und sogar den Kammerherrn von Schlieben zurückzuschicken, den Ihr mit dem strengen Befehl der Heimkehr zu ihm sandtet. Und nur sein stürmischer und ungebändigter Ehrgeiz ist jetzt daran schuld, daß der Kurprinz in nicht ganz geziemender Weise dahier anlanget. Aber Ihr dürfet ihm darum nicht zürnen, gnädiger Herr, und ich bin gerade deshalb heute zu Euch gekommen, um Euch inständigst zu bitten und zu beschwören, keinen Groll in Euch aufkommen zu lassen an dem heutigen Tage, der Euch den Kurprinzen heimbringt.

Er kommt also endlich, rief der Kurfürst aufathmend, er hat endlich die Güte gehabt, unseren oft wiederholten Befehlen Gehör zu geben, und sich herabzulassen zur Heimkehr. Aber diese Heimkehr ist, wie ich merke, gleich wieder dazu angethan, mir Aergerniß zu bereiten, und Du kommst nur in Deiner Gutmüthigkeit zu mir, um mir die Pille ein wenig zu versüßen, welche mir der Herr Sohn zu verschlucken giebt. Aber sage es nur frei heraus, Adam, und halte nicht hinter dem Berge. Was ist es? Was hat der Kurprinz gethan?

O, gnädigste Durchlaucht, ich bin überzeugt, daß er nichts Schlimmes im Sinne hat und gar

nicht gewillt ist, Euch Aergerniß zu geben. Er freuet sich natürlicherweise selber gar sehr seiner Heimkehr in seine zukünftigen Lande, und darum möchte er auch seinen zukünftigen Unterthanen die Freude gönnen, und verstattet es ihnen gern, daß sie ihn mit Jubel empfangen.

Thun sie das, seine zukünftigen Unterthanen? fragte der Kurfürst, und seine gichtgeschwollenen Hände faßten krampfhaft die Seitenlehnen seines Fauteuils. Empfangen sie ihn mit Jubel als ihren zukünftigen Landesherrn?

Ja, gnädigster Herr, man siehet recht, wie innig das Volk an dem Kurhause Hohenzollern hängt, und wie sehr es Theil nimmt an jedem frohen Ereigniß in der Familie. Seit der Kurprinz die Grenzen der Mark überschritten hat, zieht ihm aus jedem Dorf, aus jeder Stadt die Einwohnerschaft jubelnd entgegen; seine Reise ist ein wahrer Triumphzug, und der regierende Herr des Landes könnte nicht mit mehr Ehren und Freuden empfangen werden, als es der junge Kurprinz wird!

Mich, den regierenden Herrn, mich hat man nicht mit Jubel empfangen, rief der Kurfürst, dessen Angesicht dunkelroth geworden war vor Aufregung und Zorn. Meine Reise war keineswegs ein

Triumphzug, sondern sie glich vielmehr einem Leichenzug, so lautlos und still war Alles auf meinem Wege. Nirgends hörte ich ein freudiges Willkommen, nirgends kam mir das Volk entgegen, und so wie man in Königsberg ohne Gruß und Glückwunsch mich hatte abreisen lassen, so ließ man hier in Berlin ohne Gruß und Glückwunsch mich ankommen. Ich will es Dir anjetzo nur gestehen, daß es mich sehr gekränket hat, obwohl ich nicht darüber klagte. Ich getröstete mich aber damit, daß die Zeiten gar schlimm und traurig seien, und daß das Volk in seiner Trübsal selbst dem Landesvater kein fröhliches und heiteres Gesicht zeigen könne. Aber nun muß ich hören, daß es gar wohl jubeln und froh sein kann, und daß es seine Herzensfreude nur aufgespart hat für die Heimkehr meines Sohnes und Erben!

Vergebung, Durchlaucht, ich glaube aber, daß man das arme Volk unrichtigerweise beschuldigt, wenn man vermeinet, es habe anjetzo aus freiem Antriebe gehandelt, da es doch still gewesen, als sein geliebter Landesherr dahero gekommen. Nein, das arme unglückliche Volk würde auch anjetzo wohl geschwiegen haben, wenn man es nicht aufgestachelt hätte zum Schreien und Jubeln, wenn man es nicht dafür bezahlt hätte. Es ist sonst

schier unglaublich und undenkbar, daß die Leute dem jungen heimkehrenden Herrn solchen Triumph bereiten sollten, man siehet es wohl, daß Alles vorbereitet und verabredet worden. Denn es ist ja nicht blos das Volk auf den Gassen, sondern es sind ja auch die Bürger, die Behörden und Collegien, welche dem Kurprinzen ihren Willkomm entgegentragen. In Spandow zum Beispiel ist die ganze Bürgerschaft mit dem Magistrat an der Spitze dem Kurprinzen bis vor die Stadt entgegen gezogen, ja selbst der Commandant von Rochow hat es für nöthig befunden, sich dem allgemeinen Jubel anzuschließen und mit seinen Officieren in Paradeuniform dem Kurprinzen entgegenzureiten. Auch hier in Eurer Residenz Berlin ist Alles schon in Bewegung und Aufregung, leget man die Festtagskleider an und bereitet sich vor, dem Kurprinzen entgegen zu gehen. Daraus ersiehet man also nun ganz klar, daß die nahe Ankunft in der Stadt annonciret und den Bürgern und dem Magistrat vermeldet worden, noch bevor Eurer Durchlaucht selber, oder auch mir, dem Statthalter in den Marken, davon Nachricht gegeben war. Denn als ich vom Obersten von Rochow diese Nachricht erhielt, eilte ich sogleich hieher, um Eurer Durchlaucht die frohe Kunde von der Heimkehr des

Sohnes zu bringen, und ich ward unterwegens aufgehalten von ganzen Schaaren geputzter Leute, die nach der Spandower Vorstadt gingen, um sich bei der Pomeranzenbrücke und längs des Weidendammes aufzustellen. *) Ja, wie mich dünket, sah ich auch schon einige Herren vom Magistrat in voller Amtstracht denselbigen Weg einschlagen.

Und Ihr habet das gelitten? fragte der Kurfürst zornig. Ihr habet es geduldet, daß man uns solch ein Aergerniß und Schimpf bereitet, und für den Sohn thuet, was man für den Vater nicht als nöthig befunden? Aber ich will es nicht dulden, ich will nicht gedemüthigt werden von dem eigenen Sohne. Du bist der Statthalter in den Marken, Du mußt dafür sorgen, daß man mir hier kein Aergerniß giebt. Sende Deine Beamten aus, Herr Statthalter, laß das gaffende Volk von den Straßen vertreiben, schicke den Magistrat nach Hause, und befiehl den Leuten, ruhig in den Häusern zu verbleiben, ihrer Arbeit nachzugehen und nicht auf den Gassen umherzulungern.

*) Das damalige Berlin reichte nur bis zum Schloß. Hinter diesem kam der Lustgarten und denselben begrenzte die Festungsmauer mit dem Festungsgraben dahinter. Die ganze jetzige Dorotheenstadt war damals Kurfürstliches Garten- und Ackerland, das aber unbebauet lag. Siehe: Nicolai, Beschreibung von Berlin und Potsdam. I. S. 33. 157.

Mein vielgeliebter Herr und Kurfürst, ich flehe um Gnade für Euren getreuesten Diener, für Euren armen Adam. Ich bitte aus Rücksicht für mich diesen strengen Befehl zurückzunehmen, denn ich wäre verloren, wenn ich ihn ausführen müßte. In der ganzen Mark, ja in ganz Deutschland würde man wider mich ein Zeter Mordio erheben, würde überall es ausschreien, daß der Graf Schwarzenberg dem Kurprinzen von Brandenburg so feindlich gesinnt ist, daß er ihm nicht einmal einen ehrenvollen Empfang vergönnet, da er nach dreijähriger Abwesenheit heimkehret. Oh, gnädigster Herr, wollet nicht die Zahl meiner Feinde und Widersacher noch vergrößern, wollet auch nicht, daß die öffentliche Meinung noch mehr gegen mich aufgehetzet, und noch mehr für den Kurprinzen gestimmet werde. Wenn wir jetzt mit Gewalt die Freudenbezeigungen des Volkes unterdrücken, so wird man sagen und schreien, ich mißbrauche mein Ansehen, und sei eifersüchtig auf den Kurprinzen, ich suche ihn bei Seite zu schieben aus seiner erhabenen Stellung. Wenn man aber siehet, wie ich es freudig geschehen lasse, daß man aller Orten dem Kurprinzen entgegen jubiliret, so wird man sich gestehen müssen, daß nicht ich es bin, der dem Kurprinzen feindlich entgegentritt, sondern

daß ich ihm alle Ehre und Triumphe willig zu Theil werden lasse.

Es ist wahr, murrte der Kurfürst, man würde Dich sicher verdächtigen und anklagen, und es würde nichts helfen zu sagen, daß ich es selber gewesen bin, der den Befehl gegeben, den Kurprinzen in der Stille heimkehren zu lassen.

Da sei Gott vor, daß das gesagt werden sollte, rief Schwarzenberg. Nein, lieber möge die ganze Welt mich verdammen und verklagen, lieber möge man sagen, ich habe mich als ein unwürdiger und mißgünstiger Feind des Kurprinzen benommen, als daß man sich unterstehen sollte, auch nur einen Schatten auf das Herz meines vielgeliebten Herrn zu werfen. Was liegt daran, daß man mich verleumdet, wenn man nur Eure Durchlaucht nicht anzugreifen und zu verdächtigen wagt.

Man soll auch Dich nicht verleumden und verdächtigen, mein Adam, sagte der Kurfürst, ihm die Hand darreichend. Um Deinetwillen wollen wir es denn geschehen lassen, daß der Kurprinz im Triumphe daher komme. Aber gedenken werden wir es ihm, und unsere Liebe zu ihm wird dadurch nicht erhöhet werden.

Doch bitte ich Eure Durchlaucht, empfanget den Herrn Sohn freundlich und gnädig, bat

Schwarzenberg mit einschmeichelnder Stimme. Es ist besser, Eure Durchlaucht versuchen, ihn durch Güte und Liebe an Euch zu fesseln, als daß Ihr durch Strenge und Ernst ihn von Euch nur noch mehr entfernet, und ihn hindränget zu der Partei Eurer Widersacher. Es ist dies eine gar große und mächtige Partei, und ich weiß es wohl, daß es ihr Plan ist, den Kurprinzen an ihre Spitze zu stellen, und durch ihn ihre Zwecke zu erreichen.

Und was sind ihre Zwecke? fragte der Kurfürst mit düster gefalteter Stirn.

Der Graf neigte sich dichter an sein Ohr, als fürchte er, auch nur die Wände hören zu lassen, was er dem Kurfürsten zu sagen habe. Ihre Zwecke sind: eine Umgestaltung der Regierung, und wenn diese erfolgt ist, ein Abfall von Kaiser und Reich und ein Bündniß mit den Schweden und allen protestantischen deutschen Fürsten gegen Kaiser und Reich.

Eine Umgestaltung der Regierung? Das heißt, eine Empörung, eine Revolution. Sie wollen mich vom Throne stoßen, und meinen Sohn auf denselben setzen?

Sie hoffen, Ihr werdet in Eurer Bedrängniß das thun, gnädiger Herr, was Euer in Gott ruhender Herr Vater gethan hat!

Abdanken! rief der Kurfürst zornig. Abdanken zu Gunsten meines Herrn Sohnes!

Zu Gunsten des Herrn Kurprinzen, der sich in Holland zu einem gar hoffnungsvollen Fürsten, zu einem Feldherrn der Zukunft, zu einem glänzenden Anführer der protestantischen Kirche herangebildet hat, und von dem seine Anhänger sagen, daß er ein zweiter Gustav Adolf sein werde!

Ein zweites Aergerniß, eine zweite Gefahr für mich! schrie der Kurfürst, mit der geballten Faust auf die Lehne seines Stuhles schlagend. Es war nicht genug, daß mein Herr Schwager Gustav Adolf von Schweden mich in Noth und Trübsal brachte und den Zorn des Kaisers wider mich entbrennen ließ, so daß ich schier fürchten mußte, es werde mir ergehen wie meinem Vetter, dem Markgrafen von Jägerndorf, den Kaisers Majestät in die Acht erklärten, seines Markgrafenthums für verlustig erklärten und es dem Fürsten Liechtenstein zum Lehen gaben! Habe mich damals vor ähnlichem greulichen Schicksal nur bewahrt gesehen durch Deine Vermittelung und Treue! Du warest es, welcher durch seine Beredtsamkeit und Geschicklichkeit den Zorn des Kaisers wider mich besänftigte, ihn bewog, mir zu verzeihen, und nachher den Prager Frieden zu Stande brachte, der

mir den Kaiser wieder gnädig machte. Es ist noch nicht genug gewesen an diesen Zeiten der Angst und Bedrängniß, anjetzo sollen sie erneuert werden durch meinen einzigen Sohn! An ihm soll ich einen zweiten Gustav Adolf haben, der mich in neue Gefahren stürzet und mich bedrohet mit dem rächenden Zorne des Kaisers! Aber es soll nicht so kommen, ich schwöre es feierlich, es soll nicht so kommen! Ich will nicht mein Land in neue Kriegesnoth und Gefahr stürzen, ich will nicht aus meiner Neutralität heraustreten, ich will Frieden haben, Frieden mit dem Kaiser, Frieden für mein armes Volk und seinen armen, unglücklichen Fürsten! Aber ich will auch nicht thun, wie mein Vater es gethan hat, und nicht dem Herrn Sohn die Freude bereiten, bei lebendigem Leibe der Herrschaft und dem Regiment zu entsagen, und der Diener und Unterthan meines eigenen Sohnes zu werden! Vor mir soll er sich beugen, an mir soll er seinen Herrn erkennen, so lange ich lebe, und dieser Stunde Aergerniß und Schmerz, die will ich ihm vergelten, so lange ich lebe. Ich bin der Kurfürst und Herr, und er ist weiter nichts als mein Sohn und mein Unterthan, mein Nachfolger, wenn ich sterbe, aber nicht mein Mitregent, da ich lebe! Graf Adam Schwar-

zenberg, ich begehre von Dir, daß Du mir hülfreich zur Seite stehest, daß Du eifrig bleibest in meinem Dienst und Dein vorzügliches Augenmerk darauf richtest, allen Ränken und Kniffen und Listen und Verschwörungen meines Sohnes und seiner Anhänger nachzuspüren, und mir allzeit Nachricht davon zu geben, mit nichts hinter'm Berge zu halten und nicht, um mir vielleicht ein Aergerniß zu ersparen, mir irgend etwas zu verschweigen. Willst Du mir geloben und schwören, daß Du also handeln und thun willst, mein Adam?

Ich gelobe und schwöre es in meines Fürsten Hand, erwiderte Schwarzenberg, indem er seine Rechte in die ausgestreckte Hand des Fürsten legte. Ihr sollet an mir einen treuen Diener und Wächter Eurer geheiligten Person und Eures Thrones finden, und wer Euch etwas anhaben und wer Euch verdrängen wollte, der müßte erst über die Leiche des Grafen Schwarzenberg dahin geschritten sein! Aber nun, mein gnädigster Herr, nun beschwöre ich Euch, lasset den Zorn nicht Gewalt über Euch haben, und seid dem heimkehrenden Kurprinzen gnädig und huldvoll, denn es ist zuweilen wohl nöthig, daß man eine Maske über sein Antlitz breite und sich harmlos und unbe-

fangen stelle, um desto besser seine Feinde erforschen zu können und sie sicher zu machen, damit sie desto leichter sich verrathen.

Ja, ich will das thun, sagte Georg Wilhelm seufzend, ich will meinen Grimm hinunterschlucken, obwohl es mir eine Erleichterung wäre, ihn ein weniges austoben zu lassen und dem Herrn Sohne zu zeigen, daß ich ihn kenne und nicht von ihm getäuschet werde. Aber was ist das für ein Geräusch da außen und wer klopfet denn da so mächtiglich an die Thür?

Diese Thür ward jetzt heftig aufgerissen und die Kurfürstin Sophie Elisabeth trat mit leuchtenden Augen, mit freudestrahlendem Antlitz herein, indem sie einen entfalteten Brief hoch in ihrer Hand hielt.

Georg, rief sie, Georg, unser Sohn kommt! Unser lieber Friedrich Wilhelm kommt!

Nun, ich vermeine, er hätte schon vor einem halben Jahre kommen sollen, brummte der Kurfürst, und es sind schon mehrere Monate vergangen, seit wir ihn erwarten.

Aber jetzt ist er da, mein Gemahl, jetzt ist er wirklich da. Sehet nur den guten, den lieben Sohn! Da draußen bei dem Wirthshaus in der Spandower Vorstadt hat er angehalten, blos um

uns seine Ankunft zu vermelden. Es war ihm nicht genug, daß er uns einen Boten mit mündlicher Nachricht sandte, nein, einen schriftlichen Gruß mußte er uns senden, und so gute und herzliche Worte hat er geschrieben. Da, leset, mein Gemahl, leset doch!

Sie reichte dem Kurfürsten das Papier dar, aber er nahm es nicht an.

Ist der Brief an mich gerichtet, fragte er.

Nein, an mich, an seine Mutter hat er geschrieben, denn er weiß, wie glücklich er mich dadurch macht, und wie herzlich ich ihn liebe. Leset doch, Georg!

Ich lese nimmer Briefe, die nicht an mich gerichtet sind, sagte der Kurfürst abwehrend.

Nun, so werde ich Euch vorlesen, rief die Kurfürstin, welche in ihrer Herzensfreude die Verstimmung des Kurfürsten eben so wenig gewahrte, als den Grafen von Schwarzenberg, der bei ihrem Eintreten sich bescheiden in die tiefe Fensternische zurückgezogen hatte. Ja, ich will Euch vorlesen, wiederholte sie, denn Ihr müsset hören, was unser liebe Sohn schreibet.

Und mit vor Freude und Erregung zitternder Stimme las sie: „Meine gnädige, hochgeehrte Frau Mutter! Bevor ich meine liebe Geburtsstadt

betrete und heimkehre zu meinen vielgeliebten Aeltern und Schwestern, wollte ich Eurer Gnaden doch meine Ankunft vermelden, damit Sie nicht von meiner unerwarteten Ankunft erschrecket werden, und ich Seiner Gnaden dem Herrn Vater nicht ungelegen komme. Ich freue mich gar sehr der Heimkehr und all' der Beweise der Liebe und Theilnahme, welche ich seithero in meines Herrn Vaters Landen empfangen habe, und sie werden meinem Herzen unvergeßlich bleiben. Ich bitte Eure Gnaden, meinen unterthänigsten Respect zu den Füßen meines gnädigen Herrn Vaters und Kurfürsten niederzulegen und ein gutes Wort für mich bei Hochdemselben zu sprechen, damit Seiner Gnaden mir nicht mehr zürne wegen meines langen Ausbleibens, sondern mich gütig aufnehmen und empfangen, und sich überzeugt halten wollen, daß ich ewig bin und bleibe meiner gnädigsten Aeltern dankbarer und gehorsamer Sohn Friedrich Wilhelm."

Nun, fragte die Kurfürstin, sind das nicht gar liebe und herrliche Worte, und freuet Euer Vaterherz sich nicht derselben? Aber hört nur, hört, wie es da unten schreiet und jubelt. Das ist das gute Berliner Volk! Es kommt hieher zum Schloß, um unsern Sohn zu sehen!

Wieder ward die Thür, durch welche die Kurfürstin gekommen war, heftig aufgerissen, und zwei junge Damen traten herein. Ihre lieblichen und jugendfrischen Gesichter strahlten von Glück, ihre Augen leuchteten in Freude.

Er kommt! Unser Bruder kommt! riefen sie, indem sie vorwärts eilten zu ihren Aeltern hin. Kommt doch an's Fenster, damit wir ihn sehen, wenn er dort drüben um die Ecke in den Lustgarten einreitet.

Aber seid Ihr denn Alle ganz närrisch und toll geworden? rief der Kurfürst heftig, indem er sich aus seinem Lehnstuhl erhob und drohend und stolz sich aufrichtete. Wer giebt den beiden Fräuleins das Recht, so unangemeldet und sonder Façon hier einzutreten in mein Cabinet? Antworte Sie mir doch, Fräulein Louise Charlotte, habe ich Ihr erlaubt, hieher zu kommen?

Nein, liebwerthester Herr Vater, sagte die Prinzessin schüchtern, die großen dunklen Augen niedersenkend, nein, Eure Gnaden haben es uns freilich nicht erlaubt, aber wir dachten nicht daran in der Freude unseres Herzens, und weil man von hier aus den Lustgarten am besten überschauen kann, so —

So dachten wir, unterbrach sie das jüngere,

kaum fünfzehnjährige Fräulein, so dachten wir, lieb Väterchen Kurfürstliche Gnaden würde uns vergeben und würde mit uns ausschauen nach dem herzlieben Bruder. Und nicht wahr, lieb Väterchen, wir haben ganz richtig gedacht, und Eure Gnaden wollen Eurer kleinen Hedwig Sophie jetzt gestatten, daß sie Euch hinführe an das große Eckfenster, damit Ihr dorten mit der Frau Mama ausschauet nach dem lieben Friedrich Wilhelm?

Die Prinzessin hatte sich ihrem Vater genähert und strich mit ihrer kleinen weißen Hand zärtlich und schmeichelnd seine Wangen und schauete aus ihren blauen Augen ihn an mit dem sanften und bittenden Blick, dem Georg Wilhelm sonst niemals zu widerstehen vermochte. Aber diesmal hatten selbst die Augen und Blicke seines Lieblings keine Gewalt über das Herz des Kurfürsten und er wehrte ihre umschlingenden Arme unwillig zurück.

Lasse Sie mich ungeschoren mit Ihrem lieben Friedrich Wilhelm, Sie Jungfer Naseweis, rief er heftig. Sie hätte jedenfalls abwarten sollen, daß ich Ihr erlaubte, hier einzutreten. Wenn Sie in Ihrem kindischen Wahne das noch nicht weiß, so ist doch Ihre Schwester Louise Charlotte schon alt genug, und sollte mit ihren zwanzig

Jahren schon zur Raison gekommen sein und wissen, was sich schickt.

Es weiß das wohl Niemand besser, als die schöne junge Prinzessin Louise Charlotte, gnädigster Herr, sagte Graf Adam Schwarzenberg, indem er aus der Fensternische hervortrat und die Prinzessin mit einer ehrfurchtsvollen Verneigung begrüßte. Im ganzen Lande verehrt man das Kurfürstliche Fräulein als ein leuchtendes Vorbild feiner Sitte und edlen Benehmens, und beglücket und geehrt fühlt sich Jeder, welcher ihr nahen darf. Und hat nicht das fürstliche Fräulein auch diesmal wieder recht, gnädiger Herr, wenn sie mit dem jungen Fräulein hieher kommt? Es ist gewiß gut und schicklich, daß die vereinte Kurfürstliche Familie von dem Volke gesehen werde, wie sie dem lieben Sohne und Bruder entgegenschauet und seiner Rückkehr sich von Herzen freuet.

Nun meinetwegen, sie mag Recht haben, murrte der Kurfürst, und ich will es den Töchtern und der Frau Gemahlin gestatten, aus dem Eckfenster zu schauen. Aber wo ist denn die Frau Kurfürstin?

Ihro Gnaden stehen da vorne im Eckfenster und schauen so eifrig hinunter auf den Platz, daß

ich noch gar nicht zu der Ehre habe gelangen können, Hochdieselben zu begrüßen.

Für sie könnte die ganze Welt versammelt sein, sie würde doch nichts sehen als den Kurprinzen, rief der Kurfürst achselzuckend. Gehe zu ihr, Adam, und mache ihr meinen Empfehl. Sage ihr, ich überlasse ihr und den Töchtern mein Cabinet, und werde mich so lange in mein Schlafzimmer zurückziehen, bis der Jubel ausgetobt hat.

Ach, thut das nicht, gnädigster Herr Vater, rief die jüngere Prinzessin. Bleibet hier bei uns, und schauet mit uns aus dem Fenster.

Thut das, Kurfürstliche Durchlaucht, bat der Graf leise und rasch. Gönnet dem Volke das Glück Eures Anblickes.

Nun so mag es drum sein, seufzte Georg Wilhelm. Rufe Sie die Diener, Louise Charlotte, damit sie mich zùm Fenster hinrollen.

Als ob ich nicht auch das Glück hätte, Eurer Durchlaucht Diener zu sein, rief Graf Schwarzenberg, und als ob mein Arm nicht stark genug wäre, den Sessel Eurer Durchlaucht zu leiten. Erlaubet, gnädigster Herr, daß ich Euch zum Fenster rolle.

Und mir erlaubet, daß ich Euch helfe, Excellenz,

sagte Prinzessin Louise Charlotte lächelnd, indem sie die eine Seitenlehne des Fauteuils erfaßte.

Nun wahrlich, das ist eine gar stolze Equipage, rief Georg Wilhelm, während der Fauteuil durch das weite Gemach dahin rollte. Der Statthalter in den Marken und eine Prinzessin von Geblüt geleiten meine Equipage.

Aber welch ein Mann sitzt auch darin, sagte der Statthalter lächelnd. Ein Herzog von Preußen, von Pommern, von Cleve, ein Kurfürst von Brandenburg und —

Hurrah, hurrah, tönte es von unten in hundertstimmigem Chor herauf. Hurrah, es lebe der Kurprinz!

Er kommt! Oh, mein Sohn, mein Sohn, rief die Kurfürstin, er kommt! Georg, unser Sohn —

Sie hatte sich umgewandt, und ihr Auge begegnete dem Blicke des Grafen, der sich sofort tief und ehrfurchtsvoll vor ihr neigte. Die Kurfürstin dankte nur mit einem raschen Kopfnicken, und sprang selber herbei, um den Fauteuil in die Fensternische zu schieben. Dann öffnete sie mit zitternden Händen die beiden Flügel der Fenster und winkte ihre Töchter an ihre Seite.

Er muß uns Alle sehen, Alle, sagte sie. Mit

einem Blicke soll er Vater, Mutter und Schwestern gewahren.

Und auch meinen treuesten und geliebtesten Diener, den Statthalter in den Marken, rief der Kurfürst. Komm, Adam, stelle Dich hier dicht an meine Seite, damit das Tableau vollständig werde, und mein Herr Sohn uns Alle gewahre.

Ein unermeßlicher Jubel erhob sich drunten, ein lautes, langanhaltendes, immer sich erneuerndes Vivatrufen rollte wie Meeresbrausen über den Platz hin.

Mein Sohn, mein geliebter Sohn, rief die Kurfürstin, sich weit hinauslehnend aus dem Fenster, und ihre beiden Arme ausbreitend nach dem jungen Manne, der eben hoch zu Roß und gefolgt von einer glänzenden Suite aus dem Gebüsch des Lustgartens heranritt.

Bruder, lieber Bruder, riefen die beiden Prinzessinnen, und sie lehnten sich aus dem andern Flügel des Fensters und winkten mit den weißen Taschentüchern ihre Grüße hinunter.

Hinter ihnen saß der Kurfürst auf seinem Rollstuhl, ganz verdeckt und vergessen von der Gemahlin und den Töchtern, gar nicht sichtbar dem Volk und auch nicht dem Sohne.

Ich werde dieser Stunde gedenken, o gewiß,

ich werde ihrer gedenken, sagte er mit zitternden Lippen; der Herr Sohn soll mir büßen für dieser Stunde Schmach und Kränkung; ich —

Das Jauchzen und Schreien da unten übertönte seine Worte; es rauschte zu dem offenen Fenster herein wie Orgelbrausen, wie Meeresgebrüll, wie Schlachtendonner.

Der Kurfürst vermochte nicht länger es zu ertragen; er schaute mit flehenden Blicken empor zu dem Grafen, der hoch aufgerichtet, stolz und gebietend neben seinem Sessel stand, und dessen scharfe, blitzende Augen über den Köpfen der Damen hinunterspäheten auf den Platz.

Ach, Adam, seufzte Georg Wilhelm, auch Du hast mich vergessen, und schauest nur auf ihn, welcher da kommt!

Aber so leise diese Worte auch gesprochen worden, der Graf hatte sie doch gehört, und er neigte sich nieder zu dem Kurfürsten und faßte zärtlich seine Hand, um sie an seine Lippen zu drücken.

Ich schaute auf ihn, welcher kommt, flüsterte er, aber niemals vergesse ich Eurer, und niemals vergißt mein Herz seiner Treue und Liebe gegen Euch.

Hurrah! es lebe der Kurprinz! tönte das Gebrüll aus dem Lustgarten herauf. Es lebe der

Kurprinz! Vivat hoch der Kurfürst! Vivat hoch Georg Wilhelm!

Sie rufen Euch, mein Gemahl, sie rufen Euch! sagte die Kurfürstin. Wollet Ihr Euch unserem lieben Volke nicht zeigen?

Ich muß dem lieben Volke wirklich dankbar sein, erwiderte ihr Gemahl. Das liebe Volk hat die Frau Kurfürstin wenigstens daran erinnert, daß ich auch noch existire, obwohl sie mich zurückgedrängt hatte und ich hinter ihr ganz unsichtbar geworden war. Ja, ich will mich dem Volke zeigen, da es in seinem Jubel dennoch meiner gedenkt. Tretet zurück vom Fenster, ihr Frauenzimmer, machet Platz Eurem Kurfürsten und Herrn! Und Du, Graf Schwarzenberg, komm und gieb mir Deinen Arm, auf Dich will ich mich lehnen!

Der Graf reichte dem Kurfürsten bereitwillig seinen Arm dar; kräftig von ihm emporgezogen, erhob sich der Kurfürst aus seinem Sessel und trat, auf seinen Günstling gelehnt, bis dicht an das Fenster vor.

Draußen war der Jubel für einen Moment verstummt; vielleicht weil der Kurprinz so eben in den Schloßhof eingeritten war, vielleicht weil das Zurücktreten der Damen von dem großen Fenster den Leuten ein Zeichen war, daß der

Kurfürst ihnen erscheinen werde. Und jetzt zeigte sich in dem Rahmen des Fensters die schwerfällige, breite Gestalt des Kurfürsten, jetzt sah man da seinen großen, von spärlichem grauen Haar umgebenen Kopf, sein blasses, aufgedunsenes, früh gealtertes Gesicht mit der gerunzelten, sorgenvollen Stirn, mit den trüben blauen Augen, mit den schmalen, farblosen Lippen, welche auch nicht von dem leisesten Lächeln umspielt waren.

In dem schönen, kräftigen und jugendfrischen Kurprinzen hatte das Volk so eben die Hoffnung, die Zukunft Brandenburgs jubelnd begrüßt, und jetzt blickten ihm da aus den Fenstern des grauen, düstern, ärmlichen Schlosses die Hoffnungslosigkeit, die Gegenwart Brandenburgs entgegen.

Wie die verkörperte Sorge, wie die freudlose Resignation war sie anzuschauen, die ernste, düstere Gestalt des Kurfürsten, und vor ihrer Erscheinung verstummte der Jubelruf auf den Lippen des Volkes, und wie gebannt, in stummem Entsetzen starrte es empor zu dem Fenster. Nur hier und da ertönten vereinzelte Rufe, schrie ein mitleidiger oder erkaufter Mund: Es lebe der Kurfürst! Es lebe Georg Wilhelm! Und wie ein erlöschendes Echo tönte es hüben und drüben matt und langsam

zurück: Es lebe der Kurfürst! Es lebe Georg Wilhelm!

Aber jetzt erkannte das Volk die hohe, stattliche Gestalt in dem goldgestickten Sammetkleide mit dem funkelnden Brillantsterne auf der Brust, welche neben dem Kurfürsten stand, jetzt erkannte es dieses stolze Angesicht mit dem Blicke souveräner Verachtung, mit dem vornehmen, gnädigen Lächeln um die schmalen, spöttischen Lippen, und es ging ein Gemurmel, ein Rauschen durch die Massen da unten, wie wenn ein plötzlicher Windstoß die Meereswogen erregt und sie aufschwellen läßt in Empörung und Zorn. Und nun auf einmal mit furchtbarem Donnergebrause heulte und schrie und brüllte es zu dem Fenster empor: Nieder mit dem Katholiken! Fort mit Schwarzenberg! Fort mit dem Kaiserlichen!

Ueber das Gesicht des Kurfürsten flog eine dunkle Zornesröthe hin, er trat hastig vom Fenster zurück und blickte fast schüchtern auf den Grafen, dessen Antlitz indessen nicht einen Moment seine stolze, lächelnde Ruhe verloren hatte und der das Gebrüll des Volkes gar nicht zu hören schien.

Sie wollen mich zu Tode ärgern, deshalb schreien sie so, rief der Kurfürst; sie wissen, daß ich den Schwarzenberg liebe, und deshalb sind sie wider

ihn, und deshalb beschimpfen sie ihn, um mich in ihm zu beschimpfen!

Meine Eltern, meine geliebten Eltern, rief eine laute, jugendfrische Stimme, und ein junger Mann riß die Thüre des Kurfürstlichen Cabinets auf, eine hohe, schlanke Gestalt erschien in derselben, und ein edles Angesicht mit strahlenden Augen und lächelnden Lippen.

Die Kurfürstin stieß einen Schrei des Entzückens aus und eilte dem Sohn entgegen mit ausgebreiteten Armen. Er warf sich an ihre Brust, er umfing sie mit lauter, zärtlicher Begrüßung, und als er sich dann wieder emporrichtete von den mütterlichen Herzen, da waren die beiden Schwestern da, um ihren geliebten, einzigen Bruder zu umfangen, um ihn zu begrüßen mit zärtlichen Liebesworten, und ihn lange, lange festzuhalten in ihren umrankenden Armen.

Der Kurfürst hatte sich wieder auf seinen Fauteuil niedergleiten lassen. Sein „getreuer Diener" Graf Schwarzenberg hatte denselben wieder bis in die Mitte des Zimmers zurückgerollt und sich hinter demselben aufgestellt.

Mit düsteren Mienen hatte er der ersten zärtlichen Umarmung der Kurfürstin und ihres Sohnes zugeschauet, jetzt, da die Schwestern ihn begrüßten,

und die Mutter in seligem Anschauen neben ihm stand, jetzt wandte der Kurfürst sich um nach Schwarzenberg, und ein Ausdruck tiefer Erbitterung sprach aus seinen Zügen.

Mein Herr Sohn scheinet es nicht zu wissen, daß ich noch auf der Welt bin, sagte er mit hastiger, grollender Stimme. Möchtest Du wohl um der Schicklichkeit willen ihn daran gemahnen, Adam?

Aber in diesem Moment hatte der Kurprinz sich aus den Armen der Schwestern los gemacht, hatte er den Kurfürsten gesehen und sprang vorwärts zu ihm hin, anfangs mit offenen Armen, um sich an sein Herz zu werfen, dann, da er das düstere, strenge Antlitz seines Vaters näher erschauet hätte, ließ er die Arme sinken, beugte er vor dem Kurfürsten seine Kniee und ergriff seine Hand, um einen langen, ehrfurchtsvollen Kuß auf dieselbe zu drücken.

Mein theurer Vater, mein gnädigster Kurfürst und Herr, rief er mit vollem zärtlichen Tone, ich bitte um Gnade, daß nicht Eurer Durchlaucht meine erste Begrüßung, mein erstes Wort galt. Ihr sehet es wohl, ich bin immer noch ein thörichter Knabe, den die Frau Mutter verzieht, und der sich so gern von ihr verziehen läßt.

Ich bitte um Verzeihung, mein Gemahl, sagte die Kurfürstin, zu dem Kurfürsten herantretend, ich allein war Schuld, daß der Sohn nicht gleich zuerst, wie es seine Schuldigkeit erheischte, zu Euch kam und den Kurfürstlichen Herrn Vater zuerst begrüßte. Ich hielt ihn auf, und Ihr möget dem Sohne nicht anrechnen, was die Zärtlichkeit der Mutter verschuldet hat.

Der Kurfürst erwiderte nichts, sondern blickte mit stummem Grollen hernieder auf den Kurprinzen, der immer noch vor ihm kniete.

Mein vielgeliebter, gnädiger Herr Vater, rief der Prinz, ich flehe nochmals um Eure Vergebung und bitte, daß Ihr es gnädigst vergessen wollet, wenn ich Euch zeithero oftmals Grund zum Aergerniß gegeben, und nicht sogleich auf Euren ersten Befehl dahier erschienen bin. Ich sehe mein Unrecht ein, und ich verspreche meinem theuren gnädigen Vater, daß ich heimgekehrt bin als ein reumüthiger, zärtlicher Sohn, als ein gehorsamer Unterthan, dessen eifriges Bestreben es sein wird, sich die Verzeihung und die Zuneigung seines Vaters und Herrn zu verdienen und ganz und gar nur nach seinem Willen zu leben. Heißet mich nun auch willkommen, mein durchlauchtigster

Herr, gönnet Eurem Sohne ein Wort des Wohlwollens und der väterlichen Liebe.

Die Augen des Prinzen richteten sich mit zärtlichem Glanze zu seinem Vater empor, es lag soviel Wahrheit des Gefühls in seinen Mienen, sein schönes, ausdrucksvolles Gesicht war so durchleuchtet und durchstrahlt von Geist und Gemüth, daß der Kurfürst ihm nicht zu widerstehen vermochte, und daß er wider Willen sein Herz von Zärtlichkeit und Rührung bewegt fühlte. Er neigte sich zu ihm nieder, ein seltenes Lächeln flog über sein Gesicht hin, und er öffnete eben die Lippen zu einer freundlichen, liebevollen Begrüßung des Sohnes, als das Geschrei und Gebrüll da unten im Lustgarten, welches eine Zeit lang geschwiegen, vielleicht weil die erschöpften Kehlen der Ruhe bedurft hatten, mit erneuerter Gewalt wieder emporbrauste.

Fort mit dem Katholiken! Nieder mit Schwarzenberg! Es lebe der Kurprinz! Nieder mit Schwarzenberg! tönte es mit donnerndem Ungestüm herauf.

Die freundlichen Worte erstarben auf den Lippen des Kurfürsten, und unter einer Wolke des Unmuthes verschwand der kurze Sonnenschein seines Lächelns.

Es scheinet, Herr Sohn, sagte er, als ob Seine Ankunft ein wahres Gaudium ist für das niederträchtige Gesindel, welches da unten im Lustgarten zusammengelaufen ist, und als ob man Seine Ankunft zu einem rechten Aergerniß für mich machen wollte. Was schreiet denn das erbärmliche Volk für aufrührerische und niederträchtige Worte?

Ich weiß es nicht, ich habe sie nicht gehört, sagte der Kurprinz rasch, ich hing nur mit meiner ganzen Aufmerksamkeit an den Lippen meines Herrn Vaters, und warte noch immer auf ein gnädiges Wort der Begrüßung!

Das Gesindel da unten hat mir die Mühe erspart, Ihn zu begrüßen! rief der Kurfürst, es hat mir das Wort abgeschnitten mit seinem: „Es lebe der Kurprinz!" Was braucht's da noch der Begrüßung Seines alten Vaters?

Ich bedarf ihrer sehr, erwiderte der Kurprinz mit sanfter trauriger Stimme. Ich bedarf eines gütigen und gnädigen Wortes von meinem Herrn Vater, da ich nach so langer Abwesenheit heimkehre in das Vaterhaus, und es würde mir scheinen, als ob meiner ganzen Zukunft, meinem ganzen Leben der Sonnenschein fehle, wenn ich des Segens Eurer Liebe, des Sonnenscheines Eurer Gnade entbehren soll.

Der Herr Sohn weiß die Worte gar zierlich zu setzen, sagte der Kurfürst achselzuckend, und man merket es wohl, daß er ein gar geschniegeltes feines Herrchen geworden ist, dem es dahero auch bei uns wenig behagen und der auch zu uns gar wenig passen wird! Aber was schreiet denn das Gesindel noch immer fort? unterbrach sich der Kurfürst, indem er sich lebhaft aus seinem Fauteuil erhob und den Prinzen dadurch nöthigte, sich von seinen Knieen zu erheben. Was ist das für ein infames Gebrüll und Geheul, und was begehret denn der Pöbel von uns?

Nichts weiter, mein allergnädigster Kurfürst, erwiderte Graf Schwarzenberg, an welchen sich der Kurfürst mit seiner Frage gewandt hatte, nichts weiter, als daß Eure Gnaden mich fortjagen, nichts weiter, als daß Ihr den verhaßten Minister entlassen wollet, den man schon um deswillen verabscheuet, weil er ein Katholik, und nicht ein Reformirter ist, und weil er Schwarzenberg heißt, und nicht Rochow oder Quitzow, oder wie die märkischen Herren Junker sich sonst benamsen.

Ich will das erbärmliche Pack zu Paaren treiben lassen! rief der Kurfürst, es soll sich nur noch einmal unterstehen, solch lästerliches und despectirliches Schreien vernehmen zu lassen!

Und ganz seiner Hinfälligkeit und seines schmerzenden, gichtgeschwollenen Beines vergessend, ging der Kurfürst mit raschen Schritten zu dem noch immer offenen Eckfenster hin und lehnte sich weit aus demselben hinaus, indem er Ruhe gebietend seine Hand erhob.

Das Volk nahm dieses Vorwärtsneigen, dieses Winken mit der Hand für ein Zeichen der Huld, für eine gnädige Begrüßung seines Landesherrn, vielleicht sogar für eine Gewährung seiner Forderung. Es brüllte laut auf vor Wonne, es schwenkte seine Mützen und Hüte, seine Arme und Tücher hoch in die Luft, und rief und jubelte und brüllte: Es lebe der Kurfürst! Es lebe Georg Wilhelm! Es lebe der Kurprinz!

Der Kurfürst trat zurück und schlug das Fenster so heftig zu, daß die kleinen in Blei gefaßten Glasscheiben klirrten.

Wahnsinniger Pöbel! brummte er, macht aus Vivats und aus Flüchen einen erbärmlichen Salat, mengt Unkraut unter den Weizen und bildet sich ein, daß wir an solcher Teufelsspeise sollen Wohlgeschmack finden! Wir werden es ihm aber gedenken, und —

Gnädigster Herr! rief Graf Schwarzenberg, indem er mit freudestrahlendem Angesichte sich dem

Kurfürsten näherte; gnädigster Herr, ich habe in dieser freudvollen und gesegneten Stunde der Heimkehr unseres vielgeliebten Kurprinzen eine Bitte an Eure Durchlaucht zu richten. Seine Gnaden haben mich eben so huldvoll und herablassend begrüßt, daß mein Herz darüber ganz von Freuden erfüllet ist und ich die innigste Sehnsucht empfinde, dieser Freude Ausdruck zu geben. Die Rückkehr des Herrn Kurprinzen ist für mich ein eben so erhebendes Ereigniß, wie für die Kurfürstliche Familie und wie für alle Ihre Unterthanen, sie ist ein Fest, welches man nicht genug feiern kann, und deshalb bitte ich Eure Durchlaucht, mir zu gestatten, daß ich dasselbe auch feiern darf in meinem Hause, und daß Eure Durchlaucht mit der durchlauchtigsten Familie dieser Feier beizuwohnen geruhen wollen.

Der Kurfürst schaute seinen Minister mit dem Ausdruck freudiger Zärtlichkeit an, und wandte dann seine Blicke auf den Kurprinzen hin, der still und mit gesenkten Lidern neben seiner Mutter und seinen Schwestern stand.

Nun, was saget Er dazu, Herr Sohn? fragte Georg Wilhelm. Nimmt Er die Einladung zu dem Feste an?

Ich, mein Kurfürstlicher Herr? fragte der Prinz

erstaunt. Ich habe nichts anzunehmen, und nichts zu sagen. Ich warte einzig allein auf die Entscheidung Eurer Durchlaucht, und nur das erlaube ich mir zu sagen, daß ich mich allezeit von der Einladung des Herrn Statthalters in den Marken werde sehr geehrt fühlen, und daß Niemand eine höhere Schätzung seiner Verdienste, und eine größere Hochachtung seiner staatsmännischen Erfahrung und Weisheit haben kann, als wie ich.

Gut zu sprechen weiß er, nicht wahr, Graf? fragte der Kurfürst mit einem schnellen Kopfnicken nach seinem Sohne hin. Nun, da es also von meiner Entscheidung abhängt, so will ich es Dir gerne gestatten, daß Du die Heimkehr des Kurprinzen ein weniges feierst, und wäre es auch nur, damit die nichtsnutzigen Berliner sehen, daß wir und unsere Familie dem Grafen Schwarzenberg nach wie vor gar sehr gewogen sind, und daß ihr erbärmliches Geschrei gar keinen Einfluß auf uns und unsere Entschließungen hat. Ja, wir kommen zu Dir, Adam, wir nehmen Deine Einladung gern und freundlich an.

Ich danke meinem allergnädigsten Herrn für diese Huld und Gnade, rief der Graf, indem er die dargereichte Hand des Kurfürsten an seine Lippen drückte. Wollen Eure Durchlaucht nun

noch die weitere Gnade haben, den Tag zu bestimmen, an welchem meinem Hause so hohe Ehre widerfahren soll?

Nun, damit Du nicht Zeit habest, gar zu viel Vorbereitungen zu machen, und uns zu beschämen durch den Glanz Deines Festes, so wollen wir Dir eine kurze Frist stellen. Es ist heute Mittwoch und wir schreiben den achtzehnten Junius, bestimmen wir also den Sonntag, als den zweiundzwanzigsten Junius, zu Deinem Feste.

Sei es also der Sonntag, ein rechter Tag der Sonnen für mich und mein Haus, rief Graf Schwarzenberg. Auch meinem Sohne wird die Gnade zu Theil werden, an dem Feste Theil nehmen zu dürfen, welches Eure Durchlaucht in meinem Hause geben, denn er ist zurückgekehrt von seiner Reise und wird heute auch um die Gnade ansuchen, sich präsentiren zu dürfen.

Ein flüchtiger Blick des Grafen streifte über die Damen hin, indem er sich vor ihnen verneigte, aber so flüchtig dieser Blick auch war, so hatte der Graf doch sehr wohl das tiefe Erröthen der Prinzessin Louise Charlotte, und das freudige Aufleuchten ihrer Augen gesehen.

Sie liebt ihn, sagte er leise zu sich selber, ja,

sie liebt ihn, und mein Sohn wird Kurfürst von Brandenburg.

Wir werden Deinen Sohn, den Grafen Adolf Johann, mit Vergnügen wiedersehen, sagte Georg Wilhelm freundlich. Er ist ein gar gelehrter und feiner Herr, dazu ein sehr ergebener und gehorsamer Sohn, an welchem Dein Vaterherz wohl seine Freude haben kann. Er kann sich ein Exempel an ihm nehmen, Herr Sohn, und es soll mich recht freuen, wenn Er mit dem Grafen Freundschaft schließet.

Ich werde mich um die Freundschaft sowohl des Vaters als des Sohnes eifrig bewerben, erwiderte der Kurprinz lächelnd, und es soll wahrlich nicht an mir liegen, wenn mir dieselbe nicht zu Theil wird.

Gnädigster Herr, Euch kann nicht mehr zu Theil werden, was Ihr schon besitzet, rief Schwarzenberg sich tief verneigend. Wollen mir die Frau Kurfürstin nun auch erlauben, eine Frage an Hochdieselbe zu richten?

Saget rasch die Frage, rief die Kurfürstin, damit ich nachher auch die Bitte erfahre, denn ich bin wahrlich sehr neugierig zu wissen, was der reiche und mächtige Graf Schwarzenberg von der

armen und einflußlosen Kurfürstin könnte zu erbitten haben.

Zuerst also meine Frage, gnädigste Frau: zu welcher Stunde befehlen Eure Durchlaucht den Beginn meines Festes?

Wollet Ihr mir die Entscheidung erlauben, mein Gemahl? fragte die Kurfürstin lächelnd, und als der Kurfürst seine Zustimmung zunickte, wandte sie sich dem Grafen zu.

Da Ihr auch meine Fräuleins geladen habt, sagte sie, so vermuthe ich, daß wohl auch getanzet werden soll, und solches geschiehet am besten in den Abendstunden. Möge das Fest also um sechs Uhr Abends beginnen.

Des Kurfürsten Angesicht verfinsterte sich, denn er liebte ganz und gar nicht die rauschenden Abendfeste, und ein solennes Mittagsessen mit einigen seßhaften Stunden wären ihm weit willkommener gewesen.

Eure Gnaden haben die Zeit für die Eröffnung des Balles bestimmt, sagte Graf Schwarzenberg ehrerbietig. Aber ich bitte nun auch um die Stunde für das vorhergehende Mittagsessen, denn ich will verhoffen, daß Eure Durchlaucht mir doch die Gnade erzeigen wollen, vor dem Ballfest bei mir zu Mittag zu speisen?

Ja, sie erzeiget Dir diese Ehre, rief der Kurfürst heiter. Wir kommen sicherlich, wir kommen. Und für das Mittagsessen will ich Dir die Stunde angeben. Sei es um zwei Uhr! Dann haben wir vier angenehme Stunden bei Tische, ehe das Tanzen los gehet und die Musik uns in den Köpfen wirbelt.

Also um zwei Uhr, gnädigster Herr!

Und jetzt, Herr Graf, rief die Kurfürstin, jetzt Eure Bitte! Saget schnell, was ist es? Was könnet Ihr von mir zu erbitten haben?

Gnädigste Kurfürstin, ich wage kaum es auszusprechen, und doch würdet Ihr mir durch die Erfüllung meiner Bitte eine gar große Freude und Ehre gewähren! Es sind mir aus Frankreich von meinem Vetter, welcher dorten österreichischer Gesandter ist, gar herrliche Seidenstoffe gesandt worden. Ich hatte ihn um solche Uebersendung gebeten, dieweilen ich meiner Muhme, der Gräfin Schwarzenberg in Wien, dachte ein Geschenk damit zu machen. Mein Vetter hat für mich diese Stoffe angekauft, und er schreibt mir dabei, daß es die neuesten Stoffe aus den Fabriken zu Lyon seien, und daß er gerade solche drei Kleider für die Frau Kaiserin und die beiden Erzherzoginnen nach Wien gesandt habe. Nun

bedünket es mich aber als nicht wohl angemessen und nicht passend, daß die Gräfin Schwarzenberg Roben tragen sollte, wie sie die Kaiserin und die Erzherzoginnen tragen, und ich denke, die gold- und silber-brocatenen Stoffe dürfen nur von fürstlichen Damen getragen werden.

Und Ihr wollet sie uns schenken, Herr Graf? rief die junge Prinzessin Hedwig Sophie mit hochgerötheten Wangen und freudestrahlenden Augen.

Die Kurfürstin und die ältere Prinzessin lachten hell auf bei dieser naiven und hastigen Frage, und selbst der Kurfürst lächelte ein wenig. Ueber das Angesicht des Kurprinzen flog ein leises Erröthen hin; er trat zurück an das Fenster und schauete hinaus.

Graf Schwarzenberg aber blickte lächelnd auf die junge Prinzessin, deren mädchenhafte Ungeduld ihm so vortrefflich zu Hülfe kam.

Ich wollte es wagen, sagte er, die Frau Kurfürstin unterhänigst zu bitten, ob Hochdieselben mir gnädigst gestatten wollten, die Brocatstoffe zu Ihren Füßen niederzulegen.

Frau Mama, thuet es, schmeichelte Hedwig Sophie, nehmet die schönen Kleiderstoffe von dem guten Herrn Statthalter an.

Wohlan, ich thue es, sagte die Kurfürstin mit

einem huldvollen Lächeln. Ich nehme Euer Geschenk für mich und die Fräuleins an, und ich danke Euch.

Sie reichte dem Grafen ihre Hand dar, und Schwarzenberg drückte einen ehrerbietigen Kuß auf dieselbe.

Und Ihr werdet Befehl geben, Frau Kurfürstin, daß die Kleider noch zum Feste des Grafen Schwarzenberg fertig werden! rief der Kurfürst heiter. Er muß wenigstens die Ehre haben, daß Ihr in seinem Hause zuerst sein Geschenk anleget.

Es sind auch einige Blätter dabei, bemerkte Schwarzenberg lächelnd, einige Blätter, auf welchen Figuren gemalet sind in den neuesten Frauentrachten, wie sie jetzo in Paris Mode sind. Die Roben der Kaiserin und der Erzherzoginnen sind auch darnach gemacht worden.

Unsere Roben werden es auch! rief Hedwig Sophie fröhlich in die Hände klatschend. Nicht wahr, gnädigste Mama, unsere Roben werden auch nach den Figurenbildern gemacht?

Eben trat der Kurprinz wieder aus seiner Fensternische zurück und näherte sich seinem Vater. Ich bitte Eure Durchlaucht, mich gnädigst zu beurlauben, sagte er, sich tief verneigend; ich möchte

mich ein weniges in meine Kammern zurückziehen, um die bestaubten Reisekleider abzulegen.

Thue Er das, Herr Sohn, erwiderte der Kurfürst mit einem freundlichen Kopfnicken. Gehe Er in Seine Kammern, welche schon seit einem halben Jahre für Ihn hergerichtet sind und Seiner Rückkehr harren. Mache Er es sich bequem und komme Er alsdann zur Mittagstafel wieder zu uns. Im Uebrigen sei Er mir herzlich willkommen, und möge Seine Rückkehr Ihm selber und uns Allen nicht zum Schaden, sondern zum Nutzen und Frommen gereichen!

Gott wird es geben, daß ich mir die Gnade des Herrn Vaters verdiene, und mich derselben immer würdig zeige! rief der Kurprinz mit tiefem Ernst und mit feierlicher Stimme. Ich habe die Ehre, mich für jetzt zu beurlauben!

Er verneigte sich tief vor dem Kurfürsten, nahm mit einer eben solchen Reverenz Abschied von der Kurfürstin und den Prinzessinnen, und nachdem er mit einem Lächeln und mit einem Wink seiner Hand den Grafen gegrüßt, eilte er leichten elastischen Schrittes durch das Gemach nach der Thüre hin.

4.

Die Schenkung.

Als der Kurprinz aus dem Cabinet seines Vaters trat, fand er dort die Hausofficianten und Diener der Kurfürstlichen Familie in feierlicher Ordnung aufgestellt, und sie empfingen ihn mit einem dreimaligen Vivatrufen, das laut genug war, um durch die Thür in das Kurfürstliche Gemach einzudringen und die Ohren des Kurfürsten auf gar unangenehme Weise zu berühren.

Friedrich Wilhelm dankte freundlich und lächelnd; er hatte für Jeden ein gütiges Wort, einen Händedruck, er wußte jeden der Leute bei seinem Namen zu nennen und entzückte sie durch die Erinnerung an kleine frühere Vorfälle und Erlebnisse, die er in ihr Gedächtniß zurückrief, und bei denen sie betheiligt gewesen.

Ich hoffe, wir bleiben immer gute Freunde, sagte er, als er an der Thür der langen Vorhalle angelangt war, und ich danke nochmals für Eure freundliche Begrüßung.

Der alte Jochen, welcher zunächst neben der Thür stand, und der sich in seiner kunstvoll geflickten Staatslivrée gar stattlich ausnahm, der alte Jochen öffnete eben schon den Mund zu einem abermaligen donnernden Hurrah, als sich die Hand des Kurprinzen leise auf seine Schulter legte.

Still, Jochen, still, schreie nicht, sagte er, laut genug, um von Allen verstanden zu werden. Es ist genug, daß ich Euren Willkomm in Euren Augen lese, und gar nicht nöthig, daß Eure Lippen ihn mir laut zurufen. Unser vielgeliebter und gnädiger Herr Vater ist leidend und kränklich, und man muß es deshalb vermeiden, seine Ruhe durch lautes Geräusch zu stören. Seid also fein still und schweigsam, und glaubet mir nur, ich weiß dennoch, daß ich Euch Allen willkommen bin!

Er nickte ihnen noch einmal freundlich zu und trat hinaus auf den langen Corridor, an dessen anderem Ende seine Gemächer lagen. Rasch, mit hastigen Schritten ging er den Corridor hinunter, mit einem heftigen Druck seiner Hand öffnete er

die Thür des Vorgemaches und trat ein. Die Reisekoffer und Effecten lagen in wilder Unordnung hier im Vorzimmer aufgestapelt, und der alte Dietrich war mit einigen Dienern und Lakaien beschäftigt, die Koffer aufzuschnüren und auszupacken.

Der Kurprinz ging eilig vorüber und trat in sein Wohnzimmer ein; auch hier befand sich Alles in wüstem, unordentlichem Zustande, der Staub lag dicht auf den alten, plumpen Tischen, den Meubles, deren schlechtes Polster mit ausgeblichenem, sogar hier und dort zerrissenem Seidenzeug bezogen war. Von den mit verblichenen Papiertapeten behangenen Wänden schauten einige alte Ahnenbilder ohne Rahmen ernst und düster hernieder auf den Prinzen, und ihre trüben Augen schienen ihn zu fragen, was er hier wolle, und warum er daher gekommen, sie aus ihrer Ruhe und ihrem Jahre lang ungestörten Staube zu wecken?

Es war dem Prinzen, als höre er diese unwirsche Frage ganz deutlich ausgesprochen von den Lippen seines Ahnherrn Albert Achilles, vor dessen Bilde er eben vorüberging und der ihn gar trotzig anschauete aus seinen großen leuchtenden Augen.

Friedrich Wilhelm blieb stehen und schaute mit einem trüben Lächeln zu dem Ahnherrn empor.

Ich bin sehr wider meinen Willen gekommen, Herr Kurfürst Albert Achilles, sagte er, ich versichere es Euch, sehr wider meinen Willen, und wenn ich nicht der Zukunft gedächte, so ginge ich wohl wieder fort und kehrte nimmer zurück. Aber um der Zukunft willen muß die Gegenwart ertragen werden; also vergebt mir, mein großer, tapferer Ahnherr, und glaubet mir, daß ich Euch Ehre machen will!

Er nickte dem Bilde zu und schritt weiter, und trat ein in das nächste Gemach, welches sein Arbeitszimmer sein sollte. Es war noch ganz so, wie er es vor beinahe vier Jahren verlassen. Die alten Meubles standen noch auf derselben Stelle; da war noch der braun angestrichene Schreibtisch, an welchem er damals mit seinem Gouverneur Leuchtmar von Kalkhun seinen Studien obgelegen, da stand noch neben dem Schreibtisch das einfache, kunstlose Bücherregal, und in demselben, bestaubt und mit Spinneweben überzogen, die alten schweinsledernen Bände, aus welchen er sein Wissen und seine Weisheit gesogen. Vor den beiden Fenstern hingen noch die dunkelrothen Seidenvorhänge wie damals, nur daß die Sonne ihnen die ursprüngliche Farbe theilweise genommen und sie mit schmutzigen gelben Streifen durchwebt hatte. Auch

der alte Divan mit dem braunen glänzenden Lederbezug war noch vorhanden, und daneben standen die beiden lederbezogenen Fauteuils mit den geraden hohen Rücklehnen und den schweren gedrechselten Füßen. Man hatte sich nicht die Mühe gegeben, diese Schäden auszubessern, und so lange man auch den Kurprinzen schon erwartet hatte, so war doch nichts zu seinem Empfange geschehen und vorbereitet. Die vier Jahre waren an diesen Zimmern vorübergegangen, ohne eine weitere Spur zurückzulassen, als Staub und Spinnengewebe und verblichene Streifen auf den Polstern und Vorhängen.

Der Kurprinz warf sich seufzend auf einen der beiden Fauteuils nieder, das alte Meuble krachte unter ihm, als wolle es ihn begrüßen mit diesem Laut und ihn erinnern an die Vergangenheit. Er legte sein Haupt zurück an die Lehne und das Leder derselben kühlte ihm die Schläfe, als ob sich eine kalte Hand auf die brennende Stirn des Heimgekehrten lege. Langsam ließ er seine Blicke durch das Gemach dahin schweifen, und es war ihm, als sähe er die vier Jahre, welche gewesen, gleich grauen Nebelgestalten durch das einsame, düstere und bestaubte Gemach dahin schleichen. Sie schauten ihn an mit bleichem

Lächeln und glanzlosen Augen, und schwebten vorüber, Schatten gleich, nichts ihm zurücklassend, als Staub, nichts als eine kaum vernarbte Wunde.

Kaum vernarbt! Zuweilen blutete sie noch, diese Wunde seiner Vergangenheit, zuweilen vermeinte er, es gäbe gar keine Heilung für sie, sie werde nimmer verharschen und ihre Schmerzen würden nimmer enden.

Eben dachte er es, wie die Schatten der vier Jahre durch das düstere bestaubte Gemach an ihm vorüberschwebten. Eben dachte er es, als der jüngste dieser Schatten neben ihm stehen blieb, den grauen Nebelschleier zurückschlug und unter demselben ihm ein schönes rosiges Frauengesicht mit flammenden Augen, mit schwellenden Lippen und holdseligem Lächeln zeigte, als sie die Hand erhob und ihm winkte, und zu ihm flüsterte: Lasse Alles hinter Dir und komme zu mir! Ich erwarte Dich! Ich liebe Dich! Oh, komme zu mir!

Wie süß verlockend das Geflüster ihm klang, und wie brennend der Schmerz in der kaum vernarbten Wunde! Sie begann wieder zu bluten, trieb wieder die Thränen in seine Augen empor. Er schämte sich ihrer nicht, und doch, wie er sie heiß und in raschen Strömen über seine Wangen niederrinnen fühlte, doch streckte er abwehrend die

Hände aus gegen den Schatten mit den rosigen Wangen und dem verlockenden Lächeln, gegen den Schatten des letzten Jahres, und murmelte mit zitternden Lippen: Weiche von mir! Stehe nicht neben mir, um mein Herz zu versuchen! Ich darf Dir nicht folgen, ich darf nicht und ich will nicht!

Und ich will nicht! wiederholte er ganz laut, und sprang von dem Lehnstuhl empor und schüttelte sein Haupt trotzig und stolz wie ein Löwe.

Was wollet Ihr nicht? fragte eine sanfte Stimme hinter ihm, und als er sich umwandte, sah er da hinter sich den Baron von Leuchtmar, der eben eingetreten war, und dessen sanfte milde Blicke mit zärtlichem Ausdruck auf ihm ruhten.

Leuchtmar! rief der Prinz, ihm entgegeneilend und ihm seine beiden Hände darreichend. Gott sei gelobt, daß Ihr da seid, daß Ihr in diesem Momente zu mir kommt! Ach, ich wollte, Ihr hättet mich nicht in Spandow verlassen, sondern wäret an meiner Seite geblieben!

Nein, mein Prinz! Euch allein mußten die Augen des Volkes begrüßen, und den Knaben, den man hatte dahinziehen sehen an der Seite seines Gouverneurs, den sollte man jetzt wiedersehen als einen freien stolzen Jüngling, der auf

seine eigene Kraft allein sich stützet, und keinen andern Gouverneur mehr neben sich hat, als sein Pflichtgefühl und sein Gewissen. Aber was schauet Ihr so traurig drein, Prinz Friedrich Wilhelm? Eure Reise ist ein wahrer Triumphzug gewesen, wie ein römischer Imperator seid Ihr eingezogen in Eure Vaterstadt, und jetzt finde ich Euch hier einsam, mit trüben Mienen, mit Thränen auf den Wangen?

Mit Thränen auf den Wangen, wiederholte der Prinz, mit Verwünschungen, mit Zorn und Weh im Herzen. Oh, Freund, warum seid Ihr nicht an meiner Seite geblieben! Ihr hättet mir die Bitterniß der letzten Stunde vielleicht erspart, Ihr würdet mir beigestanden, mich ermuthigt haben!

Mein Gott, was ist denn geschehen?

Es ist geschehen, daß ich empfangen worden bin wie der verlorene Sohn, der heimkehrt von seiner Sündenfahrt, rief Friedrich Wilhelm mit zornigem Schmerz. Es ist geschehen, daß man mich behandelt hat, als wäre ich ein Aufrührer, ein Empörer, der mit einer Pöbelrotte in verbrecherischer Absicht dahergezogen kommt, und wie ein Räuberhauptmann einfällt in das sichere Schloß seines Landesherrn. Es ist geschehen, daß man

mich hat auf meinen Knieen flehen lassen um Vergebung, ohne mich aufzuheben, daß man mich behandelt hat wie einen entarteten Buben, von dem man sich zu jeder Stunde eines Verbrechens gewärtigt.

Aber bedenket, mein Prinz, daß Ihr eines schlimmen Empfanges sicher sein mußtet, und daß es Euer Vater war, von welchem Euch derselbe kam.

Nein, nicht von meinem Vater, sondern von ihm, dem bösen Feind, der mit seinem kalten Lächeln und seiner höhnischen Ruhe an meines Vaters Seite stand! Er hat das Herz meines Vaters vergiftet mit Argwohn und Haß, er hat es mit Mißtrauen erfüllt gegen den einzigen Sohn, und Zwietracht gesäet, um aus dem Hasse sich eine Ernte zu bereiten! Und er war Zeuge meiner Demüthigung, und ich sah, wie er mit höhnischer Vornehmheit zu mir niederschaute, als ich vor meinem Vater auf den Knieen lag und vergeblich um ein Wort der Liebe von den Lippen meines Vaters flehete! Aber er hatte dieses Wort ertödtet auf seinen Lippen, und nur für ihn waren Worte der Zärtlichkeit, der Verehrung da! Nur für ihn Anerkennung, Zutrauen, Liebe! Wie er dastand mit dem eiseskalten, stolzen und vor-

nehmen Gesicht an der Seite meines armen Vaters, der gebückt und unscheinbar unter ihm, ach, so tief unter ihm in seinem Lehnstuhl kauerte, da fühlte ich es in jedem Nerv meines Herzens, in jeder Faser meines Gehirns, daß er, und er allein hier der gebietende Herr, der Befehlshaber und Regierer ist, und daß, wer sich nicht vor ihm beugen und ihm gehorchen will, von ihm in den Staub geschleudert und zertreten wird! Sie beugen sich Alle vor ihm, Alle! Er ist wie ein Zauberer, der mit dem Anschauen seiner Augen Jeden, der sich ihm naht, unter seinen Willen zwingt und die stolzesten Herzen weich und geschmeidig macht, daß sie wie Wachs sich formen lassen in seinen gebietenden Händen. Selbst meine Mutter, die seine Feindin ist, die seit zwanzig Jahren gegen ihn gekämpft hat, selbst die ist von ihm besiegt, und er ist ihr Meister geworden und zwingt sie hinein in seine Kreise. Sie weiß es nicht einmal, sie ist seinen Zauberkreisen verfallen, ist wie sie Alle nur ein Werkzeug in seinen Händen, und fühlt es nicht mehr, und hält sich für frei, da sie doch gebunden ist und willenlos ihm gegenüber. Ich habe es gesehen, ich habe es empfunden, und es hat mein Herz mit unaussprechlichem Jammer, mit rasender Wuth erfüllt. Sie fühlte nicht ein=

mal die Schmach und Demüthigung, unter welcher ich fast erlag, sie kam mir nicht zu Hülfe, denn der Zauberer war da, und in seiner Gegenwart vergaß meine Mutter des heimgekehrten Sohnes, und er war der Mittelpunkt, um den sich Alles drehte, er war der Herr der Situation, und vor ihm schrumpfte Alles zusammen zu nichtsnutziger Erbärmlichkeit, zu armseliger Kleinheit. Er berauschte die Herzen, die kalt geblieben bei meinem Empfang, berauschte sie mit der Aussicht auf ein Fest, das er mir zu Ehren, wie er sagte, geben wollte, und sie glaubten dem Hohn, und ließen sich rühren von der edlen Zuvorkommenheit, und fühlten nicht die grausame Ueberhebung, mit welcher er die Heimkehr Dessen feiert, der ihm ein Dorn im Auge ist, ein Dorn, den er auszureißen und unter seine Füße zu treten fest entschlossen ist! Ich kam daher, demüthig, arm, mit leeren Händen, und er feiert meine Ankunft, indem er meiner Frau Mutter, meinen Schwestern Geschenke anbietet! Und sie nehmen sie an, fühlen nicht einmal die Demüthigung, und werden auf dem Feste erscheinen in Kleidern, welche mein Feind, mein Widersacher, mein Mörder ihnen geschenkt hat.

Prinz, Ihr gehet zu weit! Euer Haß übertreibt!

Nein, ich gehe nicht zu weit, rief der Prinz

außer sich, mit todesbleichem Angesicht, mit blitzenden Augen, sein ganzes Wesen durchglüht von dem Feuer des Zornes und Hasses. Nein, ich gehe nicht zu weit, und mein Haß übertreibt nicht! Er ist der böse Dämon meines Hauses, meines Landes! Er trägt die Schuld an all' der Schmach, die uns seit zwanzig Jahren betroffen hat, an all' der Demüthigung und Schande, von der meine Familie heimgesucht wird. Die Mark soll zu Grunde gehen, das will er, das erstrebt er, das Kurhaus Brandenburg soll aussterben, das ist seine Hoffnung, und er wird sich bemühen, aus dieser Hoffnung eine Wirklichkeit zu machen. Er hat es schon einmal versucht, mich zu ermorden, *), und er wird

*) Kurz bevor der Kurprinz die Heimath verließ, fand er eines Abends unter seinem Bett einen mit zwei Dolchen bewaffneten Menschen. Auf des Prinzen Hülferuf eilten seine Diener herbei, und es gelang, den Mörder, welcher zu entspringen suchte, festzuhalten. Er gestand, daß er gekommen sei, um den Kurprinzen zu ermorden, daß er dieses aber nicht aus eigener Entschließung habe thun wollen, sondern daß ein sehr vornehmer Herr ihn dazu mit einer hohen Summe erkauft habe. Diese Aussage ward dadurch bestätigt, daß man bei der Durchsuchung eine bedeutende Summe Geldes in den Taschen des Menschen fand. Man führte ihn in's Gefängniß, aber nach zwei Tagen war er aus demselben verschwunden, und mit ihm der Gefängnißwärter, der ihm zur Flucht behülflich gewesen. Der Kurprinz war fest überzeugt, daß es

es wieder versuchen. Es lauert eine Dolchspitze in jedem Blicke, den er auf mich heftet, es ist ein Tropfen Gift in jedem Worte, das er an mich richtet. Wenn ich mit ihm allein stände auf der Spitze eines Thurmes, so würde er mich hinunter stürzen, und dann nachher mit tausend Thränen hinter meinem Sarge gehen! Und mein Vater würde sich auf ihn stützen, und Gott danken, daß ihm nur der Sohn, und nicht der Freund, der Günstling entrissen worden; und meine Mutter würde um mich weinen, und doch einhergehen in den Trauerkleidern, die er ihr geschenkt, und sie würde es als eine absonderliche Liebenswürdigkeit erachten, wenn er sich bemühete, sie zu zerstreuen, und ihren Geist aufzuheitern. Keine Stimme würde sich gegen ihn erheben, und keiner würde es wagen ihn anzuklagen, denn mein Vater selbst würde ihn beschützen, und die Gnade und Gunst des Kaises würde ihn rein sprechen von jedem Verdacht. Er ist mein Meister, mein Herr, und daß er es ist, das macht mich rasend vor Wuth und Zorn, und daran sterbe ich sicherlich, wenn selbst

ein vom Grafen Schwarzenberg gedungener Mörder gewesen, und noch kurz vor seinem Tode erzählte er seinem Arzte diese Geschichte selber. Siehe: Küster, Jugendleben des großen Kurfürsten, S. 26.

es dem Grafen nicht gelingen sollte, mich früher zu ermorden und aus dem Wege zu räumen.

Er wird nicht wagen das zu versuchen, denn er weiß, daß die öffentliche Meinung ihn als den Mörder bezeichnen und anklagen würde.

Was kümmert ihn die öffentliche Meinung, was fragt er nach ihr, er, der die Macht hat, sie zu unterdrücken, er, der so fest steht, daß sie ihn nicht berührt!

Es stehet Niemand so hoch, Prinz, daß die öffentliche Meinung ihn nicht erreichen und in die Tiefe hinabschleudern könnte, denn die öffentliche Meinung, das ist die Stimme des Volkes, und die Stimme des Volkes ist Gottes Stimme! Und glaubet es mir, Prinz, diese Stimme wird ihn dereinst anklagen, wird ihn verurtheilen!

Ja, dereinst vielleicht, wenn er mich aus dem Wege geräumt, mich ermordet hat, wenn mein Vater heimgegangen ist, der Kaiser die Mark Brandenburg als freies Lehen eingezogen und es aus Gnaden dem gefürsteten Grafen Schwarzenberg, oder seinem Sohne verliehen hat. Oh, ich kenne alle seine Pläne, und ich weiß, daß keine Stunde meines Lebens mehr gesichert ist, weiß, daß ich dem Tode verfallen bin, wenn nicht Klugheit und List mich retten! Ich habe darüber nach-

gedacht auf dieser ganzen langen Reise hieher, ich habe Alles erwogen, Alles überlegt, und meine ganze Zukunft hat vor mir gelegen wie ein weißes Blatt. Ich sah ihn die Hand ausstrecken, und mit blutigen Lettern das Wort: „Tod" darauf verzeichnen, aber ich sah mich mit behutsamem Finger dies Wort verlöschen, noch ehe es zu Ende geschrieben, und mit kleinen, kaum sichtbaren Buchstaben das Wort „Leben" darüber schreiben. Ja, ich will leben, will regieren, will Ruhm und Ehre und Ansehen haben, will mir einen Namen machen! Leuchtmar, ich habe in Holland meine Jugend, meine Hoffnungen, meine Träume, mein Herz zurückgelassen, ich komme hieher als ein Mann, trotz meiner achtzehn Jahre, als ein Mann, der aus den Trümmern seiner Jugend nur das Eine sich retten will: die Zukunft, den Ruhm! Ein Mann, der so viel gelitten hat, daß er von sich sagen kann: Ich trotze dem Schmerz, und er hat keine Gewalt mehr über mich! Ich trotze dem Leben, und ich will es bezwingen! Ja, Leuchtmar, ich will es bezwingen, und obwohl ich es nicht mehr liebe, will ich es mir doch nicht entreißen lassen. Höre mich, Freund, denn es ist heute für lange Zeit das letzte Mal, daß ich offen und ehrlich zu Dir spreche. Ich bitte Dich, den

Lehrer meiner Jugend, mir Deine Freundschaft, Deinen Glauben zu bewahren. Ich bitte Dich, niemals irre an mir zu werden, und wenn ein Zweifel an mir jemals in Dir auftauchen könnte, Dich dieser Stunde zu erinnern, in welcher ich Dich habe in mein Herz schauen lassen, und in welcher Du mich gesehen hast in meinem Zorn und meinem Schmerz, in meiner Empörung und meinem Haß! Du kennst mein Antlitz, Freund, präge es Deinem Gedächtniß ein, damit Du es niemals vergissest, selbst wenn Du es lange nicht wieder sehen solltest. Schaue mir noch einmal in die Augen und lies in meinen Blicken meine Liebe und Verehrung für Dich!

Ich schaue in Deine Augen, Du Sohn meines Herzens, sagte Leuchtmar tief bewegt, ich schaue durch Deine Augen in Deine Seele, in Dein Herz hinein, und lese darin große Entschlüsse und heldenmüthige Ziele. Strebe ihnen nach, mein Liebling, und wenn Dir die Gegenwart dunkel und trübe erscheint, so hebe Dein Auge empor zu dem glänzenden Sterne, der über Dir schwebt und der Deine Zukunft ist. Das Ueble zu ertragen, und doch freudig und tapfer zu bleiben, darin zeigt sich der wahre Heldenmuth! Von dem Staube der Erdennoth sich abzuwenden und über ihn hin-

zuschreiten, das Haupt dem Himmel zugewandt, darin zeigt sich der rechte Glaube. Gott segne Dich, mein Sohn! Sei tapfer, sei klug, sei treu! Trau Dir selber, Deinen Freunden, Deinem Volk und Deinem Gotte, dann ist die Zukunft Dein, und Du wirst alle Deine Feinde besiegen, und Du wirst triumphiren über den stolzen Mann, der jetzt über Dich zu triumphiren vermeint. Ich sagte Dir: sei tapfer, sei klug, sei treu! Aber ich habe noch Eines vergessen, was ich jetzt hinzufügen will! Sei vorsichtig! Erinnere Dich, daß es oft nicht das Schwert ist, welches den Sieg erkämpfet, sondern die List; erinnere Dich des Brutus, welcher Rom befreite.

Oh, mein Freund, Du hast die Wahrheit gesagt, rief der Prinz, Du hast auf dem Grunde meiner Seele gelesen, und meine innersten Gedanken verstanden. Nun bin ich froh und voll Zuversicht, denn mein Freund und mein Lehrer wird niemals an mir zweifeln. Und höre noch Eins, mein Leuchtmar! Du mußt von mir ein Andenken an diese Stunde annehmen, ein Andenken, welches ich schon bei meiner Abreise aus dem Haag für Dich bereitet habe, und das Dir ein Beweis meiner Dankbarkeit sein soll. Ich bin arm und machtlos, und wie ich mit allen

meinen Hoffnungen mich auf die Zukunft vertröste, so muß ich es auch mit meinen Geschenken thun. Du mußt ein Geschenk meiner Zukunft von mir annehmen, Freund! Was Du an mir gethan, läßt sich nicht belohnen, das weiß ich wohl, aber ich möchte Dir doch so gern meine Dankbarkeit bezeigen, und darum gebe ich Dir dies Papier!

Er zog aus seiner Brieftasche ein Papier hervor und reichte es mit einem freundlichen Lächeln Leuchtmar dar. Nimm und lies, sagte er.

Baron Leuchtmar von Kalkhun nahm das Papier und heftete seine Augen auf die Worte, welche in großer Schrift sich auf der äußern Seite desselben befanden.

Ein Exspectanzschein! sagte er staunend.

Der Kurprinz nickte. Ein Exspectanzschein, geschrieben von meiner eigenen Hand und untersiegelt mit meinem Siegelring. Ja, ja, mein Freund, ich habe nichts zu vergeben als die Exspectanz, aber wenn der Kurprinz einst Kurfürst geworden, wird er aus der Exspectanz Wirklichkeit und Wahrheit machen. Nun schlage das Papier auseinander und sieh, was für eine Exspectanz es enthält.

Eine Schenkungsacte über das im Cleve'schen

belegene Gut Neuenhof! rief Leuchtmar freudig. Oh, mein theurer Prinz, das ist wahrlich ein fürstliches Geschenk!

Doch ist es nicht der Fürst, sondern der dankbare Schüler, der es Dir giebt, sagte Friedrich Wilhelm, und deß zum Zeugniß habe ich diese Worte da geschrieben, die ich Dir selber jetzt lesen will. Er neigte sich über das Papier und las: „Wir haben dem Baron Leuchtmar von Kalkhun dieses Lehnsgut Neuenhof aus sonderbarer freundschaftlicher Affection, so Wir zu ihm tragen, freiwillig und wohlbedächtig zugesagt und versprochen. Wir geloben auch, daß wenn Wir dermaleinst die Macht und die Gewalt erlangen werden, und mehrgedachter Romilian von Leuchtmar vorher zu Unserem Schmerz mit Tode abginge, Wir gleichwohl seinem ältesten Sohne solches Gut verleihen und ihm alles dessen genießen lassen wollen, was Wir sonst ihm selbst bei seinem Leben zugelegt und zugedacht haben." *)

Das heißt wahrlich beglücken und belohnen noch über das Grab hinaus! rief Leuchtmar mit Thränen in den Augen. Oh, ich danke Euch, mein Prinz, danke Euch aus tiefster Seele für mich und meine Kinder!

*) v. Orlich: Geschichte des preußischen Staates. I. S. 42.

Du hast mir gar nichts zu danken, Freund, sagte der Prinz, ich vielmehr werde ewig in Deiner Schuld bleiben. Wenn ich aber dereinst meinem Lande ein guter Fürst, meinem Volk ein tüchtiger Landesvater bin, dann sollst Du denken, daß dies der Dank ist, den ich Dir, meinem Lehrer und Erzieher schulde! Du siehst, ich hoffe auf die Zukunft, und denke, daß es mir gelingen wird, allen Mordversuchen zu entgehen und dennoch mein Ziel zu erlangen. Aber freilich, Deiner Mahnung darf ich dazu niemals vergessen, und vorsichtig vor allen Dingen muß ich sein! Eine Maske tragen, wie es Brutus gethan! Laß Dich noch einmal umarmen, Freund Leuchtmar, schau mir noch einmal in das Auge! Und nun — ich höre Jemand kommen! Lebe wohl, Leuchtmar, ich lege meine Maske vor, und nicht einen Moment darf sie von meinem Antlitz weichen!

5.

Brutus.

Die Thüre ward jetzt geöffnet, ein Kammerlakei trat ein und meldete: Ihre Durchlaucht, die Frau Kurfürstin! Und ehe der Kurprinz noch Zeit hatte, ihr entgegen zu eilen, war die Kurfürstin schon in das Gemach eingetreten.

Ich komme, Dich noch einmal zu begrüßen, mein Friedrich! rief die Kurfürstin, dem Sohn ihre Arme entgegenstreckend. Ganz ohne Zeugen, recht als Deine Mutter will ich meinen Sohn bewillkommnen, und ihm sagen, wie glücklich ich bin, daß er wieder da ist!

Sie schlang ihre Arme um des Sohnes Nacken und drückte ihn innig an ihre Brust. — Baron Leuchtmar, der bei dem Eintreten der Kurfürstin ehrfurchtsvoll bei Seite getreten war, schlich jetzt

leise auf den Zehen durch das Gemach nach der Thüre hin, und war schon im Begriff, dieselbe zu öffnen, als die Kurfürstin lebhaft das Haupt nach ihm umwandte.

Bleibet doch da, Leuchtmar, sagte sie. Weshalb wollet Ihr Euch denn von dannen schleichen?

Ich darf es nicht wagen, durch meine Gegenwart das Zwiegespräch zwischen der Frau Kurfürstin und dem Herrn Sohn zu stören.

Ihr störet gar nicht, denn Ihr gehöret zu uns, Leuchtmar, erwiderte Elisabeth Charlotte, ihm freundlich zunickend. Ich will Euch vielmehr sagen, daß ich wußte, Ihr würdet hier sein, und daß ich gerade deshalb hieher gekommen bin, um Euch ohne Zeugen zu begrüßen und mit Euch und dem Sohn eine vertrauliche Besprechung zu haben. Denn ich weiß es ja, Leuchtmar, daß wir auf Euch vertrauen können, und daß Ihr zu den Unsrigen, das heißt zu den Feinden Schwarzenberg's, zu den Feinden der Kaiserlichen und Katholischen, zu den Freunden der Reformirten und auch der Schweden gehöret.

Eure Durchlaucht dürfen wohl davon überzeugt sein, daß ich heimkehre, wie ich gegangen bin, sagte Leuchtmar ernst, das heißt, als ein aufrichtiger Reformirter, ein treuer Brandenburger,

und ein abgesagter Gegner Derer, welche den Prager Frieden geschlossen, und dadurch den Kurfürsten von Brandenburg von den Schweden getrennt und ihn ganz und gar dem Kaiser wieder dienstbar gemacht haben.

Ihr wollet ihn nicht nennen, den Uebelthäter, welcher das zu Stande gebracht hat, rief die Kurfürstin, aber ich will ihn nennen: es ist der Graf Schwarzenberg! Es ist der Statthalter in den Marken, welcher all' das Unheil und die Schmach über uns gebracht, welcher uns losgerissen hat von den nächsten Blutsverwandten, der schwedischen Königsfamilie, uns verbündet und untergeordnet hat Denen, welche unsere geschworenen Feinde und Widersacher sind, den Kaiserlichen, den Oesterreichern. Oh mein Sohn, versprich mir, daß Du dereinst Rache nehmen willst für die Schmach und Erniedrigung, die wir anjetzo erdulden müssen, gelobe in dieser ersten Stunde Deiner Heimkehr feierlich in meine Hand, daß Du, sobald Du zur Gewalt gelangt bist, es die erste Handlung Deiner Regierung willst sein lassen, Dich loszusagen vom Kaiser und mit unseren natürlichen Bundesgenossen, den Schweden, Dich wieder zu alliiren.

Sie streckte dem Sohn ihre Rechte entgegen.

Schwöre, mein Sohn, rief sie feierlich, schwöre das in meine Hand!

Aber Friedrich Wilhelm legte seine Hand nicht in die seiner Mutter, sondern trat abwehrend einen Schritt zurück.

Vergebt mir, meine gnädigste Frau Mutter, sagte er, vergebt mir; aber ich kann das nicht geloben, denn ich weiß nicht, ob ich es werde halten können! Möge der gütige Gott meinen gnädigen Herrn Vater noch lange am Leben erhalten, und ihm ein langes und segensreiches Regiment vergönnen. Wenn aber einst, und gewiß zu meinem schmerzlichsten Bedauern, die Pflicht und die Erbfolge mir die Zügel der Regierung in die Hand legt, dann muß ich sie lenken können, wie die Umstände es erheischen, wie es den Zeitverhältnissen und dem Wohle des Landes angemessen ist, und durch kein gegebenes Wort, und durch keine Versprechungen darf ich mich schon zum Voraus gebunden haben.

Du weigerst Dich, mein Sohn, mir zu versprechen, daß Du wieder gut machen willst, was der böse Feind Deines Hauses, Deiner Familie, Deines Landes verschuldet hat?

Meine gnädigste Mutter, ich weiß nicht, von

wem Ihr sprechet, und wer es ist, der so schwere Sünde auf sich geladen hat?

Die Kurfürstin legte mit einer hastigen Bewegung ihre Hand auf seinen Arm und blickte ihm fest in die Augen. Heuchelst Du, oder ist das Wahrheit? fragte sie. Du weißt nicht, von wem ich rede? Du weißt nicht, wen ich den Feind Deiner Familie, Deines Hauses nenne?

Ich sinne vergeblich darüber nach, Frau Mutter, und ich bitte Euch, mir deshalb nicht zu zürnen, denn Eure Gnaden müssen bedenken, daß ich beinahe vier Jahre abwesend und daher ein wenig unbekannt mit den hiesigen Verhältnissen geworden bin. Hättet Ihr vor meiner Abreise damals diese Frage an mich gerichtet, so würde ich unbedingt geantwortet haben: „Es ist der Graf Schwarzenberg.“ Aber ich habe seitdem einsehen gelernt, daß ich den Herrn Grafen in vielen Dingen aus Unerfahrenheit und Mangel an Einsicht Unrecht gethan habe, daß er ein gar großer und vielerfahrener Staatsmann und Politiker ist, der mit weitschauendem Blicke die Verhältnisse besser erkennen mag, als es meinen ungeübten Augen möglich ist. Wer weiß, vielleicht ist auch der Prager Frieden ein wahres Glück für unser Land gewesen; denn wenn ich sehe, wie jammervoll und erbärmlich es schon

darnieder liegt, da es doch nur neutral ist, so kann ich nur mit Entsetzen daran denken, wie es erst sein würde, wenn wir zu einer bestimmten Kriegespartei gehörten. Hätten wir uns auf die Seite der Schweden gestellt, so würde die Feindschaft des mächtigen und überlegenen Kaisers uns längst um Land und Leute gebracht haben, und meinem edlen, vielgeliebten Vater würde wohl ein so beklagenswerthes Loos zu Theil geworden sein, wie dem Kurfürsten von der Pfalz, seinem Herrn Schwager, oder dem Markgrafen von Liegnitz und Jägerndorf, seinem Herrn Vetter. Er müßte mit Gemahlin und Kindern umherirren in der Fremde, oder er wäre dem Gram erlegen und in der Fremde gestorben. Hätten wir aber uns mit dem Kaiser gegen Schweden verbündet, so würde der als ein unerbittlicher, wüthender Feind in unserem Lande hausen, und uns nicht blos Pommern, sondern auch die Mark und das Herzogthum Preußen mit seinen Kriegstruppen überziehen. Ich habe aber auf meiner Reise hieher den Jammer und das unaussprechliche Elend unseres Landes gesehen, und ich habe mich mit trauerndem und gramerfülltem Herzen gefragt, was aus unserem unglücklichen Lande hätte in Kriegeszeilen werden sollen, wenn schon die Neutralität es so elend ge=

macht und es in Hungersnoth und Elend gestürzet hat? Und da habe ich mir denn gestehen müssen, daß der Herr Graf Schwarzenberg als Statthalter in den Marken doch wohl recht gehandelt, wenn er vor allen Dingen die ihm anvertraute Mark vor noch größerem Unheil bewahren wollte und sie daher zur Neutralität hielt, dem Kaiser und dem Schweden nicht zum Freund oder Feind. Ich habe ihn also in meinem Innern um Verzeihung gebeten, wenn ich ihn früher oftmals ungerecht beschuldigt habe, denn er ist wahrlich ein treuer und eifriger Diener seines Herrn, und ganz absonderlich bemüht, sein Wohl zu fördern und ihn aufrecht zu halten und zu trösten in dieser Zeiten Trübsal. Ich sehe auch, daß nicht blos der Herr Kurfürst ihn noch immer ehret und hoch hält als seinen treuen und vielgeliebten Rathgeber und Beistand, sondern daß auch meine Frau Mutter ihm in Gnaden gewogen und ganz und gar von dem Mißtrauen zurückgekommen ist, welches sie früher gegen den Herrn Statthalter hegte. Denn sicher ist es ein Beweis von großer Gnade, wenn die Frau Kurfürstin dem Herrn Grafen gestatten, ihr und den Fräuleins Kleider zum Geschenke darzubringen, und Niemand von uns kann demjenigen mißtrauen, welcher sich so herzlich meiner

Wiederkehr freuet, daß er dieselbe mit einem glänzenden Feste zu feiern gedenkt. Die ganze Kurfürstliche Familie hat die Einladung zu diesem Feste angenommen, und dadurch beweisen wir vor Berlin, ja vor dem ganzen Lande, daß wir im herzlichsten Einvernehmen mit dem Herrn Statthalter stehen, und daß gar nichts vorgefallen ist, was unser Vertrauen zu ihm erschüttern könnte.

Die Kurfürstin hatte dem Sohne mit immer wachsendem Erstaunen zugehört, und ihre Blicke, die immer glühender, immer zürnender geworden, hatten sich oftmals von dem Antlitz ihres Sohnes auf Leuchtmar gewandt, als wolle sie in seinen Zügen lesen, ob er ihr Erstaunen, ihre Entrüstung nicht theile. Jetzt, da der Prinz schwieg, trat sie zu Leuchtmar hin und legte ihre Hand auf seinen Arm.

Leuchtmar, fragte sie mit zitternder Stimme, ist das sein Ernst? Hat er sich wirklich so ganz und gar verändert? Ist er wirklich zu unseren Feinden und Widersachern übergegangen?

Gnädigste Frau Kurfürstin, der Kurprinz ist ein viel zu zärtlicher Sohn, als daß er sich jemals gegen seine Frau Mutter verändern könnte, erwiderte der Baron ernst.

Er spricht die Wahrheit, meine theuerste Frau

Mutter, rief Friedrich Wilhelm, sich seiner Mutter nähernd. Niemals könnte ich mich gegen Euch verändern, niemals der Dankbarkeit und Liebe gegen Euch mich entschlagen, niemals zu Euren Feinden und Widersachern übergehen. Aber warum wollen wir denn die Politik hineinziehen in unser Privatleben, und was haben denn die Schweden und die Kaiserlichen, die Katholischen und die Reformirten zu schaffen mit unserem Familienleben und unserer Häuslichkeit? Ueberlassen wir doch die Politik Denen, welche die Pflicht haben, sich mit derselben zu beschäftigen; suchen wir uns nicht in die Regierung einzumischen, da wir doch kein Recht dazu haben, und doch bei Seite treten müssen vor Denen, welche die Sache weit besser verstehen als wir, und mit eben so viel Umsicht als Weisheit die Zügel der Staatsmaschine lenken. Ich wenigstens bin fest entschlossen, mich von all' diesen lästigen Dingen ganz fern zu halten, meiner Jugend und Freiheit zu genießen, und ich danke Gott, daß ich nicht die Last der Regierung zu tragen, sondern nur die Annehmlichkeit habe, mich regieren zu lassen!

Es ist nicht möglich, rief die Kurfürstin mit ausbrechendem Zorn, nein, es ist nicht möglich, daß mein Sohn so denken und sprechen kann!

Oh, Leuchtmar, was habt Ihr aus meinem Sohne gemacht! Wer hat ihn mir verwandelt, meinen einzigen geliebten Sohn? Ich hoffte, daß er zurückkehren würde als ein Tapferer, um den alle diejenigen sich schaaren würden, welche unserem Hause, dem Glauben und dem Vaterlande treu sind? Ich hoffte, daß ich an ihm eine Stütze finden würde gegen die Anmaßung, Bosheit und Tücke meiner Feinde! Hoffte, daß es dem Sohne gelingen würde, das Herz seines Vaters zu gewinnen und es abwendig zu machen dem stolzen Manne, der ihn ganz und gar beherrscht und der uns in's Verderben stürzen wird. O Gott, mein Gott, ich habe drei Jahre lang gehofft auf die Zeit seiner Wiederkehr, auf die Zeit der Rache und Vergeltung, und nun ist er da, der Sohn, und was finde ich an ihm? Einen schwachen, gehorsamen Sohn seines Vaters, einen unterthänigen Verehrer des Grafen Schwarzenberg, einen Schwächling, den es gar nicht gelüstet nach Ehre und Ansehen, der froh ist, daß er nicht zu arbeiten und zu regieren hat, sondern daß Andere für ihn arbeiten und regieren müssen! Ach, ich bin eine arme, beklagenswerthe Mutter, denn ich habe vergeblich gehoffet auf meinen Sohn, daß er mir beistehe, das Unglück meines Hauses zu rächen

und meine Feinde zu bestrafen und zur Rechenschaft zu ziehen!

Sie schlug mit einer hastigen Bewegung die Hände vor ihr Angesicht und weinte und schluchzte laut. Der Kurprinz schaute zu ihr hin mit einem traurigen, schmerzvollen Blick; er trat rasch einen Schritt vorwärts, als wolle er zu ihr hingehen, als wolle er sie in seine Arme schließen, aber dann blieb er stehen, dann wich er zurück, langsam, leise, immer weiter zurück von seiner Mutter, die noch immer da stand, laut weinend mit verhülltem Angesicht. Es war, als ob eine unsichtbare Hand ihn immer weiter zurückdränge von seiner Mutter, ihn immer näher heranschiebe nach der Thür des Vorzimmers. Jetzt stand er dicht vor ihr, jetzt lehnte er sich an diese Thür, und — war das alte Schloß so wenig haltbar, oder hatte der Kurprinz mit einem raschen Griff die Klinke aufgedrückt — die Thür sprang auf. Der Kurprinz taumelte rückwärts hinein in das Vorzimmer, und wäre da nicht der Kammerlakai der Frau Kurfürstin gewesen, gegen den er anstieß, so würde er zu Boden gefallen sein.

Wahrhaftig, rief der Kurprinz lächelnd, indem er dem Lakaien zunickte, der verwirrt und mit hochrothem Gesicht dastand, wahrhaftig, es war

ein Glück für mich, daß Du so nahe an der Thür standest, mein Freund, ich würde sonst vielleicht einen schlimmen Fall gethan haben. Diese alten verrosteten Schlösser müssen reparirt werden. Man kann sich nicht einmal gegen die Thüren lehnen, ohne daß sie aufspringen!

Er nickte dem Lakaien zu, der immer noch ganz fassungslos und verwirrt schien, und trat wieder in das Gemach zurück. Im Vorübergehen heftete sich sein Auge mit einem bedeutungsvollen Blick auf Leuchtmar, der ihm verstohlen und verständnißvoll zunickte, dann näherte er sich der Kurfürstin, welche, von dem unerwarteten Intermezzo überrascht, die Hände von ihrem Gesicht hatte gleiten lassen und jetzt ihre Thränen trocknete.

Ich bitte meine gnädigste Frau Mutter um Verzeihung wegen der lächerlichen Störung, sagte er, ihre Hand ergreifend und sie an seine Lippen drückend. Es geschah ohne mein Verschulden, und nur das schlechte Schließen der Thür war die Veranlassung. Es war ein recht glücklicher Zufall, daß Eure Gnaden Ihrem Lakaien befohlen, in meinem Wohnzimmer dicht neben der Thür des Cabinets sich aufzustellen, denn er hat mich dadurch vor einem unangenehmen Fall bewahrt.

Ich habe dem Lakaien nicht befohlen, in Eurem

Wohnzimmer sich aufzustellen, sagte die Kurfürstin, und finde das sehr gegen den Respect.

Sie durchschritt rasch das Arbeitszimmer und trat in die Thür eben in demselben Moment als der Lakai aus der entgegengesetzten Thür hinausschlüpfen wollte.

Friedrich, komme einmal hieher, rief die Kurfürstin, und der Lakai trat mit gesenktem Haupt und demüthiger Miene einige Schritte näher.

Hatte ich Dir nicht befohlen, im Vorzimmer auf mich zu warten, und es Uns anzumelden, wenn etwa jemand Anderes kommen sollte? fragte die Kurfürstin.

Kurfürstliche Gnaden, erwiderte der Lakai demüthig, ich bin auch genau dem durchlauchtigsten Befehle nachgekommen, und habe hier im Vorzimmer gestanden und Wache gehalten, es ist aber bis jetzt Niemand gekommen.

Aber dies hier ist ja nicht das Vorzimmer, Du Narr, rief die Kurfürstin, sondern dort draußen ist es! Da gehe hinaus und warte!

Der Lakai beeilte sich, dem erhaltenen Befehle nachzukommen, und die Kurfürstin wandte sich dem Prinzen zu. Ich bitte Dich, mein Sohn, dem Menschen seine Tölpelei zu verzeihen, sagte sie, aber er verdienet insofern einige Nachsicht, als er

erst seit kurzer Zeit in unseren Diensten ist und daher im Schlosse noch nicht recht Bescheid weiß. Mein Kammerlakai ist auf der Reise von Königsberg hieher krank geworden, und wir mußten ihn unterwegs zurücklassen, was uns um so unangenehmer war, da er zugleich unser Friseur war, und den Herrn Kurfürsten sowohl als mich und die Fräuleins gar geschickt zu frisiren verstand. Der Graf Schwarzenberg hatte davon gehört, und es war ein rechtes Glück, daß er uns einen von seinen Kammerlakaien abtreten konnte.

Ach, rief der Kurprinz lächelnd, Eure Gnaden haben diesen Menschen von dem Herrn Statthalter übernommen?

Ja, und ich muß sagen, er ist ein sehr brauchbarer und nützlicher Diener, der sich verstehet auf die allerneuesten französischen Frisuren, und sonsten auch sehr geschickt ist. Ich bitte also, ihm den kleinen Fehlgriff zu verzeihen.

Er ist vollkommen entschuldigt, sagte der Kurprinz sich verneigend, um so mehr entschuldigt, weil es ihm wohl leicht geschehen konnte, dieses Zimmer hier für ein Vorzimmer zu halten, da er noch nicht Bescheid weiß im hiesigen Schlosse.

Es ist wahr, rief die Kurfürstin sich in dem Gemach umschauend, es siehet hier ein wenig

herabgekommen und desolat aus, und man hätte wohl dafür Sorge tragen können, Dein Wohnzimmer etwas herauszustaffiren, und ihm ein behaglicheres Ansehen zu geben. Du weißt wohl, Friedrich, daß wir nur kurze Zeit hier zu verweilen, und gar bald nach Preußen zurückzukehren gedenken, und dorten werde ich schon Sorge tragen, daß Du stattlichere und angemessenere Zimmer bekommst. Dorten bin ich im Schlosse die fürstliche Hausfrau und allerwegen die gebietende Herzogin, während ich hier im Residenzschlosse zu Berlin mir selber doch nur wie ein Gast vorkomme, welcher gar nichts zu sagen hat und sich schweigend in Alles fügen muß. Und es ist ja auch in Wahrheit so, und ist dahin gekommen, daß der Statthalter in den Marken der eigentliche regierende Herr und Gebieter ist, und daß der Kurfürst bei dem Herrn Statthalter nur zu Gaste zu kommen scheint.

Aber der Herr Statthalter scheint wenigstens ein recht zuvorkommender und splendider Wirth zu sein, bemerkte der Kurprinz lächelnd, ein Wirth, der es sich sehr angelegen sein läßt, für die Bequemlichkeit und Unterhaltung, sogar für die Garderobe seiner erhabenen Gäste zu sorgen.

Kurfürstliche Gnaden, rief der eintretende

Kammerlakai, Kurfürstliche Gnaden, der Haushofmeister stehet draußen und vermeldet, daß die Tafel serviret ist, und daß der Herr Kurfürst und die Fräuleins sich schon in den Speisesaal begeben haben.

So wollen wir uns auch dahin begeben, mein Sohn, sagte die Kurfürstin, dem Kurprinzen die Hand darreichend.

Aber meine gnädigste Mutter, ich bin noch in den Reisekleidern, und —

Mein Sohn, seufzte die Kurfürstin, Deine Reisekleider sind so stattlich und glänzend, daß ich nur wünschen kann, es möchten in's Künftige Deine Staatskleider immer so schön sein. Komm, gieb mir Deinen Arm und laß uns eilen, denn der Herr Vater liebt es nicht, wenn man ihn warten läßt, und er hält es sehr pünktlich mit der Eßstunde. Ihr, Herr Baron von Leuchtmar, folget uns! Wir laden Euch hiermit ein, unser Gast zu sein und uns zur Tafel zu begleiten.

Die Kurfürstin nahm den dargebotenen Arm des Prinzen und rauschte durch die von dem Kammerlakaien offen gehaltene Thüre hinaus in das Vorzimmer. Der Haushofmeister, welcher sie dort mit dem goldenen Stabe in der Hand erwartet hatte, schritt ihnen jetzt voraus, die Kam-

merlakaien flogen vor ihnen her, die Thüren zu öffnen, und durch die Reihe der einsamen, düsteren Gemächer mit den alterthümlichen, bestaubten und halbverfallenen Meubles ging das fürstliche Paar schweigend dahin, gefolgt von dem Baron von Leuchtmar, hinter dem die Lakaien in ehrfurchtsvoller Entfernung einherstolzirten.

Der Kurfürst stand mit den beiden Prinzessinnen in der tiefen Nische des großen Fensters, als die Gemahlin und der Sohn zu ihm eintraten; er begrüßte sie beide mit einem kurzen Kopfnicken, und auf den Baron von Leuchtmar, der sich ihm ehrfurchtsvoll nahete, einen düstern unfreundlichen Blick werfend, gab er seiner Gemahlin den Arm und führte sie nach den beiden oberen Plätzen der länglichen Tafel hin.

Es scheinet, der Herr Sohn kann sich noch immer seines Hofmeisters nicht entschlagen, sagte er mit halblauter, mürrischer Stimme zu der Kurfürstin. Bringet uns den Hofmeister mit zur Tafel, als ob sich das so von selbst verstände.

Ich bitte um Verzeihung, Georg, flüsterte die Kurfürstin, ich habe den Baron eingeladen, da ich ihn bei unserem Sohne traf. Thut mir den Gefallen und empfanget ihn gnädig. Er hat an

unserem Sohne viel Liebes und Gutes gethan, und ist uns immer ein treuer Diener gewesen.

Euch vielleicht, mir nicht, murrte der Kurfürst, indem er sich auf den großen runden Lehnstuhl niedergleiten ließ, und damit das Zeichen zum Beginn des Diners gab.

Die Stunden des Diners waren sonst immer diejenigen, in welchen Georg Wilhelm sich aller Sorgen und Regierungsnöthen zu entschlagen pflegte und mit heiterm Gesichte dem harmlosen Gespräche mit der Gemahlin und den Töchtern sich hingab, zuweilen es sogar liebte, mit den Hofbeamten, welche an der Tafel Theil nahmen, eine scherzhafte Conversation zu führen, oder sich von ihnen die Begebenheiten des Tages oder das Geschwätz der Stadt erzählen zu lassen.

Aber heute blieb der Kurfürst selbst bei Tafel düster und wortkarg, er überließ es seiner Gemahlin, die Conversation zu führen, und sich von dem Kurprinzen Bericht erstatten zu lassen über die lieben Verwandten am niederländischen Hofe. Dieser gab auf alle Fragen Bescheid, indeß immer nur das Nothwendige, niemals etwas aus eigenem Antrieb etwas hinzufügend, oder sich ergehend in freier Erzählung seines eigenen Lebens und Aufenthaltes am Hofe in Holland.

Der Kurfürst hörte immer schweigend zu, und diese Zurückhaltung des Sohnes schien ihn noch mehr zu verstimmen. Sein Gesicht umdüsterte sich immer mehr, und er stieß selbst seine Lieblingsspeise, den wilden Schweinskopf mit der Citrone im Maul, unwillig von sich, als man ihm zum dritten Male denselben präsentirte.

Sind nun lange genug um den Brei herumgegangen, Frau Kurfürstin! rief er lebhaft, habet nach allen möglichen Dingen gefragt, nur nicht nach der Hauptsache, nicht nach der Person, für welche Ihr Euch doch im Grunde am meisten interessiret. Habet wohl gedacht, unser Kurprinz solle von selber davon anfangen, und weß das Herz voll wäre, deß solle der Mund überfließen. Aber unser junger Herr bleibet ziemlich einsilbig, und es scheinet wohl, als ob er nicht gar erfreuet ist über seine Heimkehr in das ärmliche und stille Vaterhaus. Er ist es freilich viel glänzender gewohnt am oranischen Hofe, hat da leben können in Herrlichkeit und Freuden; wir wissen ein Liedlein davon zu singen, denn das Ausgeben hat der Herr Sohn wohl allein besorgt, aber das Bezahlen ist doch zuletzt uns anheim gefallen. Aber anjetzo, Herr Sohn, anjetzo erzählet uns doch ein wenig von dem kleinen Hofe

in Doornward, von unserer Frau Schwägerin, der verwittweten Pfalzgräfin, und endlich, was doch der Frau Mutter wohl die Hauptsache dünket, endlich erzählet uns auch von dem schönen und liebreizenden Fräulein, der Prinzessin Ludowike Hollandine.

Der Kurprinz zuckte leise zusammen, und er konnte es nicht wehren, daß bei diesem Namen, der seit seiner Abreise vom Haag nicht vor seinen Ohren erklungen war, alles Blut zu seinem Herzen hinströmte und eine tödtliche Bläße seine Wangen überzog. Er senkte die Augen nieder, und fühlte doch, wie Aller Blicken mit forschendem, neugierigen Ausdruck auf ihn gerichtet waren.

Aber dies Gefühl gerade gab ihm seine Fassung, seine Haltung zurück. Er hob das Haupt wieder empor, schüttelte die braunen Locken, welche ihm über die Stirn und die Wangen niedergefallen waren, mit einem kräftigen Ruck wieder zur Seite, und begegnete den fragenden Blicken des Kurfürsten mit einem vollen kühnen Anschauen.

Gnädigster Herr Vater, sagte er mit ruhiger, fester Stimme, von dem kleinen Hofe in Doornward läßt sich gar Weniges sagen und berichten. Unsere Frau Tante, die Frau Kurfürstin von der Pfalz, gedenket mit Trauer der Vergan-

genheit, ihre drei Prinzessinnen Töchter und ihre drei kleinen Söhne gedenken mit Hoffnung der Zukunft, und von der Gegenwart ist daher wenig zu berichten.

Sie sollen sehr schön sein, die Prinzessinnen von der Pfalz? fragte der Kurfürst.

Ich glaube, sie sind es, erwiderte der Prinz gelassen.

Er glaubet es nur? fragte sein Vater. Ei sehet doch, wie sehr man Ihn verleumdet hat, denn man erzählte uns, Er wisse das sehr genau, und sei ganz absonderlich erbauet gewesen von der Schönheit der Prinzessinnen von der Pfalz.

Und warum sollte er das nicht gewesen sein, Durchlaucht? fragte die Kurfürstin lächelnd. Die Prinzessinnen von der Pfalz sind ja unseres Sohnes leibliche Cousinen, und es scheinet doch sehr natürlich, daß er zu ihnen eine herzliche verwandtschaftliche Zuneigung habe.

Mag sein, Frau Kurfürstin! rief Georg Wilhelm, aber es stehet zu wünschen, daß es auch dabei allein bleibe. Ich möchte also ein weniges erfahren von der Prinzessin Ludowike Hollandine. Ist sie denn gar so schön, wie das Gerücht von ihr berichtet?

Ja, erwiderte der Kurprinz mit rauher heise-

rer Stimme, ja, sie ist sehr schön. Fraget nur den Leuchtmar darnach, er wird es bestätigen können.

Ich ziehe es vor, Dich selber zu fragen, sagte der Kurfürst mit unerbittlicher Grausamkeit, und von Dir selber über die schöne Cousine etwas Näheres zu erfahren. Man hat uns erzählet und berichtet, daß die Prinzessin Ludowike Hollandine ein gar munteres und lebenslustiges Fräulein sei, und daß sie nicht übel Lust verspüret habe, unsere Frau Schwiegertochter zu werden.

Aber, mein Gemahl, bat die Kurfürstin leise, Ihr sprechet von solchen vertraulichen Dingen im Beisein unseres Hofes und —

Ach, Frau Kurfürstin, unterbrach sie Georg Wilhelm, man hat von diesen vertraulichen Dingen aller Orten gesprochen, man hat sich erlaubet, hier in Berlin nicht blos, sondern im ganzen Lande, ja sogar am Kaiserhofe in Wien zu erzählen, daß unser Herr Sohn aus den Niederlanden zurückkehren und uns überraschen würde, indem er uns die Prinzessin Ludowike Hollandine als seine Gemahlin präsentirte, ohne uns vorher um unsern Consenz zu fragen. Ich wünsche daher, daß der Kurprinz mir frei und offen Antwort gebe, damit wir Alle ein- für allemal wissen,

wie es mit der Sache steht und wessen wir uns Alle zu gewärtigen haben. Die gute klatschhafte Stadt Berlin, das ganze Land und auch der Kaiserhof in Wien, die ganze Welt, die sich so sehr für die Vermählung unsers Prinzen zu interessiren scheint, wird es dann gar bald genau und gründlich erfahren, wie es mit dieser Sachen stehet, und das ist es gerade, was uns wünschenswerth erscheinet und was wir mit unserer Frage beabsichtigen. Also sage Er uns, Herr Sohn, wie stehet es mit Ihm und der Prinzessin Ludowike Hollandine?

Der Kurprinz hatte mit niedergeschlagenen Augen da gesessen, seine Wangen waren noch immer todesbleich, und über seine hohe, breite Stirn zuckte es wie düsteres Gewölk dahin. Die Hand hatte er um das große Kelchglas gelegt, das vor ihm stand, und so fest hatte diese Hand sich um dasselbe gepreßt, daß das Glas jetzt klirrend zusammenbrach und seinen purpurrothen Wein über das Tischtuch hingoß. Das schrille Klirren des Glases schien den Prinzen aus seinen Gedanken zu erwecken; er warf mit einer hastigen Bewegung die Serviette über den rothen Fleck hin, und hob seine Augen langsam und ruhig wieder empor.

Eure Kurfürstliche Gnaden wünschen von mir

die Wahrheit zu erfahren über alle die Vermählungsgerüchte, welche über die Prinzessin Ludowike Hollandine und mich umgehen, sagte er; ich werde also, wie es einem gehorsamen und ergebenen Sohne wohl geziemt, Euch die Wahrheit berichten. Und die Wahrheit ist diese, fuhr er mit erhöhter Stimme fort, indem seine Wangen sich plötzlich dunkelroth färbten und seine Augen aufblitzten im Feuer der Begeisterung, die Wahrheit ist diese: die Prinzessin Ludowike Hollandine ist das schönste und holdseligste Fräulein der ganzen Welt, und glückselig und beneidenswerth ist der Mann, welchem das Schicksal vergönnen wird, sie als seine Gemahlin heimzuführen, glücklich vor allen derjenige, welchem dieses edle, liebreizende und holde Mädchen ihre Liebe schenket und ihn genießen lässet die Schätze ihres Geistes und ihres Herzens. Ihr habet gesaget, Durchlaucht, die Prinzessin Hollandine habe nicht übel Lust verspüret, Eure Schwiegertochter zu werden. Darüber kann ich Euch keine Auskunft geben, denn ich habe nichts von dieser Lust verspüret, aber das kann ich und muß ich bekennen, daß ich die glühendste Lust verspüret, die Prinzessin zu Eurer Schwiegertochter zu machen, das muß ich bekennen, daß ich die edle, die schöne, die geistvolle und liebreizende

Prinzessin Hollandine von ganzer Seele und aus tiefstem Herzensgrunde geliebt habe. Aber niemals würde ich gewagt haben, die edle Prinzessin wider Euren Willen, Herr Vater, und wider Euren ausdrücklichen Befehl zu meiner Gemahlin zu machen; und da ich erkennen mußte, daß eine Vermählung mit ihr nicht nach Euren Wünschen sei, daß sie der Politik und Staatsraison entgegen sei, so habe ich mich gehorsam Euren Befehlen untergeordnet, und habe Euch und dem Lande das heiligste und größte Opfer dargebracht, welches ein Mensch zu bringen vermag, ich habe Euch meine Liebe geopfert, Herr Vater. Es ist wohl ein bitterer Schmerz für mich gewesen, und ich leugne nicht, ich leide noch daran, aber ich werde ihn überwinden; doch daß ich die Prinzessin Ludowike Hollandine jemals vergessen werde, das kann ich Euch nicht versprechen, denn wen man wahrhaft geliebt hat, den vergißt man niemals. Ihr habet von mir die Wahrheit erfahren wollen, Herr Vater, anjetzo wisset Ihr sie. Mag sie nun hinaustönen durch ganz Berlin, durch das ganze Land, hinaus auch nach Wien an den Kaiserhof und durch die ganze Welt. Die Prinzessin Ludowike wird alsdann doch auch davon erfahren, und das Gerücht dieses Bekenntnisses meiner Liebe wird

bis zu ihr gelangen. Aber Eines noch möge das Gerücht ihr und dem Kaiser und unserem Lande vermelden, dies Eine: daß der Kurprinz Friedrich Wilhelm von Brandenburg wohl aus Respect und Gehorsam gegen seinen Herrn Vater die Heirath mit einer Prinzessin, welche er liebte, aufgeben konnte, daß er aber nimmer aus Respect und Gehorsam eine Prinzessin, welche er nicht liebt, zur Gemahlin nehmen wird, sondern daß der Kurprinz sich selber noch viel zu jung und unerfahren dünket, um sich zu vermählen, und daß er seinen Herrn Vater gehorsamst gebeten hat, ihn noch in langen Jahren mit allen Heirathsprojecten zu verschonen, da er fest entschlossen ist, sich noch nicht zu vermählen, und dieses zwar nicht aus Trotz gegen seinen Herrn Vater, auch nicht aus Mangel an Hochachtung vor den Prinzessinnen, welche man ihm proponiren möchte, sondern blos deshalb, weil sein Herz eine große Wunde empfangen hat, und weil dieselbe erst heilen muß. Ich mache aber der Prinzessin Ludowike Hollandine es nicht zum Vorwurf, daß sie mir diese Wunde geschlagen, im Gegentheil, ich rufe es laut, und möge dieser Ruf als ein Scheidegruß zu ihr hindringen: Gesegnet sei Prinzessin Ludowike Hollandine von der Pfalz, und möge Gott ihr das Glück schen-

ken, das sie durch Schönheit, Geist und Herzensgüte so sehr verdient!

Und hingerissen von seiner eigenen Gluth und Begeisterung, alle Zurückhaltung vergessend in diesem Moment höchster Erregung, sprang Friedrich Wilhelm von seinem Sitz empor, hob er den Kelch des Glases, dessen Fuß er zerbrochen hatte, empor in seiner Hand und füllte ihn bis zum Rande mit Wein.

Gnädigste Frau Mutter, rief er, sehet da, dieses Glas ist von seinem Fuße gebrochen, und ein rechtes Sinnbild meiner Liebe. Mit dem letzten Wein, den dieses Glas enthalten wird, laßt mich das letzte Lebewohl auf meine Liebe trinken, und stoßet mit mir an: Es lebe die Prinzessin Ludowike Hollandine von der Pfalz!

Die Kurfürstin hatte ihrem Sohne zugehört mit Thränen in den Augen und auch die beiden Prinzessinnen waren tief ergriffen worden von den heißen und schmerzlichen Liebesworten ihres Bruders. Jetzt, bei seiner mit so viel Gluth und Begeisterung ausgesprochenen Aufforderung, erhob sich die Kurfürstin von ihrem Sitz und nahm ihr Glas zur Hand; die Prinzessinen folgten ihrem Beispiel.

Es lebe die Prinzessin Ludowike Hollandine von der Pfalz, sagte die Kurfürstin mit voller,

lauter Stimme und die Fräuleins sagten es ihr nach.

Sie lebe! rief Friedrich Wilhelm mit begeistertem Angesicht und strahlenden Augen. Sie lebe hoch, lebe glücklich, lebe ewig wohl!

Mit einem Zuge leerte er den Kelch, dann, in der Erregung des Momentes aller Rücksicht vergessend, warf er das Glas über seine Schulter rückwärts in den Saal hinein, daß es klirrend in hundert kleine Stückchen auf das braune Getäfel des Fußbodens niederfiel.

Der Kurfürst stand auf und stieß mit zorngeröthetem Angesicht seinen Rollstuhl zurück von dem Tische. Die Tafel ist aufgehoben, sagte er. Möge die Mahlzeit Allen gesegnet sein!

Die Hofbeamten verneigten sich tief und zogen sich zurück. Auch Herr von Leuchtmar wollte sich entfernen, aber der Ruf Georg Wilhelm's hielt ihn zurück. Kommt hieher, sagte er gebieterisch, ich habe noch ein paar Worte mit Euch zu sprechen. Saget mir doch, Herr Baron Kalkhun von Leuchtmar, seid Ihr es, welcher dem Herrn Kurprinzen so sonderbare Manieren beigebracht hat, oder ist das die feine Sitte, so man sie ausübet am oranischen Hofe? Ist es dorten der Brauch, bei

Tafel Skandal zu machen und die Gläser hinter sich zu werfen?

Kurfürstliche Durchlaucht, erwiderte Leuchtmar zögernd, ich weiß nicht —

Erlaubet mir, gnädigster Herr Vater, unterbrach ihn der Kurprinz, indem er sich ehrfurchtsvoll seinem Vater näherte, erlaubet mir, daß ich selber Euch darauf Antwort gebe. Nein, es ist nicht Sitte am niederländischen Hofe, sich so auffällig zu betragen, und Gott sei davor, daß mein früherer Herr Hofmeister, der Baron von Leuchtmar, mich dergleichen Unsitte gelehrt hätte. Es war nur mein Herz, welches für einen Moment mächtiger war als alle Sitte und Form, und ich bitte, ihm zu vergeben, denn es wird von jetzt an recht still und artig sein und sich gar nicht vermerken lassen, daß es noch schlägt.

Der Kurfürst antwortete nur mit einem stummen Kopfnicken und wandte sich dann wieder an den Baron.

Leuchtmar, sagte er, ich habe anjetzo noch ein paar Worte mit Dir zu reden, und wärest Du nicht heute dahier erschienen, so würde ich Dich morgen haben rufen lassen, um Dir zu sagen, was ich zu sagen habe. Du hast uns den Kurprinzen zurück gebracht als einen jungen Herrn,

welcher der Schule entwachsen ist und keines Hofmeisters bedarf, es sei denn, daß das Leben selber ihn in die Schule nimmt und bei ihm den Hofmeister spielt. Aber Dir und Deiner Obhut ist er entwachsen und Dein Amt ist damit zu Ende geführt. Ich wünschte nun wohl, ich könnte Dich jedennoch an der Seite meines Herrn Sohnes lassen, und solches hätte ich gekonnt, wenn der Kurprinz sich vermählt hätte und wir also ihm einen fürstlichen Haushalt hätten einrichten müssen, wie er seinem Range angemessen wäre. Da aber der Kurprinz uns so eben ausdrücklich erklärt hat, daß er in den nächsten Jahren sich nicht vermählen will, selbst wenn wir es wünschen sollten, so ist mir das insofern willkommen, als wir alsdann nicht nöthig haben, ihm einen eigenen Haushalt zu gründen, was bei diesen schweren Zeiten uns gar hart ankommen würde. Der Kurprinz wird also an unserem Hofe leben einfach und still wie wir selber, und wir können für ihn nicht noch besondere Beamte halten. Demgemäß bist Du Deines Dienstes in Gnaden entlassen, und steht es uns nicht zu, Dich noch länger an unseren Hofhalt fesseln zu wollen. Du bist frei, Dir einen andern Herrn und ein anderes Amt zu suchen, und wir beurlauben

Dich hiermit für immer aus unserem Dienste. Es wird Dir wohl nicht schwer werden, einen andern Dienst zu finden, und da Du gut schwedisch gesinnt bist, thätest Du wohl am besten, Dich nach dem Haag, oder gar nach Schweden selber zu begeben.

Wenn Baron Leuchtmar das thun will, rief die Kurfürstin, so soll es ihm an meiner Fürsprache nicht fehlen, und mein Herr Oheim, der Statthalter, wird es sich sicherlich zur Freude anrechnen, einen so ausgezeichneten klugen, gelehrten und zuverlässigen Mann, wie den Baron von Leuchtmar, in seine Dienste zu bekommen. Ich werde jedenfalls dem Statthalter von Holland darüber schreiben und ihm vermelden, wie vielen Dank wir Euch schulden, und wie wenig es in unseren Kräften steht, denselben abzutragen. Wir wollen ferner ihn bitten, daß er thun möge, was uns leider zu thun unmöglich ist, daß er Euch eine gute, ehrenvolle und einträgliche Stelle für Euer ganzes Leben verleihen möge.

Ich danke Eurer Durchlaucht aus aufrichtigem Herzen für so große Gnade, erwiderte Leuchtmar sanft. Indessen gedenke ich nicht mich in andere Dienste zu begeben, sondern in stiller Zurückge-

zogenheit mich auf mich selber und meine Familie zu beschränken.

Thue das, wie Du magst, sagte der Kurfürst, und möge es Dir allerwegen gut gehen. Frau Kurfürstin, gebet mir Euren Arm und lasset uns in unsere Wohngemächer zurückkehren. Und Er, Herr Sohn, Er wird wohl vor allen Dingen einen gar rührenden und thränenreichen Abschied von dem Leuchtmar zu nehmen haben, und ein Klagelied singen über den grausamen Herrn Vater, der ihm die Amme, wollte sagen, den Hofmeister entzieht.

Nein, mein gnädigster Herr Vater! rief der Kurprinz lachend, ich singe gar kein Klagelied, sondern füge mich mit rechtem Wohlbehagen in Eure Entscheidung. Es ist ganz hübsch, keinen Hofmeister mehr an seiner Seite zu haben, denn man fühlet sich doch dann als einen erwachsenen Menschen, der keines Hofmeisters mehr bedarf; und was den rührenden und thränenreichen Abschied anbelangt, so ist der ganz unnöthig. Herr von Leuchtmar und ich, wir werden Beide kein Verlangen darnach spüren, denn wir haben uns zeither oftmals über die edle Politika gestritten. Er war mir zu schwedisch, ich war ihm zu Kaiserlich, und das stimmt nicht gut miteinander,

wie Ihr wohl wisset. Lebet indessen wohl, Herr Baron von Leuchtmar, und für alles Gute, was Ihr mir gethan, nehmet hiermit meinen besten Dank! Und nun eine letzte Umarmung, und dann gehet mit Gott, Herr von Leuchtmar!

Er schlang seine Arme um Leuchtmar's Nacken, und drückte ihn innig an sein Herz. Lebet wohl, mein theurer Freund, flüsterte er, lebet wohl, und auf Wiedersehen!

Auf Wiedersehen, mein Brutus, sagte Leuchtmar ganz leise, und er legte segnend seine Hand auf des Prinzen Stirn.

Friedrich Wilhelm fühlte die Thränen aus seinem Herzen in seine Augen emporsteigen, und er stieß mit einer brüsken Bewegung den Baron zurück. Lebet wohl! sagte er rauh, dann eilte er mit hastigen Schritten durch den Speisesaal nach der Thüre hin.

Friedrich Wilhelm, komme Er doch mit uns! rief der Kurfürst, — aber der Prinz hörte nicht seinen Ruf, oder er wollte ihn nicht hören. Er durcheilte das Vorgemach, den langen Corridor, und als er nun in seine stillen düsteren Gemächer zurückkehrte, da rang sich der lange zurückgehaltene Schmerzensschrei aus seiner Brust hervor, da

stürzten die lange zurückgehaltenen Thränen aus seinen Augen, und Friedrich Wilhelm wehrte ihnen nicht. Er sank auf den alten krachenden Lehnstuhl nieder und weinte bitterlich.

6.
Rebekka.

Nun, Meister Gabriel Nietzel, da seid Ihr ja, sagte Graf Schwarzenberg, den Maler, der eben in sein Cabinet eintrat, mit einem gnädigen Kopfnicken begrüßend. Und man muß es gestehen, Ihr seid ein gar pünktlicher Mann, denn um zwölf Uhr hatte ich Euch hieher nach Spandow bestellt, und höret nur, die Uhr schlägt eben die Stunde an.

Gnädigster Herr, das kommt daher, daß ich schon seit einer Stunde vor der Thür Eures Palais stehe und des gesegneten Augenblickes harrte, da ich eintreten durfte. Ich schauete diese ganze Stunde empor nach dem Zifferblatte der Thurmuhr, und es schien mir, als wäre eine Ewigkeit der Qual vergangen, bis der große Zei=

ger langsam, ach, so fürchterlich langsam den Kreislauf der sechszig Minuten gemacht hatte.

Ihr seid ein wunderlicher Kauz! rief Graf Schwarzenberg achselzuckend. Schwärmerisch wie ein junges Mädchen, voll tugendhafter Gelüste, und doch gar nicht schwierig, allerlei niedliche Verbrechen zu begehen und Copien für echt auszugeben, nicht blos Bilder von Leinwand, sondern auch Bilder von Fleisch und Blut. Denn was ist Eure Rebekka denn anders, als die Copie einer ehrsamen und sittsamen Ehefrau, welche Ihr auch einzuschmuggeln gedachtet als ein Original, da sie doch wahrlich nur eine stümperhafte Copie ist.

Vor den Augen des Gesetzes und des Herrn Statthalters vielleicht, nicht aber vor den Augen Gottes, und nicht vor den Augen dessen, der sie mehr liebt als sein Leben und seine ewige Seligkeit, denn er ist bereit, um ihren Besitz Alles hinzugeben, sogar seine Ehre und seine Gewissensruhe. Oh, Excellenz, seid nun barmherzig, laßt mich meine Rebekka sehen. Ihr habt es mir versprochen, und Ihr werdet nicht so grausam sein, mir nicht Wort zu halten.

Ich habe Euch nichts weiter versprochen, als daß ich Euch einige schadhafte Bilder zur Repa-

ratur übergeben, und Euch außerdem ein Bild zeigen will, das Euch vielleicht bekannt sein möchte, das ist Alles. Ich werde Euch mein Versprechen erfüllen, und das sogleich. Aber vorher saget mir doch, wie stehet es mit dem Gemälde, das ich bei Euch bestellt habe? Bringet Ihr mir etwa schon die Skizze zu demselben? Es würde mir dies absonderlich lieb sein, denn ich gebe übermorgen ein Fest in meinem Palais zu Berlin, und es wäre recht bequem, wenn ich dem lieben Herrn Kurprinzen, der an dem Feste Theil nehmen wird, alsdann die Skizze schon vorlegen könnte. Er ist ja ein Kunstkenner und interessirt sich für dergleichen Dinge. Saget also, wie stehet es mit Eurer Skizze, und kann sie bis übermorgen vollendet sein?

Sie kann es, gnädigster Herr! Aber ich darf nicht darüber sprechen, denn meine Gedanken verwirren sich, und mein Herz klopft zum Zerspringen. Wenn ich wieder ein vernünftiger Mensch werden soll, so lasset mich vor allen Dingen meine —

Das Bild sehen, das ich Euch versprochen, unterbrach ihn der Graf. Nun ja, Ihr sollt es sehen, Meister Gabriel Nietzel. Aber erinnert Euch, daß ich es Euch nur zeige unter der Bedingung, daß Ihr es schweigend betrachtet. So=

bald Ihr es wagt zu demselben zu sprechen, verschwindet es, und Ihr sehet es niemals wieder. Man muß mit Euch schon zu so strengen Maßregeln schreiten, denn Ihr seid gar ein so wunderlicher Heiliger, der wohl schlimme Gedanken zu hegen vermag, aber vor schlimmen Thaten wie ein unschuldig Kindlein zurückschaudert. Ihr sollet mir aber durch Thaten beweisen, daß es Euch Ernst ist, wieder gut zu machen, was Ihr gegen mich, gegen die Welt, die Gesetze und die Kirche verschuldet habt. Nur wenn Ihr die rechte That gethan, werdet Ihr Eure Geliebte und Euer Kind wieder erhalten und aus diesem Lande Euch ungehindert entfernen können. Merket Euch das, Meister Nietzel, und nun kommt! Folgt mir in meinen Gemäldesaal!

Er winkte dem Maler lächelnd zu, und schritt ihm voraus aus dem Cabinet und durch eine Reihe glänzender, prachtvoll ausstaffirter Zimmer dahin. Am Ende derselben angelangt, traten sie jetzt ein in einen weiten hohen Saal, dessen Wände rings umher mit großen Gemälden geschmückt waren.

Das ist mein Gemäldesaal, sagte der Graf im Eintreten, nun sehet und schweiget!

Gabriel Nietzel blieb neben der Thüre stehen

und lehnte sich an den Pfeiler derselben. Er vermochte nicht weiter zu gehen, seine Kniee zitterten so sehr, und alles Blut drang ihm zu Kopf und Herzen hin. Er schloß die Augen, denn es war ihm, als müsse er sterben in diesem Moment. Endlich aber mit der Kraft seines Willens überwand er diese leidenschaftliche Erregung, schlug er langsam die Augen wieder empor und wagte es, einen müden irrenden Blick durch den Saal schweifen zu lassen. Wie wunderbar feierlich ihm dieser weite glänzende Raum erschien und wie andächtig und heilig ihm zu Sinne ward.

Ein mildes klares Licht fiel aus der oberen Glaskuppel, welche dem Saale allein seine Beleuchtung gab, und ließ die Gemälde an den Wänden in voller Klarheit erscheinen. In der Mitte des Saales, neben der dort aufgestellten prachtvollen Porphyrschale auf dem vergoldeten Sockel, lehnte die hohe starke Gestalt des Grafen Schwarzenberg und warf einen langen düstern Schatten über das glänzende Parquet des Fußbodens.

Gabriel Nietzel sah das Alles, und doch war es ihm, als sei er im Traume und Alles würde verschwinden, sobald er es wage, sich zu bewegen und vorwärts zu schreiten.

Die Stimme des Grafen weckte ihn aus dieser

Betäubung. Nun, Meister Nietzel, sagte er, so kommt doch her zu mir, denn von hier aus könnt Ihr die Bilder am besten überschauen und ihren Werth prüfen.

Gabriel Nietzel schritt vorwärts mit großen, mächtigen Schritten, athemlos vor Erwartung, selig in Hoffnung. Nun stand er neben dem Grafen, nun hob er die Augen empor zu den Bildern. Mit einem raschen Blick überflog er die ganze Wand. Gemälde, schöne, köstliche Gemälde, aber was kümmerten sie ihn! In herrlicher Farbenpracht und schönster Naturwahrheit schauten sie zu ihm nieder aus den breiten vergoldeten Rahmen, aber er hatte keinen Sinn für sie, seine Augen hefteten sich wieder und immer wieder auf diesen großen breiten Goldrahmen, der ihm gegenüber in der Mitte der Wand hing. Man konnte das Gemälde, welches dieser Rahmen umschloß, nicht sehen, es war von einer grünen faltigen Seidengardine verhüllt, und seitwärts neben dem Rahmen hing eine Schnur hernieder

Gabriel Nietzel sah nichts von den Gemälden, er sah nur den grünen Vorhang, nur die Schnur, welche ihn geschlossen hielt, seine ganze Seele lag in dem Blicke, mit welchem er sie anschaute.

Graf Schwarzenberg fing diesen Blick auf und

er lächelte. Ihr denkt gewiß an Raphael's herrlichste Madonna, sagte er, und weil die auch inmitten eines grünen Vorhanges erscheint, so vermeint Ihr wohl, hinter diesem Vorhang müsse auch eine Madonna mit dem Kinde verborgen sein. Nun, wir wollen einmal sehen! Bleibt auf Eurer Stelle, rührt Euch nicht und sprecht auch nicht, vielleicht geschieht alsdann ein Wunder, und Ihr erschaut una Madonna col Bambino von Fleisch und Blut. Aber still geschwiegen, Mann, denn Ihr wißt wohl, wie es beim Schatzgraben zugehet: so wie Ihr sprecht, verschwindet der Schatz. Also anjetzo wohl aufgepaßt und still gestanden!

Er schritt hinüber nach der Wand und ergriff die Schnur. Der Vorhang flog zurück und — da stand sie, die Madonna mit dem Kinde im Arm, so schön, so lebensvoll und warm, wie nur je die Natur gemalt, die Kunst der Natur nachgebildet. Da stand sie mit dem dunklen kräftigen Fleischton der Haut, mit den durchsichtigen, sanft gerötheten Wangen, mit den vollen purpurnen Lippen, mit den großen schwarzen Augen voll Milde und Feuer zugleich, mit der edlen breiten Stirn voll Gedankentiefe und doch voll Ruhe. Und in ihren Armen das holde Kind, der kräftige, lebensvolle Knabe, lose nur bekleidet mit dem kleinen weißen

Hemdchen, das die prallen Aermchen und die vollen derben Beinchen unbedeckt läßt, Rosen auf den Wangen, Grübchen im Kinn, und in den großen schwarzen Augen den tiefen ernsten Blick voll Unschuld und Weisheit, wie er Kindern zuweilen eigen ist.

Der Maler war auf seine Kniee niedergesunken, die beiden Arme hatte er emporgestreckt zu dem Bilde, und aus seinen Augen stürzten die Thränen in hellen Bächen über seine Wangen nieder. Aber er schüttelte sie unwillig fort, sie hinderten ihn ja, die Madonna, *seine* Madonna zu sehen. Gebete murmelte er zu ihr empor, Gebete der Liebe, der Treue, des Flehens um Standhaftigkeit in der Gefahr, um muthiges Ausharren in der Trennung. Aber er wagte es doch nicht, sie laut emporzurufen zu der geliebten Madonna, denn er wußte es ja, das laute Wort hätte sie ihm entzogen.

Und sie, sie wußte es auch, und deshalb schwieg auch sie. Nur mit ihren Augen sprach sie zu ihm, und die Thränen, welche aus ihren Augen niederflossen, waren die beredte Antwort auf seine Thränen. So schaueten sie sich an, selig und schmerzvoll zugleich. Das Kind, welches bis jetzt schweigend und wie in tiefem Sinnen auf dem

Arm der Mutter gesessen, begann auf einmal sich zu regen. Seine großen Augen richteten sich dem Manne zu, welcher da auf seinen Knieen lag, und sei's nun eine unwillkürliche Bewegung, sei's der Instinct der Liebe, es breitete seine Arme aus und lächelte.

Mein Kind, mein geliebtes Kind, schrie Gabriel Nietzel, und er sprang von seinen Knieen empor, und stürzte mit ausgebreiteten Armen vorwärts. Aber der Rahmen mit dem lebendigen Bilde hing zu hoch, seine Arme konnten es nicht erreichen, seine Lippen konnten nicht diesen lächelnden Kindermund berühren, um den Segenskuß, den Liebesgruß eines Vaters auf dieselben zu pressen. Mein Kind! rief er noch einmal, und nun, da die Liebe einmal die Lippen geöffnet hatte, nun war das Schweigen nicht mehr festzuhalten.

Rebekka, meine Geliebte, rief er hinauf.

Gabriel, mein Geliebter, tönte es hernieder.

Ihr habt Euer Wort gebrochen, rief der Graf zürnend, und er zog heftig an der Schnur, daß der grüne Vorhang hastig zusammenrauschte. Aber es war vergebens. Ein voller kräftiger Frauenarm schlug ihn zurück, und jetzt war es nicht mehr eine Madonna mit dem Kind im Arme, welche zwischen der grünen Gardine hervorschauete,

sondern ein glühendes, in Zorn und Liebe, in Trotz und Schmerz flammendes Weib.

Niemand soll mich hindern, Dich anzuschauen, zu Dir zu sprechen, rief sie. Ich will Dich sehen, Gabriel, ich will Dir sagen, daß ich Dich liebe und Dir treu bin. Ich will Dir sagen, daß ich lieber barfuß mit dem Kinde und Dir bettelnd durch die Welt ziehen will, als noch länger hier in dem vornehmen Grafenschloß in Herrlichkeit leben ohne Dich. Gabriel, erlöse mich von hier, thue Alles, was sie von Dir fordern, nur erlöse mich von hier.

Rebekka, ich werde Dich erlösen, denn ich kann nicht ohne Dich leben, die Welt ist mir eine Wüste ohne Dich. Du bist meine Sonne, und mein Lebenslicht.

Gabriel, erlöse mich, da es noch Zeit ist. Sie wollen mich zu einer Christin machen, und ich werde meinen Glauben und meine Seligkeit hingeben, um nur wieder bei Dir zu sein, aber nachher werde ich doch sterben vor Reue.

Rebekka, ich erlöse Dich, und ich bin auch bereit, mein Seligkeit hinzugeben, um bei Dir zu sein. Aber ich werde nachher nicht sterben vor Reue, denn ich werde Dich wieder haben, und

wenn ich Dich anschaue und das Kind, werde ich keine Reue empfinden.

Gabriel, erlöse mich, gieb mir mein Glück, meine Heimath, meine Familie wieder. Denn Du bist mir das Alles, und ohne Dich ist die Welt öde und leer.

Ohne Dich ist die Welt eine Wüste, Rebekka. Schwöre mir, daß Du mich liebst!

Ich schwöre es Dir, bei dem Gotte meiner Väter: ich liebe Dich!

Und würdest mich auch lieben, wenn die ganze Welt mich verabscheuete?

Was kümmert mich die Welt? Würde Dich dennoch lieben! Würde Dich noch heißer lieben, wenn alle Welt Dich verabscheuete, denn Du wärst dann Meinesgleichen. Sie verabscheuen auch mich und wenden sich verächtlich von mir, und ich habe doch nichts Böses gethan.

Würdest mich lieben, Rebekka, selbst wenn ich ein Verbrechen begangen hätte?

Was nennen die Menschen nicht Alles Verbrechen? Sagen Sie nicht auch, Du begehest ein Verbrechen, indem Du mich liebst? Würden Sie nicht auch sagen, der Priester, der unsere Ehe eingesegnet, sei ein Verbrecher? Sei was Du seiest, thue was Du willst, ich liebe Dich dennoch. Deine

Seele ist meine Seele, und mein Herz ist Dein Herz. Erlöse mich, Gabriel, erlöse mich!

Ich erlöse Dich, Rebekka: in vier Tagen bist Du frei, und wir ziehen fort von hier und kehren zurück nach Italien, um es niemals wieder zu verlassen.

Nach Italien! jubelte sie. Nach der Heimath! O mein Gabriel, ich werde Dich nicht blos lieben, ich werde Dich anbeten, Du wirst für mich der Erlöser, der Messias sein, auf welchen mein Volk so lange hofft! Ich —

Jetzt ist's genug, rief Graf Schwarzenberg, der bis jetzt geschwiegen hatte, weil er wohl fühlte, wie sehr Rebekka's Worte seine eigenen Pläne förderten. Jetzt ist's genug der Widersetzlichkeit! Kommt, Gabriel Nietzel, und Ihr, Rebekka, tretet zurück, oder ich lasse Euch Euer Kind fortnehmen, und Ihr sehet es niemals wieder!

Geh, Rebekka, geh, rief Gabriel Nietzel heiter. Du bleibst doch bei mir, wenn Du auch gehst, und ich sehe Dich doch und spreche zu Dir, wenn ich auch fern von Dir bin. Es dauert nur noch vier Tage, dann sind wir wieder vereint!

Ich gehe, Gabriel! Ich werde diese vier Tage lang für Dich beten, zu meinem und zu Deinem Gott!

Herr Graf, rief Nietzel mit frohem Ton, Herr Graf, lassen Sie uns jetzt in Ihr Cabinet zurückkehren. Ich habe Ihnen Wichtiges mitzutheilen!

Er blickte gar nicht wieder empor zu dem Vorhang; er hatte gar kein Schmerzgefühl über ihr Verschwinden, sondern er dachte nur noch daran, daß er seine Rebekka in vier Tagen wieder umarmen werde, und daß es in seinen Händen liege, sie sich zu verdienen.

Mit entschlossenen, festen Schritten folgte er dem Grafen, der ihn jetzt wieder aus dem Saale hinaus und in sein Cabinet führte.

Nun sprecht, Meister Gabriel, rief Graf Schwarzenberg. Was habt Ihr mir zu sagen?

Gabriel Nietzel zog ein Papier aus seiner Brusttasche hervor und reichte es dem Grafen hin. Sehet, Excellenz, da ist die Skizze zu dem Gemälde, das ich Euch schaffen soll.

Wahrhaftig, eine allerliebste Skizze, sagte Schwarzenberg, das Papier aufmerksam betrachtend. Das siehet ja aus wie ein heiliges Abendmahl!

Ist aber kein heiliges Abendmahl, sondern ein sehr unheiliges Mittagsmahl.

In der Mitte des Tisches sehe ich einen Mann und einen Jüngling sitzen. Der Mann trägt eine

Krone auf dem Haupte, und auch der Jüngling trägt einen fürstlichen Stirnreifen.

Es ist der Kurfürst und der Kurprinz, ergänzte Gabriel Nietzel.

Ja, in der That, es sind ihre Portraits. Und daneben sitzt die Kurfürstin, und neben ihr, wahrhaftig neben ihr sehe ich mich selber, und gar prächtig habet Ihr mich ausstaffirt mit einem fürstlichen Hermelinmantel um die Schultern und einem Fürstendiadem auf der Stirn. Aber was ist denn das, was ich da in der Hand halte und der Kurfürstin darreiche?

Es ist ein Thränenkrug, Excellenz.

Und dennoch lächelt die Kurfürstin, Herr Maler?

Sie hält den Thränenkrug für eine goldene Vase, welche Eure Excellenz ihr zum Geschenk darbringen.

Ihr seid witzig, wie es scheint, Meister Gabriel, sagte der Graf mit scharfem Tone. Aber Eure Portraits sind gut, das muß man anerkennen, und Eure Skizze ist ganz allerliebst. Nur habt Ihr mir da ein Freudenfest skizzirt, und ich habe, wenn ich mich recht entsinne, bei Euch ein Bild bestellt, welches den Tod des Julius Cäsar oder eine ähnliche Mordgeschichte darstellen sollte.

Ich sehe aber keine Dolche und keine Mörder auf dieser Skizze.

Schauet nur den Menschen an, welcher hinter dem Kurprinzen steht!

Ah, ich sehe ihn jetzt. Das ist ja Euer eigenes Portrait, Meister!

Mein eigenes Portrait, ja, Excellenz. Ihr erlaubt mir doch, mich selber auf dem Gastmahl mit erscheinen zu lassen?

Weshalb nicht? Der Paul Veronese hat sein Portrait ja auch auf jedem seiner Gastmähler angebracht. Was reicht denn Euer Portrait da dem Kurprinzen in dem Korbe dar?

Ein Stück Weißbrod, gnädigster Herr, weiter nichts.

Ah, ein Stück Weißbrod! Ihr seid also, wie es scheint, der Lakai des jungen Kurprinzen geworden? Habet Eure Künstlerschaft an den Nagel gehangen und seid Leibpage des gnädigen Prinzen geworden?

Es scheinet so, gnädigster Herr, erwiderte Rietzel mit feierlicher Stimme. Aber sehet hier auf diesem Blatte, wie es in Wahrheit ist!

Und er reichte dem Grafen ein zweites Blatt Papier dar.

Was sehe ich! Das Fest scheint in Unordnung gekommen zu sein?

Ja, Excellenz, es ist sehr in Unordnung gekommen. Sehet Ihr den Menschen noch, welcher hinter dem Kurprinzen stand?

Nein, ich sehe ihn nirgends.

Er ist entflohen, Excellenz. Er ist der Mörder des Kurprinzen, den man da bewußtlos hinausträgt.

Des Kurprinzen? Conrad's des Dritten wollet Ihr sagen! Denn war's nicht die Ermordung des letzten der Hohenstaufen, welche Ihr mir verspracht?

Ja, Excellenz, und ich werde sie ausführen, wenn Euch die Skizze gefällt.

Sie gefällt mir sehr und ich bin ganz einverstanden damit, erwiderte der Graf, die Blicke immer noch auf die beiden Skizzen gerichtet. Ja, ja, sagte er dann langsam, ich begreife, und die Anlage hat meinen Beifall, denn sie ist einfach und natürlich. Ihr habt Euren Plan vollkommen im Kopfe?

Ganz vollkommen, Excellenz.

Dann ist es nicht nöthig, noch weiter darüber zu reden oder die Skizze aufzubewahren, sagte

der Graf, indem er langsam die beiden Papiere zerriß und in ganz kleine Stückchen zerfetzte.

Ihr habt Recht, Herr Graf, es ist nicht nöthig, die Skizzen aufzubewahren, da ich es bald im Großen auszuführen gedenke. Aber über etwas Anderes haben wir zu reden, Excellenz.

Schwarzenberg blickte verwundert auf den Maler hin, dessen Stimme jetzt ihren ehrerbietigen Ausdruck verloren hatte und sehr entschlossen und fest war.

Wir haben nur über das zu reden, was mir beliebt, Meister, sagte er stolz.

Nein, Herr Graf, erwiderte Nietzel entschlossen, wir haben auch über das zu reden, was der Ausführung meines Gemäldes folgt. Wir müssen darüber reden, selbst wenn es Eurer Excellenz nicht beliebt. Am Sonntag findet Euer Gastmahl statt, — am Sonntag Abend wünschte ich meine Reise nach Italien anzutreten, und mit Weib und Kind für immer Deutschland zu verlassen.

Thut das, Meister Nietzel, ich rathe Euch sehr dazu.

Wollet Ihr die Gnade haben, Excellenz, mir dazu behülflich zu sein?

Von Herzen gern, mein lieber Nietzel. Ihr wollet nach Italien reisen, dazu bedürfet Ihr vor

allen Dingen Reisegeld, wie ich vermuthe. Hier, Meister Rietzel, hier übergebe ich Euch eine Brieftasche mit zwölfhundert Thalern, Eure Pension, die ich Euch für zwei Jahre im Voraus bezahle.

Ich danke Euch, Excellenz, sagte Gabriel, die Brieftasche zu sich steckend. Aber die Hauptsache ist: Wie komme ich zu Weib und Kind? Soll ich hieher kommen, sie abzuholen?

Nicht doch, Meister Rietzel. Ich schicke Euch die Rebekka und das Kind nach Berlin in Eure Wohnung.

Vor oder nach dem Gastmahl?

Nach dem Gastmahl natürlich.

Aber wenn Ihr es dann nicht thut, Excellenz? Wenn Ihr in Eurer Erhabenheit und Unantastbarkeit es alsdann vergesset, was Ihr dem armen Gabriel Rietzel versprochen habt?

Ah, Ihr mißtrauet mir, Herr Gabriel Rietzel?

Mißtrauet Ihr nicht auch mir, Herr Graf? Habt Ihr nicht meine Rebekka und mein Kind Euch zum Pfande genommen für mein Worthalten? Habt Ihr nicht mir mein Liebstes auf der Welt entzogen, und wollt es mir erst wiedergeben, wenn ich Euch erfüllt habe, was ich Euch gelobte? Welches Pfand aber habe ich nun für

Euer Worthalten, und was giebt es, womit ich Euch nachher zwingen könnte, mir zu erfüllen, was Ihr mir gelobt habt?

Ihr habet mein Wort zum Pfande, das Wort eines Edelmannes, der noch niemals sein gegebenes Wort gebrochen hat, sagte Graf Schwarzenberg feierlich. Ich gelobe Euch, daß an dem Tage des Gastmahls Eure Rebekka und Euer Kind in Berlin in Eurer Wohnung sein werden und daß Ihr sie dort finden sollt, wenn Ihr von dem Gastmahl zurückkehrt. Ich gelobe Euch das bei der heiligen Jungfrau Maria, und bei Jesus Christus, ihrem eingeborenen Sohn, und zum Zeichen meines heiligen Schwures lege ich meine Rechte hier auf dieses Crucifix.

Der Graf schritt zu seinem Schreibtische hin und legte seine Hand auf das Crucifix von Alabaster und Gold, welches auf der Erhöhung desselben stand. Ich gelobe und schwöre, rief Schwarzenberg, daß ich dem Gabriel Nietzel am nächsten Sonntag seine Rebekka und ihr Kind in seine Wohnung schicken will, und daß er sie dort finden soll, wenn er vom Gastmahl zurückkehret. Seid Ihr nun zufrieden, Meister Gabriel Nietzel?

Ich bin zufrieden, Herr Graf. Lebet wohl!

Und Gott gebe, daß wir uns auf Erden niemals wiedersehen!

Er grüßte den Grafen mit einem flüchtigen Kopfnicken und verließ, ohne seine Erlaubniß abzuwarten, das Gemach.

7.

Der Antrag.

Und jetzt, murmelte Gabriel Nietzel in sich hinein, als er auf die Straße hinaustrat, jetzt an's Werk, ohne Zögern und ohne Zaudern, denn es giebt kein anderes Mittel, mich zu erlösen von dem grausamen Tiger, der mich in seinen Krallen hält. Es gelüstet ihn nach Blut, und ich muß ihm eines andern Menschen Blut opfern, damit er meines Weibes und meines Kindes schont! Wehe ihm aber, wehe, wenn er mir nicht Wort hält, wenn er an mir zum Verräther wird. Aber ich will das jetzt nicht denken, ich darf das nicht denken, denn ich bedarf aller meiner Ruhe und Besonnenheit, um Alles vorzubereiten. Zuerst muß ich den Kurprinzen sprechen, das ist das Wichtigste.

Er fuhr nach Berlin zurück, und begab sich sofort in das Schloß. Der Kurprinz war zu Hause, und der Lakai, welcher den Hofmaler Gabriel Nietzel angemeldet hatte, öffnete ihm jetzt ehrfurchtsvoll die Thüre des prinzlichen Wohnzimmers.

Nun, da seid Ihr ja, mein lieber Gabriel, rief ihm der Kurprinz freundlich entgegen. Kommt wohl, Euch meinen Dank zu holen für den Eifer und die Geschwindigkeit, mit welcher Ihr mir meine Effecten hieher besorgt habt? Wahrhaftig, Ihr seid sehr zu loben, denn wie man mir gesagt hat, seid Ihr schon vor mir hier in Berlin angelangt. Wir hatten freilich conträren Wind, und mußten bei Cuxhaven vierzehn Tage vor Anker liegen. Nun saget, Meister, wie gefällt es Euch in Berlin?

Sehr gut, Durchlaucht, erwiderte Nietzel düster, und er schaute mit einem seltsamen Blick in das bleiche, trübe Angesicht des Kurprinzen.

Was sehet Ihr mich so forschend an, Meister? fragte der Kurprinz hastig.

Vergebung, gnädigster Herr, ich werde es nicht mehr thun, sagte Gabriel, die Augen niederschlagend. Ich habe Eurer Durchlaucht etwas zu sagen,

und ich wollte mir aus Eurem Antlitz den Muth dazu lesen.

So thut es, Meister, schauet mich an und sprecht.

Tretet da in die Mitte des Zimmers, gnädiger Herr, und erlaubet mir, dicht zu Euch heran zu kommen, dann will ich sprechen, denn ich weiß dann, daß uns Niemand behorchen kann!

Der Kurprinz that, wie ihn Gabriel gebeten hatte, und dieser trat nun dicht an seine Seite. Gnädigster Herr, sagte er, habt Ihr Vertrauen zu mir?

Ja, Gabriel Nietzel, ich habe Vertrauen zu Dir!

So höret, was ich Euch zu sagen habe! Fraget nicht, wollet keine Auskunft und Erläuterung haben! Höret meine Warnung und handelt darnach. Der Graf von Schwarzenberg trachtet Euch nach dem Leben!

Ihr glaubt das? sagte der Kurprinz lächelnd.

Er hat Euch zu einem Feste eingeladen, und am Sonntag soll dasselbe stattfinden. Auf diesem Feste sollt Ihr vergiftet werden.

Der Kurprinz schrak zusammen und ein flüchtiges Roth flog über seine Wange hin. Woher wißt Ihr das, Gabriel Nietzel?

Ich beschwöre Euch, fraget mich nicht, sondern

glaubet mir. Wollt Ihr das thun, Durchlaucht, darf ich weiter sprechen?

Wohlan, ich will Euch glauben! Sprechet weiter, Meister Gabriel.

Ich sagte Euch also, Ihr solltet auf dem Feste des Grafen Adam von Schwarzenberg vergiftet werden. Der Kammerdiener des Grafen ist von ihm erkauft, er wird die Ehre haben, Euch bei dem Feste zu bedienen, und er wird Euch daher alle Speisen und Getränke, auch das Brot darreichen. Nehmet es nicht von ihm an, Durchlaucht, nehmet besonders das Brot nicht von ihm an.

Ich werde es mindestens nicht essen, Gabriel Nietzel.

Wenn er das siehet, wird er Euch eine Frucht oder irgend eine Speise darreichen, welche Euch schädlich ist. Der Kammerdiener des Grafen darf nicht hinter Eurem Stuhle stehen, das ist die Hauptsache, ein Anderer muß seinen Platz einnehmen, ein Anderer, auf dessen Treue Ihr bauen könnt, muß Euch bedienen.

Wer ist dieser Andere? Wo gäbe es hier einen Menschen, auf dessen Treue ich bauen könnte?

Auf mich könnt Ihr bauen, Prinz. Ich will

hinter Eurem Stuhle stehen, ich will Euch bedienen beim Feste des Grafen Schwarzenberg.

Ihr, Gabriel Nietzel, Ihr? fragte Friedrich Wilhelm, und seine Augen hefteten sich mit einem langen forschenden Blick auf den Maler hin. Gabriel Nietzel hielt diesen Blick aus, und es gelang ihm, ein Lächeln auf seine Lippen zu zwingen.

Ich will bei dem Feste Euer Kammerdiener sein, ich will hinter Eurem Stuhle stehen und Euch bedienen.

Unmöglich, Gabriel. Wie wollten wir es anfangen, das zu bewerkstelligen, ohne den Grafen zu beleidigen?

Sehr einfach, Durchlaucht. Ihr habt die Gnade, zu sagen, daß Ihr mich mitgebracht, damit ich von dem Fest Euch ein Gemälde mache und die Zeichnung dazu entwerfen könne, und damit ich auch eine Rolle bei demselben spiele, hättet Ihr mir gestattet, als Euer Page zu erscheinen.

Es ist wahr, das geht! Ihr habet Alles gar trefflich überlegt, Gabriel Nietzel, und Euer Plan ist gut.

Und Ihr nehmt ihn an, gnädiger Herr, nicht wahr, Ihr nehmt ihn an?

Friedrich Wilhelm schwieg, und seine großen

dunkelblauen Augen hefteten sich wieder forschend und prüfend auf das Angesicht des Malers. Dann, nach einer langen Pause legte er langsam seine Hand auf Gabriel's Schulter und seine Blicke leuchteten höher auf.

Gabriel Nietzel, sagte er feierlich, ich will Vertrauen zu Euch haben, ich will annehmen, daß Gott Euch zu mir schicket, um mich zu erretten; ich will nicht annehmen, daß Graf Schwarzenberg Euch zu mir schicket, um mich zu verderben. Ihr sollt mich zu dem Feste begleiten und als Page hinter meinem Stuhle stehen.

Gabriel Nietzel antwortete nur mit den Thränen, die in hellen Bächen aus seinen Augen stürzten. Oh, Ihr weint! rief der Kurprinz, jetzt sehe ich wohl, daß Ihr es ehrlich meinet und daß ich Euch vertrauen kann, denn Eure Thränen sprechen für Euch.

Eben öffnete der Lakai die Thüre des Vorzimmers und meldete: Der Commandant von Küstrin, Oberst von Burgsdorf, wünscht seine Aufwartung zu machen.

Soll einen Augenblick warten, ich werde ihn sogleich rufen.

Gnädigster Herr, murmelte Nietzel, als sich die Thür wieder geschlossen, entlasset mich im Bei-

sein des Obersten und sogleich, damit die Spione nicht etwa zu berichten haben, es sei hier eine Zusammenkunft der Feinde Schwarzenberg's gewesen.

Es giebt also hier Spione, Gabriel?

Ueberall, Herr, jeder Eurer Diener ist gekauft und Ihr müsset ihnen mißtrauen. Entlasset mich, Herr, entlasset mich!

Der Kurprinz ging nach der Thüre hin und öffnete sie. Herr Oberst von Burgsdorf, tretet ein!

Da bin ich, gnädigster Herr, da bin ich! rief die rauhe Stimme Burgsdorf's, und mit klirrendem Degen und blitzendem Brustharnisch trat Conrad von Burgsdorf in das Gemach.

Der Kurprinz nickte ihm zu, und wandte sich dann an den Maler, der demüthig und mit gesenktem Haupte nach der Thüre hingeschlichen war. Meister Nietzel, sagte er mit einem herablassenden Gruße seiner Hand, gehet jetzt und seid wohlbedacht, meine Befehle auszuführen. Ich werde meine Frau Mutter bitten, daß sie die Gnade habe, Euch jeden Tag zu dem Portrait zu sitzen, welches Ihr mir von ihr malen sollet. Treffet alle Vorbereitungen und kommt morgen früh mit der aufgespannten Leinwand hieher.

Eurer Gnaden Befehle sollen pünktlich aus-

geführt werden, sagte Gabriel Nietzel, und nachdem er sich ehrfurchtsvoll verneigt hatte, verließ er hastig das Gemach.

Und jetzt zu Euch, mein lieber Burgsdorf! rief der Kurprinz, dem Obersten einige Schritte entgegengehend und ihm freundlich die Hand darreichend. Seid mir herzlich willkommen, und lasset mich hoffen, daß ich Euch und Euren Freunden auch willkommen bin.

Durchlaucht, Ihr seid uns mehr als willkommen, Ihr seid von uns ersehnt worden, und wir danken Gott aus tiefster Seele, daß Eure Gnaden uns endlich wiedergegeben sind. Hatten Alle schier die Hoffnung schon aufgegeben, daß Ihr zu uns zurückkehren würdet. Glaubten schon Alle, Ihr wolltet uns verlassen in unserem Elend und unserer Noth, und würdet nimmer heimkehren nach der unglücklichen Mark Brandenburg. Aber da seid Ihr nun endlich, mein gnädigster junger Herr, und gesegnet sei Euer Kommen und Euer Bleiben.

Ich danke Euch, Oberst, danke Euch von ganzem Herzen für Eure guten Wünsche, sagte Friedrich Wilhelm freundlich, und glaubet mir nur, mein lieber Oberst, ich weiß sie zu schätzen, werde Euch dieselben auch nimmer vergessen. Ihr seid einer der Getreuen, auf welche unser Haus in schlimmen

und in guten Tagen zählen darf, und welche ein Kurfürst von Brandenburg niemals vergeblich rufet, wenn er ihrer bedarf.

„Rufet uns, gnädigster Herr, sagte der Oberst rasch und freudig, rufet alle Eure Getreuen, und Ihr sollet sehen, sie kommen Alle, denn sie warten Alle nur auf Euren Ruf!

Der Kurprinz schüttelte lächelnd sein Haupt. Ich bin nicht Kurfürst von Brandenburg, und ich habe nicht das Recht, Euch zu rufen.

Ihr sollet und müßt aber Kurfürst von Brandenburg werden, und damit Ihr es werdet, müßt Ihr Eure Getreuen um Euch sammeln und zu Euch rufen.

Ich verstehe Euch nicht, sagte der Kurzprinz langsam. Ob ich Kurfürst von Brandenburg werden soll, kann Niemand entscheiden, als Gott allein, denn in seiner Hand lieget das Leben meines Herrn Vaters und auch das meine. Möge der Tag noch ferne sein, da ich die Nachfolge anzutreten habe, möge mein vielgeliebter Herr Vater noch lange Jahre in Frieden und Ruhe die Herrschaft seiner Lande führen. Es gelüstet mich gar nicht nach dem Regimente, denn ich weiß gar wohl, daß ich noch viel zu jung bin, um es mit Weisheit und Umsicht führen zu können.

Ihr wollt mich nicht verstehen, Durchlaucht rief der Oberst ungeduldig, und sein aufgedunsenes rothes Gesicht erglühte noch höher. Aber ich muß doch versuchen, mich Euch verständlich zu machen, denn dazu bin ich hergesandt von Euren Freunden; sie haben mich erwählet zum Sprecher für sie Alle, und darum muß ich sprechen, wenn Eure Durchlaucht mir die Erlaubniß dazu geben wollen.

Sprechet, mein lieber Oberst, sprechet, und möge Gott mein Herz erleuchten, daß ich Euch recht verstehe! Setzen wir uns, Oberst, und nun lasset hören, was giebt es?

Es giebt dieses, Durchlaucht, daß die Mark Brandenburg Euch verloren ist, wenn Ihr nicht jetzt gleich mit rascher und entschlossener Hand nach ihr greift. Ihr glaubet mir nicht, Herr, Ihr schüttelt ungläubig den Kopf und lächelt. Ach, ich sehe es wohl, man hat Euch sehr im Unklaren gelassen über die hiesigen Zustände, und Ihr wisset gar wenig von unserem Leid und unseren Kümmernissen. Ihr wisset nicht daß Armuth und Noth im ganzen Lande herrscht, daß der Bauer, der Bürger, der Edelmann, daß alle Stände des Volkes gleich sehr bedrücket sind, daß Handel und Wandel darniederliegen und Jeder

nur zusiehet, wie er sich kümmerlich den nächsten Tag fristet.

Doch, mein lieber Oberst, ich weiß das. Ich habe auf meiner Hieherreise vereinsamte und zerfallene Dörfer, wüste und leere Städte, unbebauete und zerstörte Felder genug gesehen, um zu wissen, was die armen Bewohner der Mark zu leiden gehabt haben in diesen schlimmen Kriegesjahren.

Zu leiden gehabt haben, saget Eure Durchlaucht, rief Burgsdorf ungestüm, sie leiden noch fortwährend, und ohne Aufhören und ohne Ende wird Ihr Leiden und ihr Jammer sein, wenn Eure Durchlaucht sich nicht des armen Volkes, sich nicht unserer Aller erbarmen.

Ich? fragte Friedrich Wilhelm erstaunt. Was kann ich wohl thun?

Ihr könnet Alles thun, mein Prinz, Alles, und im Namen Eures zukünftigen Landes, im Namen Eurer Getreuen flehe ich zu Euch, daß Ihr es auch thun wollet. Die Mark Brandenburg stehet am Rande eines Abgrundes, rettet sie, Herr Kurprinz. Die Religion, die Politik, die Selbstständigkeit Brandenburgs ist in Gefahr; nehmt das Schwert in die Hand und rettet sie. Sprechet drei Worte, drei kleine geringe Worte, und alle Edelleute in der Mark Brandenburg ziehen jubelnd zu

Euch her, und das Volk sammelt sich zu Euch in Schaaren und machet Euch so mächtig und so stark, daß Ihr nur zu wollen braucht, und Euer Wille wird ausgeführt werden.

Was sind das für drei Worte, Herr Oberst von Burgsdorf?

Dieselben drei Worte, Durchlaucht, welche das Volk gestern zu den Fenstern des Schlosses emporgerufen, als Ihr heimgekehrt waret. Die drei Worte heißen: Nieder mit Ihm!

Nieder mit Ihm, wiederholte der Kurprinz. Und wer ist dieser Ihm?

Es ist der Graf Schwarzenberg, Durchlaucht, es ist der Minister, welcher hier in der Mark herrschet, als wäre sie sein Eigenthum, und als wäre er nicht hier der Statthalter Eures Herrn Vaters, sondern der gebietende Fürst, der die Mark als Lehen erhalten habe von dem Kaiser von Deutschland, dem allein auch er Rechenschaft schuldig sei. Schauet um Euch, Friedrich Wilhelm, schauet diese elenden dürftigen Gemächer an, in denen Ihr lebet, schauet die Zerfallenheit des fürstlichen Hauses, die Verlegenheiten, mit welchen Euer Herr Vater selber zu kämpfen hat, die Entbehrungen, welche Eure Frau Mutter und die Fräuleins selber zu ertragen haben. Und dann,

Prinz, dann schauet hinüber nach der Breiten Straße, nach dem Palaste des Grafen Schwarzenberg. Dorten ist Alles Herrlichkeit und Pracht, dorten sieht man Lakaien in goldenen Livréen, kostbare Equipagen, glänzend ausgeschmückte Säle, dorten treibet man glänzenden Luxus, lebt man in Herrlichkeit und Freuden, veranstaltet großartige Jagden, glänzende Gastmahle, und während das Volk vor Hunger jammert, jubiliret man im Palaste des Grafen Schwarzenberg, und während der Bürger, dem er den letzten Groschen in Steuern und Abgaben abgepfändet hat, nur noch in Lumpen herumschlendert, stolziret er daher in Sammetkleidern, mit Edelsteinen und Gold geschmücket, und verrühmet sich lachend, daß man für ein einziges seiner Staatskleider sich die halbe Mark Brandenburg kaufen könne. Gnädigster Prinz, der Haushofmeister Eures Herrn Vaters hat gestern die sammetnen Kappen, die man in der Kurfürstlichen Rüstkammer aufbewahrte, mit Kurfürstlichem Consens hervorgeholt, die echten Silbertressen davon abgetrennt und an den Juden verkauft, um von dem Gelde der Dienerschaft ihren Monatslohn auszuzahlen, *) und die Dienerschaft des Gra-

*) Historisch. Siehe: König, Schilderung von Berlin. Th. I.

fen Schwarzenberg hat gestern wieder neue Livréen bekommen, so dicht mit goldenen Tressen besetzt, daß man das Scharlachtuch kaum hervorscheinen siehet. Der Statthalter in den Marken schwelget in Ueberfluß, während der Kurfürst in den Marken beinahe Noth leidet, und sich noch glücklich dünket, wenn er seinem Minister ein Stück Land nach dem andern in Pfand geben kann. Ach, es ist schier, daß man verzweifeln und sich die Haare ausraufen möchte vor Jammer und Wuth, wenn man das Wesen hier siehet, und anschauen muß, wie der Kurfürst hier nichts ist, und der Statthalter Alles. Seinen Getreuen giebt er Aemter und Würden, und diejenigen, von denen er weiß, daß sie in Treue zu der Kurfürstlichen Familie halten, die entfernt er vom Hofe und setzet seine Günstlinge und Augendiener an deren Stelle. Den Obersten von Kracht und von Rochow, denen hat er gute Posten zugewandt, hat sie mit verdoppeltem Gehalt zu Commandanten von Berlin und Spandow ernannt, aber mich, von dem er weiß, daß ich der getreue Diener der Kurfürstlichen Familie bin, hat er vom Hofe verbannt und mich nach Küstrin geschickt mit nur halb so hohem Gehalte, wie die beiden Anderen es haben. Aus dem Kurfürstlichen Geheimrathe hat er auch alle die-

jenigen Herren entfernt, die kühn genug waren, die Stimme gegen ihn zu erheben, und hat solche Männer hineingesetzet, die zu Allem ja sagen, was er verlanget und begehret. Kein ehrlich und aufrichtig Wort gelangt mehr zu Kurfürstlichem Ohr, und während das ganze Volk jammert und schreit wider den Schwarzenberg und ihn fürchtet als den Gottseibeiuns selber, vermeinet unser Herr Kurfürst, daß sein Statthalter von den Märkern und Brandenburgern eben so geliebt werde, wie vom Herrn Kaiser in Wien. Aber das ist es eben, Kaiserlich und katholisch will uns der Schwarzenberg machen, dränget uns immer mehr zurück von den Glaubensgenossen, den Schweden und Holländern, dränget uns immer mehr hin zu den Katholischen, und wenn es ihm gelingen könnte, den Kurfürsten katholisch zu machen, und alle Evangelische und Reformirte vom Hofe zu entfernen und Katholiken an ihre Stelle zu setzen, dann würde er jubiliren und vom Kaiser und vom Papste hohen Lohn erhalten.

Und Ihr glaubet, Burgsdorf, daß er solches will, und solches für möglich hält? fragte der Kurprinz mit einem feinen Lächeln.

Ich glaube, daß er es will, und wir glauben es Alle. Was der Statthalter aber will, das ist

für ihn auch möglich, und er führet es durch. Wir wollen es aber nicht leiden, Prinz, wir wollen nicht katholisch und nicht Kaiserlich werden. Wir wollen unseren Kurfürsten und unsere Religion behalten; wir wollen es auch nicht leiden und zugeben, daß unser Kurfürst immer mehr in Abhängigkeit komme von Kaiser und Reich und ganz und gar nur ein machtlos Werkzeug sei in Schwarzenberg's Händen. Wir wollen einen freien Kurfürsten, der den Muth und die Macht habe, dem Kaiser selber zu trotzen und sich mit den Schweden gegen ihn zu verbünden. Denn die Schweden sind doch unsere rechtmäßigen Bundesgenossen, nicht blos, weil die Mutter der kleinen Königin Christine die Schwester unseres Herrn Kurfürsten ist, sondern auch, weil wir Grenznachbarn und von einer Religion und einem Glauben sind. Oh, mein junger gnädiger Herr, gebet es nicht zu, daß der Schwarzenberg uns katholisch und Kaiserlich mache! Befreiet Euer Land, Eure Unterthanen und Euch selber von diesem Manne, der wie eine Geißel Gottes auf uns Allen lastet!

Aber Burgsdorf, bedenket doch, was Ihr da sprecht. Ich, der nach dreijähriger Abwesenheit eben erst hieher zurückgekehrt bin, ich, der beinahe fremd ist mit den hiesigen Verhältnissen und Zu=

ständen, ich soll Euch befreien von dem mächtigsten und angesehensten Manne, dem Statthalter in den Marken? Ich möchte wohl wissen, wie ich das anzufangen hätte.

Gnädiger Herr, ich will es Euch sagen, erwiderte Burgsdorf mit gedämpfter Stimme und dicht an den Prinzen herantretend. Saget mir nur, daß Ihr Euch an unsere Spitze stellen wollt, gebt mir nur ein paar schriftliche Worte von Eurer Hand, welche Euren Freunden und Ergebenen die Zusicherung geben, daß Ihr an ihrer Spitze kämpfen wollt für Euer gutes Recht, für den Glauben und des Landes Recht. Thut dieses, und dann wartet nur acht Tage noch.

Und was wird sich nach diesen acht Tagen begeben?

Es wird sich begeben, daß Ihr in acht Tagen eine Armee um Euch versammelt seht, mein Prinz. Wir haben uns Alle lange schon in der Stille vorbereitet und Alles in Stand gesetzt, um losbrechen zu können, sobald Ihr da seid und Euch an unsere Spitze gestellt habt. Jeder Edelmann, der zu unserer Partei gehört, hat Waffen und Munition angeschafft, um seine Leute auszurüsten, und eine treffliche und tapfere Schaar wird bereit sein, Alles auszuführen, was Ihr befehlet. Ihr

werdet den Schwarzenberg mitten in seinem stolzen Schlosse gefangen nehmen, Ihr werdet es von dem Kurfürsten ertrotzen können, daß er den verhaßten Minister und seinen verhaßten Sohn aus ihren Aemtern und Würden entläßt und für immer aus dem Lande verweiset. Ihr werdet den Herrn Kurfürsten zwingen können, daß er Euch zu dem Nachfolger Schwarzenberg's ernennt, und wenn Ihr alsdann die Gewalt in Euern Händen habt, so hängt es nur von Euch ab, mit dem Kaiser zu brechen, den Prager Frieden nicht länger anzuerkennen, sondern das Bündniß mit den Schweden zu erneuern, und mit ihnen vereint zu kämpfen gegen des Kaisers Uebermuth und für die Religion!

Sehet doch, Herr Oberst, Ihr habet da Euern Plan schon ganz fertig, rief der Prinz. Wenn ich ihn annähme, hätte ich weiter nichts zu thun, als das auszuführen, was Ihr beschlossen und verabredet habt, und ich wäre weiter nichts als ein Werkzeug in Eurer Hand. Ich muß Euch nun aber gestehen, daß mir eine solche Rolle durchaus nicht behagen würde, selbst wenn ich bereit wäre, auf Eure Pläne einzugehen. Ich bin aber nicht bereit dazu, und durchaus nicht gewillt, Eure Vorschläge zu acceptiren.

Ihr seid nicht geneigt dazu? fragte der Oberst entsetzt. Auch dann nicht, fuhr er leiser fort, wenn ich Euch sage, daß die Frau Kurfürstin unsere Pläne kennt und sie billigt?

Auch dann nicht, Herr Oberst, so sehr ich auch meine Frau Mutter liebe, so kann ich doch in dieser Sache mich von ihren Wünschen nicht bestimmen lassen! Nein, Herr Oberst von Burgsdorf, ich bin nicht gewillt, auf Eure Pläne einzugehen; denn habt Ihr Euch wohl überlegt, was Ihr von mir fordert? Ihr fordert, daß ich mich an die Spitze einer Revolution stelle, daß ich Euch eine Aufruhracte gebe und die Edelleute des Landes zur Empörung aufrufe wider ihren rechtmäßigen, angestammten Landesherrn. Ihr fordert, daß ich, als der Anführer der Empörer, und doch zugleich nur als ihr Werkzeug, meinem Herrn und Vater Zwang und Gewalt anthue, und ihn nöthige, seinen Minister zu entlassen, sein System zu ändern, und aus seinen Freunden seine Feinde, aus seinen Widersachern seine Freunde zu machen. Freilich stellet Ihr mir dabei einen großen Vortheil in Aussicht, und seid so gut, mir vorzuschlagen, daß ich an des Ministers von Schwarzenberg Stelle treten und das Land regieren solle in Kurfürstens Namen, wie er es gethan. Aber ich bin nicht verblendet über mich

selber und überschätze mich nicht. Ich weiß sehr wohl, daß ich jetzt noch ein unerfahrener junger Mann bin, der noch Vieles zu lernen hat, und der keineswegs im Stande ist, einen so ausgezeichneten und vielgewandten Staatsmann zu ersetzen, wie es Graf Schwarzenberg ist. Ich muß noch bei ihm in die Schule gehen und von ihm Staatskunst und Politik lernen.

Von ihm wollet Ihr lernen, gnädiger Herr? rief Burgsdorf heftig. Bei ihm, bei dem Katholiken, dem Kaiserlichen, wollt Ihr in die Schule gehen?

Saget mir einen besseren Lehrmeister für den Sohn meines Vaters, fragte der Kurprinz sanft. Der Herr Vater hat ihm seit zwanzig Jahren sein volles Vertrauen geschenkt, er hat in schlimmen wie in guten Tagen treulich und fest zu ihm gehalten, und daraus schließe ich denn, daß der Graf dieses unerschütterlichen Vertrauens würdig sein und die Liebe seines Herrn gar wohl verdienen muß. Es wäre also von mir ein sehr unehrerbietiges Betragen gegen meinen Herrn Vater, und es hieße mich schier in unkindlichem Ungehorsam gegen ihn erheben, wenn ich den Versuch machen wollte, mit Gewalt den Grafen von Schwarzenberg von seiner Seite zu entfernen. Der Kurfürst allein ist der gebietende Herr in seinen Lan-

den, und was er beschließet, muß gut sein, und es ziemt uns nicht, es zu tadeln, oder gar es besser wissen zu wollen.

Eure Gnaden wollen also nichts sein, als ein gehorsamer und unterthäniger Sohn? fragte Burgsdorf mit scharfer, schneidender Stimme.

Nichts weiter, Burgsdorf, erwiderte Friedrich Wilhelm ruhig. Möge mein Herr Vater noch lange Jahre in Frieden regieren, ich bin noch jung, ich lerne und warte!

Ihr lernet und wartet, rief Burgsdorf außer sich, und während deß geht Euer Land ganz und gar zu Grunde, ist das Volk verhungert und verzweifelt, sind die Edelleute zu Bettlern geworden oder in ihrer Desperation zum Schwarzenberg, das heißt zum Kaiser übergegangen, der Jedem, welcher sich getreulich zu ihm hält, ein reichliches Jahrgeld zahlt. Und wenn Eure Gnaden dann genug gewartet und gelernt haben, dann wird der Tag kommen, wo der Graf Schwarzenberg Euch fortjagt aus Eurem Erbe, wie er den Markgrafen von Jägerndorf fortgejagt hat, dann wird der Kaiser die Mark Brandenburg verschenken wie er es mit Jägerndorf gethan, und sein Liebling, der Schwarzenberg, ist ja da, um die willkommene Schenkung zu empfangen. Er hat

die Mark Brandenburg zwanzig Jahre als Statthalter regiert in Kaisers Namen, warum sollte er sie nicht als selbstständiger Herr der Mark eben so regieren. Oh gnädiger Herr, es macht mich rasend, dies nur zu denken, und ich kann's nicht glauben, daß es Euer Ernst ist, daß Ihr mich und Eure Getreuen wirklich zurückweist, und nicht eingehen wollt auf unsere Pläne. Mein lieber Prinz, ich kenne Euch so lange Ihr lebet, ich habe Euch als kleinen Knaben auf den Armen getragen, ich habe Euch unter meinem Mantel getragen, als Ihr damals mit Eurer Frau Mutter nach Küstrin ginget, ich habe auf Euch alle Hoffnungen meines Lebens gesetzt, und es wäre für mich ein bitterer Schmerz, denken zu müssen, daß Ihr von mir und allen Euren Freunden nichts wissen wollt.

Und meint Ihr wohl, Mann, fragte der Kurprinz, daß es für meinen Herrn Vater kein Schmerz wäre, wenn ich ihm als sein Gegner gegenüber träte, meint Ihr wohl, daß es mir einen guten Namen in der Geschichte macht, wenn der Sohn sich darstellt als seines Vaters Feind? Nein, Burgsdorf, ich wiederhole es Euch, ich lerne und warte.

Und ich? Ich habe zwanzig Jahre gewartet und habe nun gelernt in dieser Stunde, daß all' mein Warten vergeblich ist. Die Mark ist ver-

loren und Ihr, Herr Kurprinz, seid es mit ihr. Ich will es Eurer Frau Mutter, ich will es Euren Freunden sagen, daß Ihr für uns verloren seid. — Lebt wohl, Herr, und wenn Ihr wollt, geht zum Grafen Schwarzenberg und sagt ihm, daß ich ein Verschwörer und Verräther bin. Ich kehre nach Küstrin zurück, und wenn ich mich nicht schämte, so möchte ich weinen über mich und Euch. Nein, ich schäme mich nicht, seht Herr, mich wenigstens habt Ihr bezwungen.

Und die Thränen stürzten ihm aus den Augen und fielen nieder in seinen grauen struppigen Bart. Er schlug die Hände vor sein Angesicht und schluchzte laut.

Der Kurprinz war bleich geworden, einen langen Blick voll Liebe und Zärtlichkeit heftete er auf den Obersten und schon öffneten sich seine Lippen zu einem Wort, das er vielleicht nachher bereut haben würde, als Burgsdorf plötzlich die Hände von seinem Angesicht zog und sein Haupt unwillig schüttelte.

Ich bin ein Thor, sagte er wüthend, und es geschieht mir alten Knaben ganz recht, wenn Eure Durchlaucht über mich lachen. Lebt wohl. Er machte vor dem Kurprinzen eine ernste militärische Verbeugung, wandte sich heftig um und schritt

durch das Zimmer zur Thür. Jetzt, da er die Hand auf die Klinke legte, trat der Kurprinz einige Schritte vorwärts. Oberst Burgsdorf wandte sich um. Habt Ihr mich gerufen, Herr.

Nein, Oberst, lebt wohl!

Die Thür schloß sich, und Friedrich Wilhelm war allein. Seine großen blauen Augen richteten sich mit einem Blick unaussprechlicher Trauer zum Himmel.

Ich habe in dieser Stunde ein größeres Opfer gebracht, als Abraham, da er seinen Sohn opferte und ihn dahin gab seinem Gotte, flüsterte er. Mein Opfer hat Gott angenommen, wird er in seiner Gnade es mir dereinst lohnen?

7.
Das Gastmahl.

Die beiden Städte Berlin und Cöln waren heute in ungewöhnlicher Bewegung und Spannung. Jedermann beeilte sich, sein Mittagsmahl zu vollenden, und Niemand dachte heute daran, sich sonderlich zu beklagen, daß dies Mittagsmahl so spärlich zubereitet und aus so kleinen Portionen bestand, und daß das fürchterliche Gespenst der Hungersnoth immer näher zu den Einwohnern der beiden unglücklichen, vielgeplagten Städte heranträte.

Man erwartete heute ein Schauspiel, ein Amusement, und noch dazu eins, wofür man kein Geld zu zahlen hatte, was man ganz umsonst haben konnte, wenn man nur rechtzeitig sich auf die Straße hinaus begab und sich einen guten

Standort auf dem Domplatz, vor dem Schloß, oder noch besser vor dem Palais des Grafen Schwarzenberg zu erringen suchte. Denn der Graf Schwarzenberg gab heute in seinem Palais in der Breiten Straße ein großes Gastmahl, und es war wohl der Mühe werth, um einen Platz vor dem Palais zu kämpfen und selbst einige Püffe und Hiebe nicht zu scheuen. Die ganze vornehme Welt von Berlin und Cöln, alle Edelleute aus der Umgegend waren zu diesem Feste geladen, und der ganze Hof sollte bei demselben erscheinen.

Und es war so selten, daß man in den beiden Städten die Kurfürstliche Familie zu Gesicht bekam. Sie hatte fast ein ganzes Jahr in der Mark zugebracht, aber in solcher Stille und Zurückgezogenheit gelebt, daß man kaum von ihrer Anwesenheit etwas gemerkt hätte, wenn man nicht Sonntags in der Domkirche, welche sich in der Mitte des großen Platzes zwischen dem Schloß und der Breiten Straße befand, die hohen Herrschaften auf dem Kurfürstlichen Empor hinter den Glasscheiben gewahrt hätte. Aber heute sollte man sie nicht in ihrer ernsten Andacht, mit den feierlichen Kirchengesichtern sehen, sondern in der Herrlichkeit und Pracht ihres erhabenen Standes,

in dem Glanz ihrer Erdengröße. Und vor allen Dingen — man sollte den Kurprinzen sehen! Den Heimgekehrten, die Hoffnung des bedrückten Landes, die Zukunft der Mark Brandenburg!

Wie sie hineilten mit frohen, bewegten Gesichtern, hineilten nach der breiten Straße die guten Einwohner von Cöln, mit wie hastiger Beweglichkeit sie über die Spreebrücke daher gestürzt kamen die guten Einwohner von Berlin! Ein schwarzes Gewoge von Menschen vor dem Schlosse auf dem Domplatz, eine dichte, unbewegliche Masse vor dem Palais des Grafen Schwarzenberg. Nur ein Weg ist frei gelassen, breit genug, daß die Wagen über den Schloßplatz bis zum Palais heranfahren können, und zu beiden Seiten dieses Weges stehen die Hellebardiere von der Leibwache des Statthalters in den Marken und strecken drohend ihre Hellebarden Denen entgegen, welche es wagen wollen, vorzutreten und sich in den Weg hineinzudrängen.

Er hat seine eigene Leibgarde der Herr Statthalter in den Marken, schöne, kräftige Leute von stolzer Haltung, in prachtvoller Uniform, die überall mit echten Gold- und Silbertressen besetzt ist, während die Kurfürstliche Leibgarde, wie man sehr wohl weiß, nur unechte Tressen auf den Unifor-

men trägt. Freilich die Leibgarde des Herrn Kurfürsten wird besoldet und eingekleidet von Berlin und Cöln, und die beiden Städte haben sich wegen ihrer Noth und Bedrängniß geweigert, die letzte Leibgardesteuer zu zahlen, während der Herr Statthalter seine Leibgarde, die aus seinen Hausofficianten besteht, alle selbst bezahlt und eingekleidet. Und er ist sehr reich, der Herr Graf Schwarzenberg, und Berlin und Cöln sind sehr arm, dennoch aber hat der Graf noch nicht einmal Milde und Gnade geübt und den armen Städten die Abgaben und Steuern erlassen, oder der Armuth gespendet von seinem Reichthum.

Aber er giebt heute ein Fest, ein glänzendes Fest, und wie sehr man ihn sonst fürchtet und haßt, sein Fest kann man sich doch anschauen und all' die Pracht sich mit lüsternen Augen betrachten.

Es ist wirklich herrlich anzuschauen, und man sieht doch, wie sehr der Statthalter den Herrn Kurfürsten ehrt und hoch hält, denn er hat niemals, wenn er blos den hohen Adel zu sich eingeladen, solchen Glanz entfaltet wie am heutigen Tage! Ueber der großen Hausthüre des Palais ist ein Baldachin angebracht von purpurrothem, goldgerändertem Tuch, und die goldenen Stützen

des Baldachins reichen bis an die Straße hinaus. Die vier steinernen Stufen, welche von der Hausthüre niederführen, sind belegt mit einem schöngewirkten Teppich, der auch bis zur Straße, zur Auffahrt der Wagen sich hin erstreckt, und zu beiden Seiten des Teppichs dicht nebeneinander stehen die Lakaien des Statthalters in ihren goldstrotzenden Livréen, vorn an ihrer Spitze die beiden gräflichen Haushofmeister mit den goldenen Stäben in der Hand, den breiten Goldbandelieren um die Schultern und den ungeheuern Dreimastern auf dem Kopf.

Es ist sehr schön anzusehen, und nicht blos die lustigen Buben, welche seit dem frühen Morgen schon auf dem Eisengitter des gräflichen Parkes reiten, welcher sich dem Palais gegenüber zur Seite des Domplatzes befindet, die freuen sich des Anblickes, sondern auch der ehrsame Bürger und sein stattliches Eheweib, das er am Arm führt, hat auch sein Behagen daran.

Die beiden Flügel der Hausthüre sind weit geöffnet, und man schauet hinein in die prachtvolle von Säulen getragene Halle, die geschmückt ist mit Guirlanden und blühenden Topfgewächsen. Ja, man siehet es wohl, daß der Herr Statthalter sich sehr geehrt fühlt von dem hohen Besuche, den

er heute empfängt, und es versöhnt die guten Leute von Berlin und Cöln sogar ein wenig mit dem stolzen, hochfahrenden Grafen Schwarzenberg.

Und jetzt kommen sie schon herangefahren, die vornehmen Gäste. Da kommen sie, die Edelleute aus der Umgegend, in ihren alterthümlichen, holpernden Carrossen, mit den herrlichen schön aufgeschirrten Pferden vor denselben! Da kommen die Quitzows, die Götzes und Krockows, die Bülows und Arnims, und so oft ein Wagen anhält, blasen die Musici, welche zu beiden Seiten des Palais entlang aufgestellt sind, einen schmetternden Tusch, und die Herren Edelleute neigen sich grüßend nach allen Seiten hin, obwohl sie Niemand gegrüßt hat, außer dem gräflichen Kammerherrn von Lehndorf, der die Gäste auf der Schwelle des Hauses empfängt.

Aber jetzt tönt von dem Schloßplatze daher ein lautes Schreien und Jauchzen, es rollt und rauscht wie eine ungeheure Meereswoge näher und immer näher heran, und eine ungewöhnliche freudige Bewegung geht durch die dicht zusammengedrängte Menschenmasse.

Sie kommen, sie kommen! tönt es von Mund zu Mund, und die Kleinen richten sich empor auf die Fußspitzen, und die Großen wenden die Köpfe

nach der Ecke des Domplatzes. Jetzt sieht man schon den Läufer mit dem Federhut und dem goldenen Stabe, wie er tänzelnd daher kommt, nun die beiden Vorreiter in den hellblauen Livréen, mit den niedrigen runden Käppeln auf dem Kopf, und nnn kommt die Kurfürstliche Equipage, die große vergoldete Staatscarrosse mit den vier schwarzen Pferden vor derselben.

Wer sitzt da in der Staatscarrosse? Ist auch der Kurprinz darin? Kommt er in demselben Wagen mit seinem Herrn Vater?

Vor Ungeduld und Erwartung verstummt das Volk in seinen Jubelrufen, es will sehen, nur sehen, alle Blicke sind gespannt, alle Augen leuchten vor Neubegier, wie die Equipage heranrollt. Drüben im Park hinter dem Gitter stehen die Trommler aufgestellt, und sie beginnen einen Wirbel, der die Buben, welche auf dem Gitter reiten, mit wahrem Entzücken erfüllt, und die Bläser schmettern ihren Tusch und aus dem breiten Pforten des Palais tritt jetzt der Graf Schwarzenberg selber hervor, gefolgt von seinem Sohne, dem jungen Grafen Adolf Johann. Ach, wie prächtig der Herr Statthalter in den Marken anzuschauen ist in dem Staatscostüm als Heermeister des Johanniter-Ordens, die Brust ganz

bedeckt von Ordenssternen, deren Brillanten so wundervoll blitzen und funkeln; und wie schön der junge Graf in dem weißen Gewande von Silberbrocat, mit den Puffen von Purpursammet, dem kurzen, hermelinverbrämten Mäntelchen von Purpursammet, das seinen Rücken bedeckt und auf beiden Schultern mit Agraffen besetzt ist, aussieht.

Die beiden Grafen eilen die Treppenstufen der Thür hinunter zu der Equipage hin. Der Herr Statthalter in seiner liebevollen Ungeduld öffnet selbst den Wagenschlag, und reicht dem Kurfürsten Georg Wilhelm seine beiden Hände dar, um ihm beim Aussteigen behülflich zu sein. Und jetzt, mühsam und keuchend, mit hochgeröthetem Gesicht und einem gezwungenen Lächeln auf den bleichen schmalen Lippen steigt der Kurfürst aus der Carrosse hervor. Auf den Arm seines Günstlings gelehnt, langsam und schwerfällig schreitet er dem Hause zu, seine übervolle hohe Gestalt ist gebeugt, sein Gang ist schleppend, und die blauen Augen, die einmal nur zu beiden Seiten auf die gaffenden Menschen sich heften, sind trübe, ach so trübe. Das Volk sieht voll Bedauern und Mitgefühl auf den armen mürrischen Herrn hin, der trotz des großen Fürstensterns auf der Brust und dem Kurfürstlichen Hute mit den wal=

lenden Straußenfedern doch lange nicht so prächtig anzuschauen ist, wie der stolze, stattliche Graf Adam, welcher neben ihm dahin schreitet.

Aber jetzt, während der Statthalter den Kurfürsten hineinführt in das Palais, jetzt entsteigt die Frau Kurfürstin der Carrosse, und ihr folgen die beiden Prinzessinnen.

Ein lauter Ruf der Freude, der Bewunderung durchklingt die Reihen der Beschauenden, und ruft ein Lächeln auf die Lippen der Kurfürstin, ein tiefes Erröthen auf die Wangen der Prinzessinnen.

Das lange Schleppenkleid von Goldbrocat der Kurfürstin ist wundervoll anzuschauen, und darüber nimmt der blaue Sammetmantel mit dem schwarzen Hermelin sich prächtig aus, und wie schön das Diadem von Brillanten und Sapphiren in dem braunen Haar der Fürstin blitzt und leuchtet!

Da kommt der Herr Statthalter eiligen Schrittes aus dem Palais wieder heraus, fliegt heran zu der Frau Kurfürstin und bietet ihr den Arm, um sie in das Palais zu führen!

Das ist sehr gut, denn nun brauchen die beiden Prinzessinnen nicht allein hinterher zu gehen, nun haben sie auch ihren Cavalier, den jungen Grafen Schwarzenberg, der zuerst die Kurfürstin

geführt hat. Jetzt bietet er der Prinzessin Louise Charlotte den Arm, und sie nimmt ihn an mit einem lieblichen Lächeln und einem süßen Erröthen. Ach, welch' ein schönes Paar das ist, und wie merkwürdig ihre Toiletten zu einander stimmen, denn die Prinzessin ist auch in Silberbrocat gekleidet, und von ihren Schultern auch fällt ein hermelinbesetzter Mantel von Purpursammet nieder.

Da kommt die kleine Prinzessin Hedwig Sophie hinter ihr her. Aber wer ist der junge Mann, welcher plötzlich zu ihr herantritt, sich zu ihr Bahn macht durch das Menschengewühl und ihr den Arm bietet. Niemand hat ihn gesehen und beachtet, und nur von einem einzigen Pagen begleitet, ist er zu Fuße dahergekommen. Wer ist dieser schöne junge Mann in dem hellblauen, silbergestickten Sammetgewande, der eben der jungen Prinzessin den Arm reicht und heiter lachend mit ihr die Stufen hinaufschreitet?

Er ist es! Es ist der Kurprinz! Es ist Friedrich Wilhelm!

Vivat hoch unser Kurprinz! Hurrah Friedrich Wilhelm! Willkommen, willkommen in der Heimath! Es lebe unser Kurprinz!

Drinnen im Saale stehet der Kurfürst am Fenster, und das vieltausendstimmige Geschrei ver-

düstert sein Angesicht. Das Volk ist schweigend geblieben, als sein Landesvater sich ihm zeigte, und jetzo jubelt es, da es den Sohn gesehen!

Draußen auf der obersten Stufe der Außentreppe steht der Kurprinz, und das vieltausendstimmige Geschrei ruft ein glückliches Lächeln auf sein Angesicht. Wie schön er ist, und welch' ein Glück, ihn anzuschauen! Wie eine Löwenmähne fällt sein dickes dunkelblondes Haar zu beiden Seiten seines länglichen, schmalen Gesichts nieder, wie zwei köstliche Sterne funkeln seine großen dunkelblauen Augen, und so trotzige und kühne Gedanken stehen auf der breiten, klaren Stirn. Und so stattlich und kräftig ist auch seine Gestalt, so schlank, und doch so derb und fest. Ja, diese breiten Schultern, die werden es wohl im Stande sein, die Lasten der Regierung zu tragen, und hinter dieser Brust schlägt sicherlich ein starkes, großes Herz.

Es lebe der Kurprinz! Vivat hoch! Es lebe Friedrich Wilhelm!

Er neigt sich, freundlich grüßend und nickend, noch einmal nach beiden Seiten hin und tritt dann in das Palais ein, gefolgt von seinem Pagen in dem schwarzen Sammetgewande.

Wer ist der Page? Niemand achtet auf ihn,

Niemand hat ihn angesehen. Wer kümmert sich um den Diener, da er den Herrn erschauet, wer fragt darnach, weshalb das Angesicht des Pagen so bleich, weshalb sein Blick so unstät und hastig ist! Gar Wenige kennen den Hofmaler Gabriel Nietzel, und die ihn kennen, vermuthen sicherlich nicht, daß er es ist, der heute den Pagen des Herrn Kurprinzen Friedrich Wilhelm darstellt! Er mischt sich draußen auf dem Flur unter die Schaar der goldbetreßten Diener und Lakaien, und folgt ihnen in den Speisesaal.

Die Thüren des Hauses werden geschlossen; für das gaffende Volk da draußen ist das Fest beendet, für die hohen Herrschaften da drinnen nimmt es jetzt erst den Anfang.

Die beiden Flügelthüren des Speisesaales werden von den Hellebardieren aufgerissen, die Musici dort hinten auf dem vergoldeten Balcon blasen einen lauten, schmetternden Tusch, denn der Kurfürst tritt in den Saal ein, gefolgt von der Kurfürstin, welche dem Grafen Schwarzenberg den Arm bietet. Zu beiden Seiten des Saales stehen die Edeldamen und Edelherren, und tief zur Erde neigen sich ihre Häupter, und nichts sieht man als gebeugte Nacken der Männer, als zusammen=

gesunkene Frauengestalten, Alles ist Ehrfurcht, Feierlichkeit und Schweigen.

In der Mitte der langen Tafel, gerade vor dem ungeheuern, mächtigen Spiegel von venetianischem Krystall, sind die Plätze des Kurfürstlichen Paares, das sieht man an den thronartigen Lehnstühlen, auf deren hoher, gerader Rücklehne eine goldene Krone geschnitzt ist, das sieht man an dem funkelnden Goldgeschirr der beiden Couverts.

Wie prachtvoll die lange Tafel servirt ist; nichts als Gold- und Silbergeschirr auf derselben. In der Mitte ungeheure Tafelaufsätze von getriebenem Silber, Amoretten und Genien darstellend, welche in goldenen Muscheln, Füllhörnern und Vasen die seltensten Früchte, die herrlichsten Confitüren tragen! Vor jedem Couvert einer Dame in den wundervoll geschliffenen Gläsern ein herrliches Blumenbouquet, vor jedem Couvert eines Herrn ein silberner Humpen. Ein goldbetreßter Lakai hinter jedem Stuhle, zwei hinter jedem Stuhle der Kurfürstlichen Herrschaften!

Was steht der Page hinter dem Stuhle des Kurprinzen? fragt der Statthalter laut genug, um von dem Prinzen, der in seiner Nähe steht, verstanden zu werden.

Friedrich Wilhelm unterbricht sich mitten in

der Unterhaltung mit dem jungen Grafen Adolf Johann und wendet sich lächelnd dem Statthalter zu.

Verzeihung, Eure Gnaden, sagt er freundlich, ich wünschte von diesem schönen Feste, dem ersten Feste, mit welchem meine Heimkehr gefeiert wird, mir ein Andenken aufzubewahren, und ich habe mit Erlaubniß meines Herrn Vaters den Hofmaler Gabriel Rietzel mitgebracht, damit er das Fest sich anschaue und eine Skizze davon sich entwerfe. Da er natürlich an der Tafel keinen Platz einnehmen konnte, so hat er sich in Pagentracht gesteckt, um das Recht zu haben, hinter meinem Stuhle zu stehen. Ich denke wohl, der eitle Mann möchte sich gern selbst in dem malerischen Costüm auf dem Bilde verewigen. Da er aber Pagentracht angelegt, so wird er denn auch Pagendienste thun, und also habe ich ihm auf sein Bitten gestattet, daß er mir heute servire und mir alle Speisen reichen darf. Ew. Gnaden gestatten es ihm doch auf meine Bitte?

O, mein gnädigster Prinz, Ihr habt niemals zu bitten, immer nur zu befehlen. Ihr Bursche, fort von dem Stuhle des durchlauchtigsten Prinzen, räumt dem Pagen Euern Platz! Herr Hofmaler Rietzel, hütet Euch aber wohl,

Euern Dienst zu vernachlässigen, seid heute ganz nur der Page des Herrn Kurprinzen, so lange wir bei Tafel sind, nachher könnt Ihr wieder der Hofmaler sein!

Der Page verbeugt sich stumm, und Graf Schwarzenberg achtet gar nicht weiter auf ihn, er fliegt hinter dem Kurfürstlichen Paare her, das die Tournée durch den Saal macht und hier und dort ein freundliches, herablassendes Wort an einen der Edelleute richtet, irgend eine Frage ihnen zuwendet, aber längst schon weiter gerauscht ist, wenn der Beglückte die Antwort stammelt.

Die Tournée ist beendet, nun dreimaliger lauter Tusch, und der Kammerherr von Lehndorf stürzt zum Fenster und winkt mit dem weißen Tuche hinüber nach dem Lustgarten.

Laute Böllerschüsse donnern; sie verkünden den Städten Berlin und Cöln, daß der Kurfürst sich eben zur Tafel niedergelassen, daß das Fest beim Herrn Statthalter in den Marken seinen Anfang genommen.

Ein glänzendes, ein auserlesenes Fest! Auserlesene Speisen, herrliche Weine! Allmälig vergißt man ein wenig der steifen Etiquette und des feierlichen Schweigens; allmälig lösen sich die Zungen und man plaudert und lacht; selbst der

Kurfürst verliert sein steifes, mürrisches Wesen, und sein Gesicht glüht höher auf und sein Bild wird belebter und heitere Worte tönen von seinen Lippen.

Ein glänzendes, ein auserlesenes Fest! Die Kurfürstin lacht und hat ganz und gar vergessen, daß der Graf Adam Schwarzenberg, der an ihrer Seite sitzt, ihr verhaßter Feind ist, und sie plaudert so harmlos und angelegentlich mit ihm, als gehöre er zu ihren ergebensten Freunden und Dienern. Ihr gegenüber sitzen die beiden Töchter, und Prinzessin Louise Charlotte neigt sich mit holdem Lächeln zu dem Grafen Adolf Johann, der an ihrer Seite sitzt und ihr eben mit glühender Beredtsamkeit die Herrlichkeiten der Kaiserstadt, des prachtvollen Wiens, geschildert hat.

Jetzt fliegt sein kühner Blick hinüber zu dem Kurfürstlichen Paare, es ist beschäftigt mit Plaudern und Essen, Niemand achtet auf ihn.

Prinzessin, theure, angebetete Prinzessin, hört Ihr mich, wenn ich so leise spreche?

Ich höre Euch, Herr Graf.

Herr Graf! wiederholte er seufzend. Ihr nehmt also Euer Wort zurück? Ihr stoßt mich wieder in die Reihe Eurer Hofcavaliere und Grafen? Ihr habt auch kein Wort des Willkommens

mehr für den armen, beklagenswerthen Mann, der Euch anbetet, der beseligt ist, wenn er Euch nur anschauen, nur den Ton Eurer lieblichen Stimme hören kann, und der in Sehnsucht und schmerzlicher Wonne darnach geschmachtet hat drei Monate lang? Kein Wort des Willkommens mehr für mich?

Ich grüße Euch, grüße Euch von ganzem Herzen! Drei Monate nur wäret Ihr fort gewesen? Waren's nicht drei Jahre?

Erschien's Euch so, meine angebetete Herrin? Ich glaube, es waren drei Jahrhunderte, drei Ewigkeiten. Und doch haben diese Ewigkeiten nichts geändert an Eurem Engelsangesicht. Es strahlt noch immer in seiner himmlischen, rosigen Schönheit, und kein Zug in demselben bekundet, daß Ihr um mich gelitten, Euch nach mir gesehnt habt.

Dann lügt mein Angesicht, denn ich habe mich nach Euch gesehnt, darum dehnten sich mir die Monate zu Jahren, und mir scheint, ich sei ein gar altes, ernsthaftes Fräulein geworden, seit ich Euch zuletzt gesehen.

Oh, Geliebteste, wie sehne ich mich nach einem Moment des Alleinseins, wo ich zu Euren Füßen knieen, Eure Hände mit Küssen bedecken und Euch

sagen kann, wie unaussprechlich ich Euch liebe. Seid nicht grausam, Louise, in dieser Stunde des Wiedersehens. Saget mir, daß auch Ihr uns einen solchen Moment ersehnet, daß Ihr ihn mir bewilligen wollt?

Und wenn ich's sagte, was kann's uns helfen? Ihr wißt es wohl, ich werde Tag und Nacht beobachtet. Meine Frau Mutter läßt mich niemals von ihrer Seite, und unsere Frau Oberhofmeisterin betrachtet mich immer noch als ein Kind, das keinen Schritt thun kann, ohne daß sie es begleitet, keine Zeile schreiben darf, ohne daß sie sie liest.

Ach, Du holdes theures Engelsangesicht, wenn Du mich nur halb so glühend liebtest, als wie ich Dich liebe, dann würde Dein kluges, schönes Köpfchen schon Rath zu schaffen wissen, und der arme Adolf Johann flehte nicht vergebens um eine selige Minute stillen Beisammenseins.

Ich liebe Euch, Adolf Johann; aber ach, ich darf Euch ja nicht lieben! Der Zorn meiner Frau Mutter würde maßlos sein, wenn sie's nur ahnte.

Sie darf es also vor der Hand nicht ahnen, darf nicht eher davon erfahren, als bis wir der

gnädigen Einwilligung Eures Herrn Vaters gewiß sind.

Ihr haltet das für möglich? Ihr glaubt, mein Herr Vater könnte jemals einwilligen, daß ich —

Daß Ihr zu mir herniederstieget und meine Gemahlin würdet? Ich hoffe es, hoffe, daß des Kaisers Gnade mich ein wenig erhebt, damit die Kluft nicht gar so groß ist, die uns trennt, und Ihr sie überschreiten könnt, wenn Ihr ein starkes Herz und eine wahrhaftige Liebe im Busen traget. Ueber alle diese Dinge muß ich Euch sprechen, holdeste Prinzessin, denn hier müssen wir behutsam sein. Seht nur, mit wie ernsten Blicken die Frau Kurfürstin schon zu uns herüberschauet. Seid barmherzig, Louise, sagt mir, daß Ihr mir eine Viertelstunde des Beisammenseins bewilligen wollt.

So gehet morgen Vormittag um zehn Uhr am Dom vorbei. Die alte Trude wird dort stehen und Euch Nachricht bringen, und —

Es lebe unser allergnädigster Herr! Es lebe Georg Wilhelm! ruft Graf Schwarzenberg, sich von seinem Sitz erhebend und den goldenen Humpen hoch erhebend in seiner Rechten.

Alle Gäste fahren von ihren Sitzen empor, und Alle rufen es jubelnd nach: Es lebe unser allergnädigster Herr! Es lebe Georg Wilhelm!

Und die goldenen Becher klirren gegen einander, und die Trompeten und Pauken schmettern darein.

Auch der Kurprinz will sich erheben von seinem Sitz, aber der Kopf schwindelt ihm, es wirbelt und dreht sich Alles vor seinen Augen, er sinkt zurück auf seinen Stuhl.

Gabriel Nietzel neigt sich zu ihm. Wie ist Euch, gnädiger Herr? Euch ist nicht wohl?

Doch, Gabriel, ganz wohl. Nur gieb mir ein frisches Glas Wasser und thue etwas Zucker darein.

Gabriel Nietzel fliegt an das große Büffet, und während er ein Glas mit Wasser füllt, murmeln seine bleichen Lippen: Das hieß Dich Dein böser Dämon sprechen! — Und während er den weißen losen Zucker, den er indessen nicht aus der Schale genommen, die dort auf dem Büffet steht, in das Glas schüttet, flüstert es in seinem tiefsten Herzen: Rebekka, dies thue ich für Dich!

Er nimmt das hohe Kelchglas und bringt es eilig dem Kurprinzen dar, und Friedrich Wilhelm ergreift das Glas und trinkt! Trinkt in langen Zügen! Es hat ihm wohlgethan! Der Kopf wird wieder leicht, es saust nicht mehr so fürchterlich vor seinen Ohren.

Das Antlitz Georg Wilhelm's glüht und seine Augen brennen heiß. Er liebt die Tafelfreuden, und der Wein war köstlich und hat allen Unmuth aus seinem Herzen ausgetrieben. Er fühlt sich jetzt ganz behaglich, ganz glücklich, und schauet mit freundlichen Blicken hinüber nach dem Sohne, der gar so stattlich, gar so prächtig anzusehen ist, und dessen Anblick, obwohl er sich's vielleicht selber nicht gestehen will, sein Vaterherz erfreuet.

Friedrich Wilhelm setzt eben den großen krystallenen Becher von den Lippen und stellt ihn halb gefüllt auf den Tisch. Der Kurfürst sieht es, der kalte Trank lockt ihn an, und zugleich will er dem Sohne ein öffentliches Zeichen seiner Wohlgeneigtheit geben, und alle Gäste sollen es sehen, wie sehr in Gnaden der Kurprinz bei ihm ist.

Er trinket Wasser, Herr Sohn? fragt er. Das ist weise und verständig, und verdienet wohl an dieser schwelgerischen Tafel nachgeahmt zu werden. Ich will Eurem Beispiel folgen, Friedrich Wilhelm. Reicht mir Euer Glas über den Tisch, Herr Sohn!

Der Kurprinz erhebt sich eilig von seinem Sitz und will das Glas dem Kurfürsten darreichen. Aber seine Hand zittert so heftig, daß er das Glas nicht zu halten vermag, es entschlüpft sei-

nen Händen, es fällt mit lautem Geklirre nieder auf die Tafel.

Die Kurfürstin stößt einen Schreckensruf aus, die Prinzessinnen schreien laut.

Die Musik verstummt mitten in dem angefangenen Satz, die Gäste verstummen mitten in dem angefangenen Worte, und Aller Augen und Aller Blicke richten sich nach der Mitte der Tafel, dahin, wo die Kurfürstliche Familie sitzt.

Was bedeutet das? Der Kurprinz Friedrich Wilhelm erhebt sich von seinem Sitz? Sein Antlitz ist bleich wie das eines Todten, aber er versucht es doch, ein Lächeln auf seinen Lippen festzuhalten.

Er neigt sich grüßend über den Tisch nach seinem Vater hin. Vergebung, gnädiger Herr! Ich bitte um Erlaubniß, mich entfernen zu dürfen, denn mir ist nicht ganz wohl.

Gehe Er, Herr Sohn, ruft Georg Wilhelm. Das kommt davon, wenn man nicht gewöhnt ist an die starken ungarischen Weine! Und der Kurfürst wandte sich lachend an die Kurfürstin, welche mit besorgten Blicken dem Sohne nachschaut. Hat Alles gelernt, der kluge Herr Sohn, sagt er, nur das Trinken hat er noch nicht gelernt. Das haben sie ihm nicht beigebracht an dem fürnehmen

und gelehrten Hofe Eures Herrn Oheims, und das muß er nun hier noch erlernen.*)

Der Kurprinz schwankt durch den Saal dahin, aber er winkt Alle, welche sich ihm nahen oder ihm den Arm bieten wollen, hastig von sich zurück. Es ist nichts, durchaus nichts, sagt er mit heiserer, gebrochener Stimme, ich habe mich ein wenig erkältet. Laßt mich unbemerkt von hier fortgehen!

Und Alle bleiben sitzen, wie es der Kurprinz wünscht und wie es der Kurfürst befiehlt durch sein eigenes Verharren an der Tafel.

Nur der Herr Statthalter, als der Wirth des Hauses, hat sich erhoben von der Tafel, um dem Kurprinzen das Geleit zu geben. Er nähert sich ihm, er bietet ihm seinen Arm.

Gnädiger Herr, ist es Eurer Durchlaucht gefällig, sich auf meinen Arm zu stützen, und darf ich die Ehre haben, Euch zu Eurem Wagen zu geleiten?

---

*) Die Annahme des Kurfürsten, als habe der Prinz zu viel Wein getrunken und daher rühre sein Unwohlsein, war eine irrige, wie aus dem später gedruckten Tagebuche des Kammerjunkers von Götze hervorgeht. Derselbe schreibt ganz ausdrücklich: „Es wurde bei diesem Feste stark getrunken, doch haben Seine Durchlaucht der Kurprinz nicht über den Durst getrunken. Siehe: v. Orlich, Der große Kurfürst, I. S. 43.

Der Kurprinz schrickt zusammen, er hebt rasch das Haupt empor und ein flammender, zürnender Blick seiner umdüsterten Augen trifft das ruhige, stolze Antlitz des Grafen, aber er ist schnell wieder verschwunden, und Friedrich Wilhelm nimmt den dargebotenen Arm Schwarzenberg's an, und auf ihn gestützt, schwankt er zum Saal hinaus in das Vorzimmer. Sein Antlitz ist todesbleich, unter seinen Augen zeigen sich schwarze Ringe, seine Lippen sind farblos, während seine Augen mit Blut unterlaufen sind. Aber er hält sich dennoch aufrecht mit der Kraft seines Willens, er gewinnt es sogar über sich, zu lächeln und einige freundliche Worte an den Grafen zu richten.

Mein Gott, gnädigster Herr, ruft Schwarzenberg mit dem Ausdruck schmerzlichen Erschreckens, das ist mehr als ein vorübergehendes zufälliges Unwohlsein, Ihr seid wirklich krank, Ihr leidet!

Nicht doch, Graf, ich leide gar nicht und es ist doch nur ein vorübergehendes Unwohlsein. Mein Herr Vater hat ganz recht, der starke Wein ist mir ein wenig in den Kopf gestiegen. Ich bin des Trinkens und des Tafelns nicht gewohnt, das ist Alles! Morgen wird es wieder — Graf, ich bitte, führt mich zu meinem Wagen. Es dunkelt mir vor den Augen!

Und der Prinz sinkt stöhnend und halb bewußtlos zusammen. Der Graf winkt den prinzlichen Kammerjunker von Götz herbei und die beiden Herren, unterstützt von einigen Lakaien, tragen den Prinzen vorsichtig hinaus in den Wagen! Da schlägt Friedrich Wilhelm die Augen auf, sein irrender Blick schweift umher und seine Lippen stammeln leise: Wo ist Gabriel Rietzel? Er soll mit mir kommen?

Aber Gabriel Rietzel ist nirgends zu sehen; nur der Kammerjunker von Götze ist da, und er steigt mit in den Wagen, der den todeskranken Prinzen im vollen Galopp nach dem Schlosse hinführt.

Graf Schwarzenberg schaut der dahin rollenden Equipage mit ernstem, gedankenvollem Gesichte nach, dann wendet er sich, um langsam in das Palais zurückzukehren. Auf der Schwelle der Thür steht Gabriel Rietzel, und die Augen der beiden Männer begegneten sich mit einem Blicke des Entsetzens und des Grausens.

Eure Gnaden sehen, ich habe Wort gehalten, murmelt Gabriel Rietzel.

Fort, herrscht der Graf ihn gebieterisch an. Wenn Ihr in einer Stunde nicht aus Berlin und Cöln fort seid, lasse ich Euch von dem Büttel arretiren und klage Euch an als den Mörder des

Kurprinzen, denn Ihr allein habt ihn bedient. Fort mit Euch.

Gabriel Nietzel aber weicht nicht von der Schwelle, und der Blick, den er auf den Grafen heftet, ist nicht ehrfürchtig und demüthig, sondern drohend. Gnädiger Herr, fragt er kurz und hart, gnädiger Herr, wo ist meine Rebekka und mein Kind?

In Eurer Wohnung, Ihr närrischer Mensch. Eilt Euch, sage ich!

Und der Graf schiebt den Maler mit unsanfter Hand aus der Thüre fort, kehret zurück in den Festsaal und verkündet dem Kurfürsten und seiner Gemahlin mit lächelnder, fast spöttischer Miene, daß der junge Herr es selber gesagt, nur der ungewohnte Genuß des starken Weines habe ihm den Kopf ein wenig benebelt und ihm ein vorübergehendes Unwohlsein zugezogen. Der Kurfürst lacht laut auf, und das besorgte Angesicht der Kurfürstin klärt sich wieder auf. Das Fest nimmt seinen ruhigen Fortgang.

Weshalb sollte man sich auch beunruhigen über den jungen Herrn, der weiter kein Leiden hat, als daß der ungewohnte Genuß der starken Getränke ihn übernommen hat?

Der Kurprinz ist indessen mit seinem Kammer-

junker von Götze vor dem Schloß angelangt. Niemand kommt ihnen entgegen, Niemand empfängt sie. Die ganze Dienerschaft hat sich hierhin und dorthin zerstreut, ist ihren eigenen Vergnügungen und Beschäftigungen nachgegangen. Man weiß ja, daß das Fest beim Grafen Schwarzenberg erst spät in der Nacht beendet sein wird, und wer konnte wohl denken, daß der Kurprinz auf so unerwartete Weise von demselben heimkehren würde?

Das Schloß steht still und öde, und der Kammerjunker muß die Schildwache, die einsam vor dem Schlosse auf und nieder wandelt, herbeirufen, um mit seinem Beistand den Prinzen aus dem Wagen und in den Flur des Schlosses zu tragen. Jetzt ruft er laut um Hülfe, denn der Prinz ist ohnmächtig geworden, und liegt bewußtlos auf der Steinbank im Vorflur.

Der Portier, welcher nur in seiner Loge eingeschlafen war, stürzt herbei, und auch der alte Dietrich, des Kurprinzen Kammerdiener, kommt hastig die Treppe heruntergelaufen.

Sie tragen den Prinzen hinauf in seine Gemächer, sie betten ihn auf seinem Lager, und wie der Kammerjunker von Götze den alten treuen Dietrich so kummervoll und schluchzend neben dem

jungen Herrn dastehen sieht, legt er ihm freundlich die Hand auf die Schulter.

Es ist nichts von Bedeutung, guter Alter. Der Prinz hat sich übernommen im Wein, das ist Alles! Er hat mehr getrunken, als er vertragen kann. Aber beruhigt Euch nur. Morgen wird Alles wieder gut sein.

Dietrich schüttelt traurig den Kopf. Ihr irrt Euch, Herr Kammerjunker, das ist nicht vom Wein. Der Kurprinz ist ein viel zu feiner und nobeler Cavalier, er trinkt nie mehr, als er vertragen kann. Seht ihn nur an, wie bleich und elend er aussieht. Mein lieber junger Herr ist krank, sehr krank. Sie haben ihn mir gemordet, sie haben ihn umgebracht, sie —

Still, Dietrich, um Gottes willen, still, unterbricht ihn der Kammerjunker erbleichend. Hütet Eure Zunge, daß sie solch entsetzliches Wort nicht wieder ausspricht, hütet Eure Gedanken, daß sie so Fürchterliches nicht zu denken wagen.

Es ist doch wahr, murmelt der alte Mann, und wie er sich über den Kurprinzen neigt und ihn mit zärtlichen Blicken betrachtet, fallen die Thränen aus seinen Augen rasch und heiß auf das blasse Angesicht Friedrich Wilhelm's nieder.

Diese Thränen wecken ihn, sie geben ihm das Bewußtsein wieder.

Es ist doch noch ein Mensch da, der ihn liebt, der Theil an ihm nimmt, der um ihn weint, da er ihn leiden sieht!

Der Kurprinz schlägt die Augen auf, um zu sehen, wer es ist, und da er den alten Dietrich erkennt, nickt er ihm zu, und seine Lippen murmeln leise: Dietrich, ich leide fürchterlich.

Hört Ihr wohl, Herr Kammerjunker, sagte Dietrich, der gnädige Prinz erkennt mich, er hat seine Besinnung, er weiß, was er sieht und was er spricht, und Ihr seht also wohl, daß er nicht vom Wein — Aber er sagt, er leide fürchterlich, und ich glaub's wohl, denn das, was ihm in den Eingeweiden brennt, ist — Ich will den Leibarzt, den Doctor Weiße holen, er muß alle Mittel versuchen, er muß wissen, was dem Prinzen fehlt, was sie ihm angethan haben, und er muß Gegenmittel versuchen. Bleibet Ihr hier, Herr Kammerjunker, ich renne zum Doctor Weiße.*)

---

*) Man hat in neuester Zeit es bestreiten wollen, daß der Graf Adam von Schwarzenberg den Versuch gemacht habe, den Kurprinzen zu vergiften, und es ist sogar eine eigene Vertheidigungsschrift des Grafen erschienen. Indessen hat es zur Zeit des Kurfürsten Friedrich Wilhelm, und auch noch lange

Und der alte Dietrich will sich hastig vom Lager entfernen, aber die Hand des Prinzen legt sich auf seinen Arm und hält ihn fest.

---

nach seinem Tode Niemand bezweifelt, und alle Schriftsteller jener Zeit stimmen darin überein, daß der Graf Schwarzenberg auf dem Feste, welches er damals dem Kurprinzen zu Ehren in Berlin gab, durch einen Vergiftungsversuch die plötzliche Erkrankung des Prinzen veranlaßt habe. Der Kurprinz selbst war fest davon überzeugt, und noch in seinen späteren Regierungsjahren erzählte er selber diese ganze Scene auf dem Feste Schwarzenberg's und den Vergiftungsversuch desselben seinem vertrauten Leibarzt Doctor Garlieb von der Mühlen. Er leitete sogar manche Uebel und Beschwerden, die ihn körperlich heimsuchten, von dem Gifte her, welches nicht ganz aus seinem Körper entschwunden und die Ursache mannigfacher Leiden sei. Doctor Garlieb von der Mühlen brachte diese ganze Unterredung mit dem Kurfürsten, sobald er ihn verlassen, zu Papier und schrieb sie nieder in seinem Tagebuche, das er jahrelang mit großer Treue und Gewissenhaftigkeit führte. Sein Sohn, Legationsrath von der Mühlen, ließ dasselbe später im Druck erscheinen. Aber auch alle anderen zeitgenössischen Geschichtschreiber geben alle übereinstimmend Meldung von dieser Vergiftung, und keiner von ihnen bezweifelte dieselbe. Auch der gelehrte Pufendorf, der vom Kurfürsten Friedrich Wilhelm ernannte Historiograph seines Hauses erzählt übereinstimmend mit den Anderen dieselbe Geschichte; eben so der Consistorialrath Küster in seinem „Jugendleben des großen Kurfürsten," und Seyler, „Leben und Thaten Friedrich Wilhelm's des Großen." Die neuesten Geschichtschreiber indessen wollen die Schuld von dem Grafen Adam Schwarzenberg wegdisputiren, ohne daß sie indessen dafür andere Beweisgründe anzuführen hätten, als daß für den Grafen der Tod

Bleib', Dietrich, bleib'! Euch, lieber Götze, Euch bitte ich, gehet zum Doctor Weiße und holt ihn her; er soll sogleich kommen, denn ich bin wirklich krank. Ich leide! Eilt Euch, lieber Götze, Ihr seid jünger, seid rascher, als mein guter alter Dietrich, darum bitte ich Euch!

Der Kammerjunker von Götze drückt einen Kuß auf die brennende, zuckende Hand des Prinzen. Gnädigster Herr, so rasch Menschenfüße ein angstvolles Menschenherz tragen können, werde ich zu dem Arzte eilen und ihn herbringen!

Der Kammerjunker fliegt auf seinen Fußspitzen aus dem Gemache fort, und Alles wird still, und man hört nur das leise Aechzen und Wimmern des Prinzen, der mit zuckenden Gliedern, mit todesbleichem Angesicht auf seinem Bette liegt und über den sich der alte getreue Diener weinend niederneigt.

Nach einer Weile richtet der Prinz sich ein

---

des Kurprinzen von keinem weiteren Nutzen habe sein können. Nur Droysen in seinem trefflichen Werke: „Geschichte der preußischen Politik," constatirt den ungeheuern Ehrgeiz und die weitgehenden Pläne Schwarzenberg's und berichtet, daß der Kurfürst noch in späteren Jahren erzählt habe, Graf Schwarzenberg habe ihn vergiften wollen. Droysen fügt hinzu: „vielleicht mit Unrecht; gewiß aber hatte er das Verhältniß von Vater und Sohn gründlich vergiftet."

wenig empor, öffnet langsam die Augen und läßt sie mit einem trüben Blicke durch das Gemach dahin schweifen.

Dietrich, sind wir allein? fragt er mit seiner heisern, tonlosen Stimme.

Ganz allein, gnädiger Herr!

So höre, was ich Dir zu sagen habe. Neige Dein Ohr dicht zu mir, denn nur Du allein sollst mich hören. Wenn der Leibarzt kommt, so hüte Dich wohl, ihm das zu wiederholen, was Du vorher dem Kammerjunker gesagt hast. Er soll denken, und alle Welt soll denken, daß es wirklich nur der Wein ist, der mich krank gemacht. Er wird mir Medicin verschreiben. Lasse sie sogleich machen. Du sollst allein bei mir bleiben, sag' ihnen, ich hätt's befohlen, und der Götze soll zurückkehren zum Fest und soll sagen, es wäre nur vom Wein. Dietrich, Du giebst mir aber die Medicin nicht ein, Du gießest sie fort. Für mich giebt es nur Eine Arzenei, Milch, nur Milch, das ist meine Arzenei. Gieb mir Milch, Dietrich, sogleich Milch, denn die Schmerzen kommen wieder, so fürchterlich, ach, so fürchterlich! Aber sage es Niemand! Es soll Niemand wissen, woran ich leide! Es brennt wie Feuer! Milch, Dietrich, Milch!

8.
Ein Liebesopfer.

Wie von Windesflügeln getragen, war Gabriel Nietzel durch die Straßen dahingeeilt nach seiner Wohnung. Sie lag in einer stillen, abgelegenen Straße von Cöln, und wie er in die Straße einbog und nach dem Hause hinschaute, in welchem er wohnte, sah er aus dem einen Fenster eine weibliche Gestalt sich weit vorlehnen und mit dem von ihren vorgehaltenen Händen beschatteten Gesicht hinausspähen auf die Straße.

Er erkannte die Gestalt, obwohl er ihr Antlitz nicht sehen konnte, und er stieß einen lauten Freudenschrei aus. Dieser Freudenschrei fand ein Echo dort oben an dem Fenster, und die Gestalt verschwand.

Gabriel Nietzel stürzte in's Haus und die

Treppe hinauf. Auf der obersten Stufe derselben stand ein Weib mit ausgebreiteten Armen, und wieder stieß Gabriel einen Freudenschrei aus, und drückte das Weib fest an seine Brust, so fest, als wolle er sie nimmer wieder von dieser Stelle lassen, als könne seine Liebe auf ewig sie da festhalten und sichern.

Er trug sie durch die offenstehende Thür in das Gemach, trug sie nach der Wiege hin, welche in der Mitte desselben stand, und da sank er mit ihr auf die Kniee nieder und Beide schaueten sie einander an, und dann Beide auf das Kind, welches mit großen Augen still und in süßem Behagen dalag.

Mein Kind! Mein Kind! rief Gabriel. Es war ihm, als sähe er das Kind jetzt zum ersten Male, als sei es ihm eben erst vom Himmel geschenkt worden, und einen Moment vergaß er in diesem seligen Vatergefühl Alles, Alles. Er riß das Kind empor in seine Arme, und herzte und küßte es mit Wonne und Lust. Dann aber auf einmal kam die Erinnerung über ihn. Die Erinnerung an das bleiche, zuckende Antlitz, an den gebrochenen Blick des Prinzen!

Ein Schauder durchrieselte seine ganze Gestalt, mit einem Aufschrei des Entsetzens ließ er

das Kind in die Wiege zurückfallen und schlug seine beiden Hände vor sein Angesicht.

Rebekka riß ihm die Hände zurück, und ihre großen schwarzen Augen bohrten sich in sein Angesicht. Sie sah jetzt erst, wie bleich er war und wie verstört seine Züge. Sie sah jetzt erst, daß er ihrem Blicke auswich, daß der Athem keuchend aus seiner Brust hervorging.

Gabriel, sagte sie mit fester, ernster Stimme, Gabriel, Du hast etwas! Es ist Dir etwas geschehen, etwas Absonderliches, Fürchterliches!

Nichts! rief er, hastig aufspringend, nichts! Aber wir müssen fort! Es ist unseres Bleibens nicht mehr hier. In dieser Stunde, sogleich müssen wir fort!

Ich weiß es, erwiderte Rebekka ruhig, die Augen unverwandt auf ihren Geliebten gerichtet. Ich weiß es, Gabriel, und ich habe Alles dazu vorbereitet, so wie es mir der Graf Schwarzenberg selber gesagt hat. Ich war schon heute Morgen in Berlin, aber ich durfte nicht eher hieher kommen, als bis Du zu dem Feste gegangen. Vorher habe ich Alles besorgt, so wie der Graf es angeordnet hat. Ich habe ein Fuhrwerk gemiethet, es steht draußen vor dem Weidendammer Thor und erwartet uns. Wir sollen zu

Fuß dahin gehen, sagt der Graf, damit Niemand in der Stadt Dich fahren sieht, und Auskunft geben kann über Dein Verbleiben. Unsere Sachen habe ich alle, seit Du fort bist, in Kisten gepackt, und der Samuel Cohn, unser gute und treue Freund, wird sie uns nachschicken nach Venedig. Das Nothwendigste, was wir brauchen, habe ich in jenen Koffer dort gepackt, und den nehmen wir mit uns. Es ist Alles bereit, Gabriel, und wir können gehen. Nur weiß ich nicht, ob Du Geld genug hast zur Reise?

Geld genug, wiederholte Gabriel mit einem heisern spöttischen Lachen. Ich habe mehr Geld in meiner Brieftasche, als ich sonst in meinem ganzen Leben zusammengenommen hatte. Ich habe so viel Geld, daß wir uns in Venedig im Ghetto ein Haus kaufen können, und das wollen wir auch, und da will ich mit Dir leben und will ein Jude werden, und will einen andern Namen annehmen, denn mir graut vor meinem Namen! Ich will ihn nicht mehr hören, ich kann ihn nicht mehr hören!

Warum nicht? fragte sie ernst. Es ist ein schöner Name, es ist der Name eines Künstlers, eines Malers. Warum willst Du Deinen Namen nicht mehr hören, Gabriel Nietzel?

Weil er verrufen und verworfen ist, stöhnte er, weil es der Name ist eines —

Nun, was stockst Du, Gabriel? fragte Rebekka in Todesangst, indem sie ihre beiden Hände auf seine Schultern legte und mit glühenden Blicken ihn anschauete. Er wollte ihren Augen ausweichen, er vermochte es nicht, er mußte ihnen begegnen, mußte seine Blicke tief hineinsenken in diese schwarzen glänzenden Augen. Sie schienen ihm tief, so tief wie das Meer, und er dachte bei sich: man könne ein Geheimniß darein versenken, und es würde sicher ruhen drunten auf dem Grunde ihres Herzens.

Gabriel Nietzel, fragte sie mit drohender und doch zugleich zärtlicher Stimme, Gabriel Nietzel, was hast Du gethan? Was bedrückt Deine Seele?

Nichts, meine Rebekka, nichts! Frage nicht, forsche nicht! Wir müssen fort! Eile Dich, Geliebte, nimm das Kind und komm, denn wenn wir nicht eilen, sind wir verloren!

Sie schüttelte langsam ihr schönes, edles Haupt und wich nicht von ihrem Platz, und bannte auch Gabriel auf dem seinen mit den Händen, die sie fester auf seine Schultern legte.

Gabriel, mein theurer, geliebter Gabriel, was hast Du gethan? Sage es mir! Ich muß es

wissen, ich habe ein Recht darauf. Als wir uns damals auf dem Lido in feierlicher Nachtstille vermählten, als wir die Hände in einander legten und Beide mit lauter Stimme Deinem und meinem Gotte schwuren, daß wir uns ewig lieben wollten, daß nur der Tod uns von einander trennen sollte, als Du sagtest: „Ich nehme Dich an zu meinem Weibe,“ und ich Dir sagte: „Ich nehme Dich an zu meinem Manne,“ da schwuren wir auch, daß wir ehrlich und wahr mit einander leben und niemals einander etwas verheimlichen oder verschweigen wollten. Gabriel, erfülle jetzt Deinen Schwur! Ich fordere es von Dir im Angedenken jener Stunde, ich fordere es von Dir bei meiner Liebe, bei Deinem und bei meinem Kinde. Gabriel, was hast Du gethan?

Ich kann's nicht sagen, und Du kannst es nicht hören, Rebekka! Denn wenn es einmal ausgesprochen ist, dann wird das Wort zu einem zweischneidigen Schwert, und es wird uns Beide in Schande und Elend stürzen.

Schande! Es giebt keine Schande für die Jüdin! Elend! Sage mir ein Elend, das ich nicht erduldet und gelitten habe von Kindheit an! Meine Mutter wurde in Venedig von einem Nobile erdolcht, weil sie meinem Vater nicht die Treue

brechen und ihn nicht verlassen wollte. Mein Vater war als Zauberer und Giftmischer bekannt, die Nobili suchten ihn Nachts heimlich in unserer elenden Wohnung im Ghetto auf und zahlten ihm hohe Summen für seine Mittel, aber wenn er sich am Tage auf der Straße zeigte, da schrie das Volk hinter ihm her und warf mit Steinen nach ihm. Und auch wenn sie mich sahen, dann schrieen und spotteten sie und gaben mir Schimpfnamen, und gingen mir doch aus dem Wege, weil meine Berührung sie verunreinigte, denn ich war die Tochter einer Selbstmörderin, das Kind eines Giftmischers, eines heimlichen Bravo, ich war eine Jüdin! Als ich aber ein erwachsenes Mädchen war, da kamen die jungen Nobili zu meinem Vater nicht blos um seiner Mittel und Arzeneien willen, sondern auch — Still! Nichts davon! Du warst mein Retter, mein Erlöser! Du befreitest mich aus aller Noth, Du warst für mich der Messias, auf welchen mein Volk hofft seit einem Jahrtausend. Ich folgte Dir, und ich gehe mit Dir durch Dein ganzes Leben, gehe mit Dir auch auf das Schaffot, wenn es sein muß. Ich weiß es, Gabriel, ich sehe es auf Deinem Angesicht, Du hast ein Verbrechen begangen!

Ein Verbrechen! Ein fürchterliches Verbrechen!

sagte er, in sich erschauernd. Wende Dein Haupt von mir, Rebekka, ich bin nicht werth, daß Du mich ansiehst!

Ich sehe Dich an, Gabriel, ich verurtheile Dich nicht! Ich denke daran, was wir zu einander gesprochen in der Gemäldegalerie des Grafen. Ich rief Dir zu, mich zu erlösen um jeden Preis. Ich sagte Dir, wenn ich mich erlösen könnte dadurch, daß ich ein Verbrechen beginge, so würde ich es thun; wenn ich, um wieder bei Dir zu sein, den Glauben meiner Väter abschwören müßte, so würde ich dieses Verbrechen begehen, auch wenn ich wüßte, daß ich nachher vor Reue sterben würde.

Und ich erwiderte Dir, Rebekka, daß ich, um Dich zu befreien, um Dich wieder mein zu nennen, auch bereit wäre, ein Verbrechen zu begehen, und daß ich es nachher nicht bereuen würde.

Und dennoch bereust Du, Gabriel, und dennoch schauderst Du vor Dir selber. Denn Du hast es gethan, Du hast ein Verbrechen begangen! Ich will meinen Antheil daran haben, die Hälfte davon gehört mir; ich bin Dein Weib vor Gott, und Du hast geschworen, Alles mit mir zu theilen! Theile also mit mir, Gabriel, ich fordere mein Recht! Theile mit mir Dein Verbrechen, oder ich denke, Du liebst mich nicht mehr, und

dann gehe ich fort, und Du siehst mich niemals wieder.

Ich liebe Dich, Rebekka, ich liebe Dich! Ich bin um Deinetwillen zum Verbrecher, zum Mörder geworden, Ich habe Dich mir erkauft mit dem Heile meiner Seele! Lege Dein Ohr dicht an meinen Mund, und ich will Dir mein fürchterliches Geheimniß sagen: Rebekka, ich bin ein Mörder, ein fluchwürdiger Mörder! Ich habe einen Mord begangen, der zum Himmel wider mich schreien wird, so lange ich lebe; denn der, welchen ich mordete, hatte mir niemals Böses gethan, sondern nur Gutes, und er vertrauete mir, und er rechnete auf meine Treue. Rebekka, ich bin verflucht, und mein Name wird gebrandmarkt werden in dem Munde der Menschen, so lange es noch Bücher der Geschichte giebt: Rebekka, ich habe den Kurprinzen Friedrich Wilhelm vergiftet!

Sie stieß einen gellenden Schrei aus und taumelte zurück, als habe ein Blitzstrahl sie getroffen.

Den Kurprinzen Friedrich Wilhelm? Nicht den Grafen Schwarzenberg! Den edlen Jüngling, nicht den verhaßten Missethäter, nicht ihn, der tausendmal den Tod verdient hat?

Er hat nicht blos *mein* Leben, er hatte Dich und unser Kind in seiner Gewalt, es hätte mir

nichts genützt, ihn zu ermorden, wir wären dennoch verloren gewesen alle Drei, unrettbar verloren! Ich mußte seinen Befehlen gehorchen, ich mußte die fürchterliche That vollbringen, um Euch, um mich zu befreien!

Sie drückte ihre beiden Hände an ihre Stirn, und starrte lange in das Leere. Er muß gerettet werden, sagte sie dann nach einer Pause in festem entschlossenen Tone! Ja, er muß gerettet werden!

Was könnten wir zu seiner Rettung thun! seufzte er trostlos. Nichts! Du weißt, die Mittel Deines Vaters sind gut und verfehlen niemals ihre Wirkung!

Du gabst ihm von den Mitteln, die mein Vater Dir geschenkt? fragte sie mit einem wunderbaren Aufleuchten ihrer schwarzen Augen.

Ja, ich gab ihm davon. Du weißt, als wir von Deinem Vater Abschied nahmen, übergab er mir zum Angedenken drei Büchsen, und sagte, das sei die einzige Aussteuer, die er Dir mitgeben könnte, aber mancher zweitgeborene Prinz würde uns hohe Summen dafür zahlen, wenn wir sie ihm für seine lieben Verwandten verkaufen wollten, denn in diesen Büchsen seien Gifte, die tödteten, ohne Spuren ihres Daseins zurück zu lassen.

Der Inhalt der einen Büchse sei ein schnell tödtendes Gift, und er nannte es deshalb „das Schlagflußpulver.“ Der Inhalt der zweiten Büchse tödte langsamer und friste dem Patienten noch zehn bis zwölf Tage das Leben, darum hieß er es „das Entzündungspulver.“ Das dritte Pulver aber, weil es am langsamsten wirke, nannte er „das Abzehrungspulver.“

Und von welchem Pulver hast Du dem Prinzen gegeben? fragte Rebekka athemlos.

Von dem Entzündungspulver, denn es gefährdete uns am wenigsten.

Hat der Prinz die ganze Portion getrunken, welche Du ihm gabst?

Nein, er trank es zur Hälfte, und als er dann seinem Vater, welcher es begehrte, das Glas darreichen wollte, entfiel es seinen zitternden Händen und entleerte sich über die Tafel.

Demzufolge hat der Prinz nur die Hälfte von dem Entzündungspulver genossen?

Nur die Hälfte! Aber er wird doch daran sterben, denn Dein Vater sagte mir, daß eine Fingerspitze voll genügte, um den Tod herbeizuführen, und ich gab ihm zwei, damit der Graf die Wirkung sehen solle.

Rebekka antwortete nicht, sie war auf ihre

Kniee niedergesunken, hatte ihre Hände gefaltet und ihre Lippen bewegten sich wie in leisen Gebeten. Dann schlug sie langsam die Hände vor ihr Angesicht und verharrte in unbeweglicher Haltung auf ihren Knieen.

Was sinnst Du? fragte Gabriel Nietzel nach einer Pause. Warum sprichst Du nicht zu mir? Verabscheuest Du mich, weil ich Dir mein Verbrechen bekannt habe? Wendest Du Dich ab von dem Giftmischer, dem Mörder?

Nein, sagte sie, sich hastig aufrichtend, nein, ich verabscheue Dich nicht, sondern ich liebe Dich, und weil ich Dich liebe, will ich nicht, daß Du ein Verbrecher sein sollst. Hättest Du den Grafen vergiftet, so würde ich sagen: Du hast ein gutes Werk vollbracht, Gott hat ihn getödtet durch Deine Hand, Du bist nichts weiter gewesen als der Henker, der dem Missethäter den verdienten Tod gegeben und die Welt von ihm erlöst hat. Hebe Dein Haupt empor und sei fröhlich, denn Du warst ein Werkzeug in Gottes Hand! Aber Du hast einen guten und edlen Menschen, Du hast den Sohn Deiner Wohlthäterin vergiftet, und sein Tod würde wider Dich schreien, und unser Kind würde gestraft werden für das Verbrechen seines Vaters. „Denn ich bin ein Gott der Rache,

spricht der Herr, und ich werde die Sünde der Väter strafen bis in's dritte und vierte Glied." Ich liebe Dich, Gabriel, und keine Sünde und kein Verbrechen trennt mich von Dir, denn Du hast die Tochter des Verbrechers an Dein Herz genommen, und nur um ihretwillen hast Du gesündigt. Aber unser Kind soll nicht leiden für das, was seine Aeltern verbrachen. Der Gott unserer Väter soll nicht Rache nehmen an unserem Kinde, die Sonne soll über ihm scheinen und das Glück soll ihm leuchten, denn wir, Gabriel, wir kennen die Nacht und das Unglück, und alle Bitterniß des Lebens haben wir gekostet. Gabriel, unser Kind muß frei sein von Verbrechen und Schuld, und darum muß der Kurprinz gerettet werden.

Sage, wie es geschehen kann, zeige mir einen Weg der Rettung!

Ich kenne den Weg, und ich werde ihn wandeln. Ich will Dich und das Kind befreien von Blutschuld und Sünde. Schwöre mir, Gabriel, daß Du thun willst, was ich von Dir forderel Denke an die Stunde auf dem Lido, wo ich mich Dir auf ewig zu Eigen gab! Denke an die Stunde, da ich dies Kind gebar und es in Deine Arme legte und sprach: Nimm es hin! Es ist ein Ge-

schenk meiner Liebe, die Mensch geworden ist, weil sie Gott war. Nimm es hin, das Kind, mit welchem Gott uns gesegnet und uns rein gesprochen hat! Und Du schwurst mir mit Thränen, unserem Kinde ein treuer Vater zu sein Dein Leben lang, und es, so viel an Dir liege, zu bewahren vor allen Schmerzen der Erde. Bei der Erinnerung an diesen Schwur fordere ich jetzt von Dir, Gabriel Nietzel, daß Du Deine Hand auf das Haupt meines Kindes legest und mir bei Gott, bei unserem Kinde und bei Deiner Liebe zu mir feierlich gelobst, genau und pünktlich das zu thun, was ich jetzt von Dir fordern werde.

Gabriel Nietzel schaute mit ehrfurchtsvoller, scheuer Bewunderung in das von Energie und Schönheit leuchtende Angesicht Rebekka's. Er konnte den Blick nicht abwenden von ihr, es war, als ob sie seine innerste Seele gebannt hielt mit ihren großen, flammenden Augen, die unverwandt mit gebieterischem Ausdruck auf ihm ruhten.

Er legte, immer Rebekka anschauend, die Hand auf das Haupt des Kindes, das in der Wiege schlummerte, und sagte mit lauter, feierlicher Stimme: Ich schwöre bei Gott, bei unserem Kinde und bei meiner Liebe zu Dir, Rebekka, daß ich

genau und pünktlich das thun will, was Du von mir fordern willst.

Sie nickte mit dem Haupte so stolz und ernst, als sei sie eine Königin, welche eben den Huldigungseid ihres Vasallen empfangen hätte.

So höre denn, Gabriel, sagte sie. Nimm den Koffer, ich nehme das Kind, und wir gehen, denn der Wagen erwartet uns draußen vor dem Weidendammerthore, wie Du weißt. Sprich unterwegs nicht zu mir, denn ich habe Vieles noch in mir zu überlegen und zu bedenken. Die Zeit steht nicht still, und jede Minute vergrößert die Todesgefahr des Prinzen. Wenn ihm diese Nacht nicht Hülfe gebracht wird, so ist er rettungslos verloren. Komm!

Gabriel Nietzel hatte schon eine Frage auf den Lippen. Er wollte fragen: Kann ihm denn überhaupt noch Rettung gebracht werden? Aber sie hatte gesagt: Sprich nicht zu mir, und gehorsam seinem Schwur blieb er stumm, nahm den Koffer auf und folgte Rebekka, welche das Kind aus der Wiege in ihre Arme emporgehoben hatte, und mit ihm eben zur Thür hinaus schritt.

Sie gingen hastig und eilfertig neben einander dahin durch die Straßen, die immer noch öde und menschenleer waren, weil all' das müßige, neu=

gierige Volk der Gasse noch immer in der Breitenstraße und auf dem Schloßplatze verweilte. Manchmal warf Gabriel einen fragenden, bittenden Blick auf Rebekka, aber sie sah ihn nicht; sie schien gar nichts zu sehen, ihre Augen waren weit geöffnet, aber sie starrten in die Weite; wie eine Nachtwandlerin schritt sie dahin, und selbst als das Kind in ihren Armen zu weinen begann, achtete sie gar nicht darauf, und suchte nicht wie sonst es mit zärtlichem Trostwort zu beruhigen.

Jetzt endlich hatten sie das Thor hinter dem Weidendamm passirt und befanden sich außerhalb der Stadt. Dort stand der mit einem grauen Leinwandplan überzogene Wagen, der ihrer harrte. Der jüdische Knabe, welcher vorn unter der Wölbung der Leinwand auf der Pritsche saß, war eingeschlafen und hatte sein Gesicht an den großen Holzbügel gelehnt, an dem die Leinwand befestigt war. Die beiden mageren kleinen Pferde, die abgesträngt vor dem Wagen standen, fraßen gierig von dem Hafer, der ihnen in einem schmutzigen Tuch um den Hals gebunden war. Ringsum war Niemand zu sehen. Das elende Fuhrwerk hatte nicht die Aufmerksamkeit irgend eines Vorübergehenden erregt und Niemand zum Stehenbleiben veranlaßt.

Rebekka trat zu dem Wagen hin, und leise, ohne den kleinen Kutscher zu wecken, legte sie das Kind in das Stroh, welches den innern Raum des Wagens anfüllte. Dann, mit einem stummen Winke ihrer Hand, gebot sie Gabriel, den Koffer welchen er trug, auf die Erde niederzusetzen. Er that es, und Rebekka nahm aus ihrer Tasche einen Schlüssel, kniete vor den Koffer nieder und suchte hin und her unter den Sachen. Zuerst nahm sie ein kleines, mit fünf Siegeln versehenes Packet aus dem Grunde des Koffers, und als sie es eilig in ihren Busen steckte, hob sich ihr Auge mit einem glühenden, dankbaren Blicke zum Himmel empor. Darauf nahm sie ein weißes Gewand und ein langes weißes Tuch aus dem Koffer und verbarg diese Dinge sorgfältig unter dem großen, dunklen Tuche, welches ihre Gestalt umhüllte. Dann schloß sie den Koffer und reichte Gabriel den Schlüssel dar.

Setze den Koffer leise in den Wagen, damit das Kind nicht erwacht, sagte sie. Gabriel that's schweigend, blieb dann auf dem Wagentritt stehen und reichte die Hand zu ihr herunter, als wolle er sie bitten, ihm zu folgen.

Sie schüttelte rasch ihr Haupt. Komm Gabriel, sagte sie, komm, und laß uns dort unter den Baum

treten. Das Kind schläft, und David Cohn schläft auch. Niemand hört uns. Komm.

Sie gingen Beide eiligen Schrittes über den Weg dahin nach der großen Linde, welche zur Seite der Landstraße stand. Die Vögel sangen und jubilirten in der dichten Blätterkrone, und die heißen Sonnenstrahlen zogen aus den Blüthen, mit welchen alle Zweige übersäet waren, die herrlichsten Düfte hervor. Die Beiden, welche jetzt unter die Linde traten, achteten weder auf den Vögelsang, noch auf den Blüthenduft. Sie waren allein mit sich und den finsteren und traurigen Gedanken, von welchen ihrer Beiden Seelen erfüllt waren.

Gabriel, sagte Rebekka hoch aufathmend, ich werde gehen, um Dich von der Blutschuld zu befreien, welche auf Dir lastet, denn wenn sie bliebe, würdest Du nicht blos den Kurprinzen, sondern Dein eigenes ganzes Leben vergiftet haben. Mein Vater hatte Dir nur die Hälfte meiner Aussteuer, wie er es nannte, gegeben. Die andere Hälfte hielt er zurück und gab sie mir. Nachdem er Dir die Gifte geschenkt und ich allein war mit ihm in seiner Kammer, da hielt er mir die heilige Gebetschnur entgegen, und drei Schwüre befahl er mir zu leisten, bei dem Angedenken

meiner hingemordeten Mutter und bei dem Haß und der Rache, welche er und ich an ihrer geliebten Leiche der ganzen Welt geschworen. Zum Ersten mußte ich ihm schwören, daß ich niemals den Glauben meiner Väter verlassen, und eine Christin werden wolle. Zum Zweiten mußte ich ihm schwören, daß ich das Kind, welches mir Gott schenken würde, auferziehen wolle in unserer Religion und nimmer, so lange ich lebte, zugeben wolle, daß man es zu einem Christen mache. Zum Dritten mußte ich ihm schwören, daß ich das versiegelte Paket, welches er mir übergab, als meinen höchsten Schatz, mein kostbarstes Gut aufbewahren, und auch Dir nur in der äußersten Noth und Gefahr davon Mittheilung machen wolle, daß nur wenn ich mir dabei ein Vermögen oder ein Glück erkaufen könne, ich von dem Inhalt desselben Gebrauch machen dürfe. „Die Christen", sagte mein Vater zu mir, „die Christen sind weichmüthig, und wenn sie ihres Gleichen leiden sehen, kommt gar leicht der Jammer des Mitleids über sie. Einen Juden können sie mit lachendem Munde verbrennen sehen, aber wenn ein Christ leidet, so erbarmet es sie, vorzüglich wenn ihr Erbarmen ihnen belohnt wird. Ich habe Deinem lieben Gabriel den Tod in die Hand gegeben, ich gebe Dir, meine

Tochter, das Leben in die Hand, und das ist sicherlich etwas viel Kostbareres und Auserleseneres. Er hat die Gifte, ich gebe Dir die Gegengifte. Sie sind Tonnen Goldes werth, sie sind mein kostbarster Schatz, und ich habe zwanzig Jahre gearbeitet, ehe ich sie entdeckt habe. Als es mir gelungen, da dankte ich Gott für diese herrliche Entdeckung, und dann schwur ich auf die heilige Schnur dreimal mit lauter Stimme, und das Antlitz gegen Osten gekehrt, daß niemals ein Christ durch mich von diesen kostbaren Gegengiften erhalten sollte, daß ich niemals einem Christen davon Kunde geben wolle. Ich werde meinen Schwur halten, und nur Du, meine Rebekka, kennst das heilige Geheimniß. Bewahre es in Deinem Busen unter drei heiligen Siegeln, und nur in der größten und gefährlichsten Stunde Deines Lebens brich das Siegel, welches ich hiermit auf Deine Lippen lege. Aber niemals darfst Du diesen kostbaren Schatz in andere Hände legen, und kein Christ soll ihn berühren. Willst Du Jemand das Leben schenken, so darfst Du es nur selber thun, und nur aus Deinen eigenen Händen allein darf der tödtlich Getroffene das neue Leben empfangen." — Das waren die Worte, welche mein Vater zu mir sprach, als er mir das versiegelte Paket

übergab. Dann lehrte er mich noch, wie ich sie zu verwenden habe und was ich thun müsse, um mit denselben die drei Gifte, welche er Dir gegeben, unwirksam zu machen. Nur sagte er mir, müsse das Gegengift genossen werden, bevor noch vierundzwanzig Stunden seit dem Genusse des Giftes verflossen wären, und dann abermals nach vierundzwanzig Stunden müsse das Gegengift zum zweiten Male angewandt werden. — Gabriel, mein heißgeliebter, theurer Freund, es ist jetzt die größte und gefährlichste Stunde meines Lebens, und ich habe das Siegel gelöst, welches mein Vater auf meine Lippen gepreßt. Ich habe das Gegengift für das Entzündungspulver.

Ach, Rebekka, und Du willst es mir geben? fragte Gabriel, ihre beiden Hände fassend und ihr mit leuchtenden Augen in das schöne Antlitz schauend.

Sie schüttelte langsam und ernst das Haupt. Du bist ein Christ, sagte sie. Ich habe meinem Vater geschworen, daß kein Christ den kostbaren Schatz berühren soll, daß nur ich die Mittel verwenden will, die er mir anvertraut. Gabriel, Du hast aus Liebe zu mir dem Prinzen den Tod gegeben. Ich will aus Liebe zu Dir dem Prinzen das Leben wiedergeben.

Rebekka! rief er entsetzt, wie willst Du's machen, wie willst Du's vollbringen? Nur aus Deinen Händen soll der Prinz das Leben empfangen? Das heißt, Du willst ihm das Mittel selber geben? Du willst zu ihm gehen? Du willst zurückkehren in die Stadt, willst Dich in das Schloß wagen? Weißt Du denn nicht, daß Schwarzenberg überall seine Spione hat, daß jeder Lakai im Schloß ihm dienstbar und von ihm erkauft ist, daß er Nacht und Tag weiß, was da geschiehet? Weißt Du das nicht, Rebekka? Hast Du nicht oft mir selber davon erzählt, wenn Du bei der Frau des Schloßcastellans gewesen warst, welche Dich liebte, weil sie eine Venetianerin war und mit Dir ihre Heimathssprache reden konnte? Hat sie Dir nicht anvertraut, daß Graf Schwarzenberg ihr eigentlicher Herr und Gebieter sei, und daß sie selber jeden Morgen dem Secretär des Grafen Bericht erstatte über Alles, was im Schlosse sich begeben? Und jetzt willst Du Dich hineinwagen in das Schloß, in die Höhle des Löwen?

Wagte sich doch Daniel hinein in die Höhle des Löwen, und die Unthiere berührten ihn nicht! rief sie begeistert. Weshalb sollte ich mich fürch-

ten, da mein Werk heilig ist und rein, wie das des Daniel?

Ich leide es nicht, ich klammere mich an Dich und halte Dich zurück!

Gabriel Nietzel, gedenke des Schwurs, den Du auf das Haupt unseres Kindes mir gelobt hast. Du willst thun, was ich von Dir fordere! Dies hast Du geschworen. Willst Du Deinen Schwur brechen?

Nein, Rebekka, sagte er traurig. Fordere, ich gehorche!

Ich kehre in die Stadt zurück, fuhr Rebekka fort. Der alte Benjamin Cohn wird mich gastlich aufnehmen und mir einen sichern Versteck gewähren. Zur Nachtzeit gehe ich in's Schloß, und sei gewiß, Niemand wird mich aufhalten, Niemand wird mich erkennen, und die Spione des Grafen Schwarzenberg werden es ihm nicht melden können, daß die Rebekka Nietzel im Schloß und beim Kurprinzen gewesen. Die Verkleidung, welche ich anlegen werde, ist ein sicheres Schutzmittel, glaube es mir und frage nicht. Ich kenne im Schlosse jede Thür und jeden Eingang, denn die Castellanin hat mich oft genug in demselben herum geführt, und die Treppen und Corridore, und die heimlichen Thüren und Ausgänge, Alles ist mir

bekannt. Ich weiß eine kleine Thür nach der Spreeseite hinaus, die niemals verschlossen wird, weil Keiner sie kennt und Niemand sie beachtet, denn sie führt nur in eine kleine Nische, und daß in dieser Nische eine geheime Thür verborgen ist, weiß selbst die Castellanin nicht. Ich habe sie entdeckt, als ich eines Tages im Schlosse mich verirrt hatte und angstvoll durch die Corridore dahinlief. Ich habe der Castellanin von meiner Entdeckung nichts gesagt. Jetzt nutze ich sie, und durch diese Thüre gelange ich ungefährdet in's Schloß hinein und wieder zurück. Den nächsten Tag bringe ich in Verborgenheit bei Benjamin Cohn zu, und Nachts gehe ich zum zweiten Male in's Schloß, denn doppelt muß die Dosis sein. Zweimal nach vierundzwanzig Stunden muß sie gereicht werden, wenn das Leben den Tod besiegen soll. Sobald ich in der zweiten Nacht das Schloß verlasse, ist mein Werk vollendet, dann ist das Verbrechen von unseren Häuptern weggenommen, und unser Kind wird nicht zu leiden haben von den Sünden seiner Eltern. Dann, mein Gabriel, dann kehren wir zurück in meine schöne Heimath, dann sind wir glücklich und frei! Daran denke, mein Geliebter, und laß uns ruhig tragen, was getragen werden muß.

Ich will daran denken, Rebekka. Aber sage mir, was soll ich thun, wo soll ich bleiben die entsetzlich langen Tage, da Du von mir getrennt bist? Sei nicht grausam! Laß mich mit Dir zurückkehren in die Stadt! Benjamin Cohn wird für mich und das Kind so gut ein Versteck haben, wie für Dich. Ich schwöre Dir, daß ich mich verborgen halten will im Keller, unter'm Dach, wie Ihr es wollt, nur laß mich mit Dir gehen!

Es kann nicht sein. Das Kind darf nicht gefährdet werden, und auch Du darfst es nicht sein, wenn ich Muth behalten soll zu meiner That. Gedenke Deines Schwurs und thue, was ich fordere. Du besteigst jetzt sogleich den Wagen, David ist ein guter Kutscher und uns ganz ergeben. Ihr fahrt Tag und Nacht, bis Ihr nach Brandenburg gelangt. Dort wohnt ein Bruder Benjamin's, ein Oheim vom kleinen David Cohn. Dort bleibt Ihr und haltet Euch verborgen, bis ich zu Dir komme, und dann, oh Gabriel, dann ziehen wir vereint von dannen.

Rebekka, ich kann's nicht, kann Dich nicht verlassen!

Du mußt es, denn Dein Verbrechen muß gesühnt werden. Gabriel, bedenke, ein langes Leben des Glückes liegt vor uns. Laß uns beherzt hin-

durchgehen durch die letzte Wolke des Unheils, denn dahinter ist der Tag, dahinter ist die Sonne, dahinter ist Italien, das Land der Liebe und der Kunst! Jetzt laß uns scheiden, mein Geliebter! Lebe wohl, auf frohes Wiedersehen!

Du kannst es, Rebekka? Kannst mich so rasch verlassen und Dich von mir trennen?

Ich verlasse Dich niemals, bin immer bei Dir, und ungetrennt von Dir ist meine Seele! Kein Abschied, Gabriel, das macht uns weich, und hart muß ich dem harten Schicksal gegenübertreten. Gieb mir Deine Hand. Leb' wohl! Dort oben wohnt ein Gott für alle Menschen! Er wird mich schützen!

Rebekka, nur einmal küsse meine Lippen zum Abschied!

Ich küsse sie, wenn sie entsühnt sind, und küsse auch dann erst unser Kind! Das wisse, Gabriel, daß ich Dich ewig liebe, und daß meine Liebe bei Dir bleibet alle Tage, bis an der Welt Ende! Nun laß uns scheiden! Horch, das Kind schreit! Es ruft seinen Vater. Geh' zu ihm, Gabriel, und sage unserem Kinde, daß seine Mutter Euch Beide mehr liebt, als ihr eigenes Leben! Geh'!

Er versuchte es noch einmal, ihre Hand zu fassen, sie zu umarmen. Sie wehrte ihn zurück und

deutete mit einer gebieterischen Handbewegung nach dem Wagen.

Gedenke Deines Schwures, Gabriel, Du mußt thun, was ich von Dir fordere, sagte sie mit ruhiger, ernster Stimme.

Aber Eins nur sage mir, Rebekka, bat er demüthig. Wann werden wir uns wiedersehen?

In vier oder fünf Tagen, Gabriel. Du bleibst ruhig in Brandenburg und erwartest mich dort acht Tage lang. Komm' ich bis zu dieser Frist nicht zu Dir nach Brandenburg, so ist das ein Zeichen, daß ich, um dem Zorn und der Verfolgung des Grafen Schwarzenberg zu entgehen, einen andern Weg eingeschlagen habe, und daß ich, aus Vorsicht, um mich nicht zu verrathen, Dir keine Nachricht davon geben konnte. Du trittst alsdann rasch mit Deinem Kinde die Weiterreise an nach Venedig. Ich werde schon unterwegs zu Euch stoßen, und kann ich's nicht, so treffen wir uns in Venedig bei meinem Vater sicher wieder zusammen.

Rebekka, das ist unmöglich, ich kann nicht —

Still, unterbrach sie ihn, hörst Du, das Kind schreit noch immer, und auch der David Cohn ist jetzt erwacht.

Sie trat rasch zu dem Fuhrwerk und nickte dem

kleinen Kutscher zu, der sich schlaftrunken die Augen rieb.

Da sind wir, David, sagte sie. Jetzt zeige, daß Du ein tapferer Bube bist und Deinem Väterchen Seel' Ehre machen willst. Fahr' tapfer zu, und nimm das Gefährt' in Acht, damit Ihr nicht zu Schaden kommt, sondern ohne Aufenthalt nach Brandenburg gelangt.

Hab's dem Tatte, gebenscht sei er, hab's ihm versprochen, daß ich nicht Ruh' und Rast, nicht Schlaf und Hunger kennen will, als bis wir in Brandenburg angelangt sind, rief der Knabe, seine Peitsche schwingend. Steigt ein, ich fahre Euch nach Brandenburg.

Steige ein, Gabriel, sagte Rebekka zu Nietzel, der neben dem Wagentritt stand und mit traurigen, sehnsuchtsvollen Blicken sie anschaute.

Sie schüttelte verneinend die Antwort auf die stumme Frage seiner Augen und wiederholte nur: steige ein, Gabriel!

Er sprang in den Wagen, aber wie er's gethan, lehnte er sich aus demselben vor und streckte ihr seine Hände entgegen.

Vorwärts, David, vorwärts, gebot Rebekka. David, schlag' auf die Pferde ein, damit sie in vol-

lem Trabemit Euch davon jagen. Thu's schnell, David, denn ich muß fort!

David Cohn gab den kleinen Pferden einen scharfen Hieb über die Köpfe, und sie sprangen vorwärts und jagten in wildem Ungestüm dahin.

Rebekka stand und schaute ihnen nach mit großen, weit geöffneten Augen, athemlos. Als das Fuhrwerk ihren Blicken entschwunden war, drückte sie ihre beiden Hände an ihre Augen, und ein kurzes Aechzen und Stöhnen drang aus ihrer Brust hervor. Aber sie bezwang es bald.

Wenn ich weine, bin ich verloren, sagte sie, ihr Haupt emporhebend. Ich habe ein schweres Werk zu vollbringen, und Thränen machen zaghaft und feig. Ich will nicht weinen, jetzt nicht. Erst wenn ich mein Werk der Sühne vollbracht habe, wenn es gelungen ist, dann will ich weinen. Und es sollen Freudenthränen sein! Jehovah, Erhabener, stehe mir bei, daß ich solche Thränen morgen Nacht weinen kann! Und jetzt, an's Werk! An's Werk!

Sie wandte sich um und kehrte festen, ruhigen Schrittes in die Stadt zurück.

9.

Die weiße Frau.

Dietrich hatte getreulich Alles gethan, so wie es der Kurprinz befohlen. Der Leibarzt Doctor Weiße war gekommen, hatte den Puls des Kranken untersucht und hatte gelächelt, da er vernommen, daß der Kurprinz beim Gastmahl des Grafen Schwarzenberg erkrankt sei.

Man kennt solche Krankheiten, sagte er achselzuckend. Der Herr Kurfürst Durchlaucht haben in früheren Zeiten auch daran gelitten, jetzunder aber sind sie abgehärtet.

Aber Seine Gnaden scheinen in der That krank zu sein, bemerkte der Kammerjunker. Seht nur, Doctor, wie bleich er ist. Es steht ihm der kalte Schweiß auf der Stirn und er wimmert gar jämmerlich.

Ja, ja, er hat wohl Schmerzen im Leibe, sagte der Leibarzt gravitätisch. Solche Zustände finden sich zuweilen ein nach einem reichen Gastgelage, man isset da vielerlei durcheinander, und trinket noch mehr. Ich werde Seiner Gnaden ein beruhigendes Mittel verschreiben, und das muß man ihm regelmäßig alle Viertelstunde einflößen.

Und der Arzt begab sich in das neben dem Schlafzimmer befindliche Cabinet des Prinzen, um das Recept aufzuschreiben.

Der Kammerjunker von Götze starrte mit düsterem Gesicht auf den Kranken hin. Eben stieß dieser einen lauten Schrei aus, und warf sich mit weit ausgestreckten Armen, mit eingekniffenen Daumen unruhig und zuckend umher. Der alte Dietrich beugte sich über ihn und trocknete den Schweiß von des Prinzen Stirn.

Er ist wirklich sehr krank, murmelte der Kammerjunker, es wird nichts weiter übrig bleiben. Man wird hier ausharren müssen und ihn nicht verlassen dürfen.

Nein, Herr von Götze, sagte Dietrich, und sein altes Gesicht schien jetzt vollkommen ruhig und heiter, nein, der Herr Kurprinz hat mir befohlen, Euch aufzutragen, daß Ihr sogleich zu dem Feste zurückkehrt und nicht länger hier verweilt. Der

Herr Kurprinz haben es mir gnädigst selbst gestanden, daß es wirklich nur der starke Ungarwein ist, welcher Seine Gnaden krank gemacht, und derohalben wünschen die Durchlaucht, daß der Herr Kammerherr von Götze sogleich zum Feste zurückkehre, damit die gnädigste Frau Mutter Durchlaucht nicht am Ende doch noch ängstlich würden, und vermeineten, daß dero Herr Sohn alles Ernstes krank sein möchte. Ihr sollt der durchlauchtigsten Frau Mutter sagen, befiehlt der Kurprinz, daß Seine Gnaden vielleicht noch selbst heute Abend wieder zum Feste zurückkehren würden, und daß die Frau Mutter sich beileibe nicht zu ängstigen brauchten, dieweilen der Herr Kurprinz morgen ganz gewiß wieder gesund sein würden.

Das ist ein vortrefflicher Auftrag! rief der Kammerjunker, und die Frau Kurfürstin wird sehr vergnügt sein, diese Botschaft zu empfangen. Aber ich kann doch unmöglich den Kurprinzen den ganzen Abend hier allein lassen.

Er ist nicht allein, denn ich bin bei ihm, erwiderte Dietrich kopfschüttelnd. Ich bin auch ein Mensch, Herr Kammerjunker von Götze, und mein junger gnädiger Herr hält mich dafür und hat mir ausdrücklich befohlen, daß ich ganz allein bei

ihm bleiben und Niemanden anders bis morgen früh zu ihm einlassen soll. Seine Gnaden wollen sich gesund schlafen, haben sie gesagt, und Ruhe ist für ihn die beste Arzenei.

Aber er muß doch die Arzenei einnehmen, welche der Doctor ihm verschreibt, sagte der Kammerjunker eifrig. Du mußt durchaus darauf halten, daß der Kurprinz die Medicin regelmäßig einnimmt.

Seien der Herr Kammerjunker außer Sorgen, erwiderte Dietrich feierlich; ich werde darauf halten, daß der Herr Kurprinz die Medicin, welche ihm nöthig ist, regelmäßig einnehme.

Hier ist das Recept! rief der Leibmedicus, indem er wieder in das Gemach eintrat und einen langen Streifen Papier hoch in seiner Hand emporhielt. Man wird es sogleich zu dem Apotheker tragen und ihm Eile anbefehlen, denn ich besorge, daß es ein weniges lange dauern möge, sintemalen es ein sehr schweres und künstliches Recept ist, dieweilen es aus vierzehn verschiedenen Dingen zusammengebrauet werden muß. Aber es wird sicherlich helfen und Seiner Durchlaucht Beruhigung geben. Ich werde heute Abend noch einmal dahero kommen und zusehen, wie es dem hohen Patienten ergehet.

Und der Herr Leibmedicus Weiße verließ das Gemach, begleitet von dem Kammerjunker von Götze.

Ihr vermeinet also, Herr Leibmedicus, fragte dieser draußen auf dem Gange, daß der Kurprinz nicht bedenklich erkrankt ist?

Habet Ihr niemals einen Katzenjammer gehabt, Herr Kammerjunker? fragte der Doctor gravitätisch. Wenn Ihr ihn gehabt habet, so wisset Ihr genau, wie dem Kurprinzen anjetzo zu Muthe ist.

Ganz abscheulich ist ihm alsdann zu Muthe, lachte Herr von Götze. Ich habe allerdings meine schrecklichen Erfahrungen in dieser Krankheit gemacht! Ihr meinet also, Herr Leibmedicus, daß ich ohne Bedenken zum Feste beim Grafen Schwarzenberg zurückkehren kann?

Ganz ohne Bedenken, Herr Kammerjunker. Was dem Prinzen hauptsächlich noth thut, ist der Schlaf und meine Arzenei. Wenn er davon erst einige Löffel voll im Leibe hat, wird er sich gar sehr beruhigt und erleichtert fühlen.

Die beiden Herren verließen gemeinsam das Schloß, und Dietrich blieb jetzt allein mit dem Prinzen. Er hatte erst eilig das lange Recept hinunter getragen in die Kurfürstliche Apotheke,

und angeordnet, daß man, sobald die Medicin fertig, sie hinaufbringen solle in's Vorzimmer des Kurprinzen. Dann hatte er aus seinem eigenen Zimmer einen Topf mit Milch herbeigeholt, im Kamin des prinzlichen Wohnzimmers ein Feuer angezündet und die Milch erwärmt.

Jetzt trat er mit dem rauchenden heißen Trank zum Lager des Prinzen hin. Er lag da mit geschlossenen Augen, mit fest zusammengepreßten Lippen, ächzend und stöhnend, und gar nicht achtend auf das Bitten und Flehen Dietrich's. Endlich, nach langer Zeit schlug er die Augen auf und heftete sie mit einem starren Ausdruck auf den alten Mann, der zitternd und weinend neben seinem Lager stand, die Schale mit der Milch in der Hand.

Dietrich, ich glaube, ich sterbe, stöhnte er. Aber sage es Niemanden. Nein, es soll's Niemand wissen, was ich leide. Sonst kommt auch Er zu mir her, und ich will sein verhaßtes Gesicht nicht mehr sehen.

Gnädigster Prinz, ich beschwöre Euch, trinket. Da ist die Milch!

Gieb, gieb, Dietrich! Das ist vielleicht noch Rettung!

Er leerte die Schale und sank dann wieder

zurück. Dietrich kniete an seinem Lager, Gebete murmelnd und zu Gott flehend, er möge dem Kurprinzen beistehen und ihn erretten von dem Tode.

Stunde nach Stunde verging. Der Abend brach herein, die Nacht senkte sich hernieder, und im Schlosse blieb Alles still und lautlos. Das Fest beim Grafen Schwarzenberg nahm seinen ungestörten Fortgang. Es war ein wirkliches Zauberfest, und selbst die Frau Kurfürstin war entzückt davon. Zweimal hatte sie den Läufer hinüber gesandt in das Schloß, um nach dem Befinden des Kurprinzen zu fragen, und jedes Mal hatte ihr der alte Dietrich antworten lassen: der Prinz sei in einen ruhigen Schlaf verfallen, und die Arzenei des Herrn Leibmedicus scheine ihm ganz vortrefflich zu bekommen.

Von dieser Arzenei goß Dietrich in jeder Viertelstunde einen großen Eßlöffel voll bei Seite und gab statt dessen dem Prinzen von *seiner* Arzenei, der warmen Milch zu trinken.

Aber es war noch immer keine Linderung seiner Schmerzen eingetreten, und selbst das heftige Erbrechen, welches zweimal erfolgt war, hatte die Schmerzen des Prinzen nicht gelindert.

Im Palais des Grafen Schwarzenberg ertönte

jetzt fröhliche, jubelnde Tanzmusik, und aus der Speisehalle hatte die Gesellschaft sich in die beiden Tanzsäle und die angrenzenden Gemächer begeben. Drüben im Kurfürstlichen Garten traf man die Vorbereitungen zu einem Feuerwerke, welches, wenn die Nacht herabgedunkelt war, dort abgebrannt werden sollte, und das war die Veranlassung, daß beim Einbrechen der Dunkelheit die schaulustige Menge von allen Seiten wieder herbeigeströmt kam, um das seltene und köstliche Schauspiel zu genießen.

Der Kurfürst hatte sich an dem Spieltische niedergelassen, und die Kurfürstin machte einen Spaziergang durch den Wintergarten, durch die herrlichen Treibhäuser, die sich an der Rückseite des Palais befanden und zu denen man unmittelbar von dem großen Empfangssaale aus gelangte. Graf Schwarzenberg hatte von dem Kurfürsten, welcher eifrig mit seiner Partie beschäftigt war, Urlaub erhalten, und begleitete die Fürstin. Die ganze Gesellschaft, mit Ausnahme der Herren, welche in den Spielsälen beschäftigt waren, kam hinter ihnen her. Wie eine glänzende, glitzernde, in allen Farben strahlende Riesenschlange ringelte der lange, ununterbrochene Zug sich dahin durch die Treibhäuser. Man bewunderte den feinen,

auserlesenen Geschmack, mit welchem diese langen Blumenhallen zu künstlichen Garten- und Buschpartien arrangirt waren, man freuete sich der seltenen, herrlich duftenden Blumen, die hier und dort aus dem Gebüsche der Myrten und Orangen hervorschaueten, man ergötzte sich an den buntgefiederten Vögeln, die in Käfigen von dem feinsten Messinggewebe herniederhingen. Jedes Ach! der Bewunderung, welches von den Lippen der Kurfürstin tönte, fand seinen immer sich erneuernden Wiederhall in der langen Reihe der Damen und Herren, welche ihr folgten, und die laute Freude, die Ausrufe des Entzückens waren Huldigungen und Schmeicheleien, welche man dem stolzen und mächtigen Besitzer all' dieser Herrlichkeiten, dem Grafen Schwarzenberg darbrachte.

Nur zwei Menschen gab es in dieser glänzenden und auserlesenen Versammlung, welche wenig achteten auf die herrlichen Blumen und Vögel um sie her, welche nicht einstimmten in die Lobpreisungen und in das Geschwätz der Gesellschaft. Diese Zwei, das waren die Prinzessin Louise Charlotte und der Graf Adolf Johann Schwarzenberg.

Sie folgten unmittelbar hinter der Kurfürstin; der junge Graf hatte der Prinzessin seinen Arm angeboten, und sie hatte ihn mit einem leichten

Erröthen angenommen. Die Kurfürstin, welche vor ihnen herschritt, ward ganz und gar in Anspruch genommen von Graf Adam Schwarzenberg, der durch seine geistvolle und blendende Unterhaltung die Aufmerksamkeit der Kurfürstin immerfort in Anregung hielt. Die Prinzessin Hedwig Sophie, welche mit zwei Hofdamen hinter ihrer Schwester folgte, plauderte und lachte, schauete hierhin und dorthin auf die Vögel und Blumen, und hielt durch ihr oftmaliges Stillstehen und Verweilen vor einer seltenen Pflanze, einem schwatzenden Papageien mehrmals die ganze Gesellschaft zurück und hinderte sie im Vorwärtsschreiten, so daß zwischen den beiden voranschreitenden Paaren und den nachfolgenden ein leerer Zwischenraum entstand.

Ich möchte der Prinzessin zu Füßen fallen und ihre Hände voll inbrünstigen Dankes an meine Lippen pressen, flüsterte Graf Adolf, als eben wieder der Zug hinter ihnen zurückblieb.

Weshalb? fragte Louise Charlotte lächelnd. Wodurch hat meine Schwester Euren Dank verdient?

Wodurch? Dadurch daß sie mir einen glückseligen Moment gestattet hat, in welchem ich Dir sagen kann, daß ich Dich liebe, grenzenlos liebe. Oh,

warum kann ich dies Wort nicht ganz laut aus-ausrufen, daß es wie ein leuchtender Blitz durch diese Halle dahin flammte. Das wäre ein Feuer, welches alle Blüthenknospen entfalten, alle Früchte reifen würde. Ich liebe Dich, Louise Charlotte! Ich möchte hier niederknieen, und es Dir, meiner Herrin, meiner Göttin, in anbetendem Opferdienste ewig wiederholen: Ich liebe Dich! Ich bin Dein, ach, aber Du —

Nun? fragte sie mit einem strahlenden Blicke. Nun, warum vollendet Ihr nicht?

Du bist nicht mein, seufzte er. Wärest Du's, so würdest Du den Worten, welche heiß und glühend aus meinem Herzen hervorströmen, nicht antworten in so fremder, kalter Weise, wärest Du's, so würdest Du mein Flehen erhören, und mir eine selige Minute des Beisammenseins bewilligen.

Habe ich Dir nicht gesagt, Adolf, flüsterte sie, Du sollest morgen früh der alten Trude auf dem Schloßplatz begegnen? Sie soll Dir Nachricht geben.

Du hast es gesagt, aber ich sage Dir: wenn Du mich liebtest, so würdest Du nicht nöthig haben, erst jetzt Dich zu besinnen, wie Du's möglich machen könntest, mir solche Gnade zu bewilligen. Wenn Du mich liebtest, so hättest Du gleich

gestern, da Du wußtest, daß ich zurückgekehrt sei, es überlegt, daß uns ein stilles, ungestörtes Begegnen nothwendig ist, und Du würdest es mir bewilligt haben als eine freie Gunst, wie sie aus erhabener Großmuth die himmlischen Götter zuweilen den Sterblichen gewähren. Statt desselben soll die alte Trude morgen erst als Götterbote mir nahen.

Prinzessin Louise Charlotte lachte und erröthete zugleich. Vielleicht bin ich doch nicht so kalt und gleichgültig, als Ihr denkt, Graf Adolf Schwarzenberg, sagte sie mit einem reizenden Ausdruck von Verschämtheit und Koketterie. Vielleicht hatte ich schon vorher überlegt, daß es nothwendig sei, mit Euch eine Besprechung zu haben, und wär's auch nur, um Euch zu schelten über Euer heftiges Wesen. Vielleicht weiß ich schon, wo wir uns sehen können, und es bedarf der alten Trude gar nicht.

Wenn Du die Wahrheit sprächest, wäre ich der glücklichste der Menschen. Aber ich glaube Dir nicht, kann meiner stolzen, kaltherzigen Prinzessin nicht glauben, daß sie wirklich —

Kannst mir nicht glauben, unterbrach sie ihn lächelnd, so will ich Dich überführen, Ungläubiger. Gieb wohl Acht auf Alles, was ich thue.

Sie ließ seinen Arm los und blieb vor einer

köstlichen Manillablüthe stehen und pries ihre Schönheit und ihren Duft. Während sie das that, ließ sie ihre kleine Hand ganz zufällig in die Tasche ihres faltigen Kleides verschwinden, und als sie sie wieder hervorzog, war diese Hand fest geschlossen. Sie wartete, bis ihre Schwester mit den Hofdamen herankam, und machte sie aufmerksam auf die schöne Blume und die Volière mit den reizenden Vögeln, welche dahinter stand. Dann schritt sie weiter, in dem glücklichen Bewußtsein, daß jetzt eine lange Zeit vergehen würde, ehe die Prinzessin sich von den Blumen und Vögeln losreißen würde, und daß sie jetzt ganz unbelauscht mit dem Geliebten sprechen könne, weil ein großer Zwischenraum sie von dem voranschreitenden Paare trennte.

Was hältst Du da in Deiner Hand, Louise? fragte der Graf in athemloser Spannung.

Ein Brieflein an den Grafen Adolf Johann von Schwarzenberg, erwiderte sie lächelnd, und mit einer hastigen Bewegung drückte sie ihm das kleine zusammengeknitterte Papier in die Hand.

Sein Antlitz leuchtete auf in freudigem Entzücken, und er machte eine Bewegung, als wolle er vor ihr niederknieen, aber die Prinzessin hielt ihn zurück.

Um Gottes willen, Adolf, bedenke, daß wir nicht allein sind, flüsterte sie hastig.

Ich bin allein mit Dir, und wenn Millionen Menschen uns umgeben, sagte er, ich bin allein mit Dir im Paradiese. Du bist das erste, das einzigste Weib auf Erden, ich schaue Dich an mit dem Entzücken, welches Adam empfand, da er das gottgesandte Himmelsweib zuerst an seiner Seite gewahrte. Du hast mich wieder zurückgeführt in das Paradies der Unschuld und des Friedens, hast mich selbst zu dem Adam gemacht, der noch kein Weib gesehen, noch keines geliebt hat. Oh, meine Geliebte, Du hast mich beseligt, mich berauscht. Das kleine Blatt Papier, das Du in meine Hand gedrückt, ist wie ein Zaubermittel, das mein ganzes Wesen mit himmlischem Feuer durchglüht. Ich muß es sehen, ich muß die Worte, welche Du mir aufgeschrieben, mit meinen Augen, mit meinem Herzen lesen.

Ich will es Dir wiederholen, was in dem Briefe steht, sagte sie lächelnd. Es steht darin: „Am Dienstag Abend um zehn Uhr ist die kleine Seitenpforte nach der Domseite hin nicht verschlossen, nur angelehnt. Man gelangt von da auf einen kleinen Vorplatz, neben welchem sich rechts eine Thür befindet. Diese öffnet man und geht

die Treppe hinauf, welche hinter derselben liegt. Dann oben angelangt, den kleinen Corridor links hinunter bis zu der Thür am Ende desselben. Sie wird offen sein."

Am Dienstag Abend flüsterte er, hochathmend, mit beseligtem Ausdruck, und —

Drei laute Kanonenschläge übertönten seine Worte. Sie kündeten den Anfang des Feuerwerks, und Prinzessin Hedwig Sophie kam jetzt in eiliger Hast mit der ganzen Gesellschaft heran, und Alles drängte vorwärts nach dem großen Saale, von dessen Fenstern aus man das Feuerwerk betrachten wollte.

Die Raketen flogen, die künstlichen Sonnen drehten und wirbelten sich in feuersprühenden Kreisen. Selbst der Kurfürst legte sein Kartenspiel bei Seite und trat, geführt vom Grafen Schwarzenberg, an's Fenster, um dem köstlichen Schauspiele zuzusehen, und draußen jubelte und schrie die dichtgedrängte Menschenmenge laut auf vor Vergnügen bei jedem neuen Sterne, der emporschoß. —

Und drinnen in seinem einsamen Gemach lag der Kurprinz Friedrich Wilhelm noch immer ächzend und stöhnend auf seinem Lager; regelmäßig alle Viertelstunde hatte Dietrich einen Löffel

Medicin fortgegossen und einen Löffel warmer Milch dem Prinzen eingeflößt. Aber die Schmerzen waren nicht dadurch gemindert, nur hatte der Kurprinz das volle Gefühl derselben und war sich seiner Lage klar und deutlich bewußt. Mehrmals schon hatte er an Dietrich einige freundliche, herzliche Worte gerichtet, hatte er den alten treuen Diener zu trösten gesucht, der in seiner Herzensangst jetzt weinte und betete, und dann wieder die Hände seines geliebten Herrn zärtlich an seine Lippen drückte und ihn beschwor, doch nicht zu sterben, doch wieder gesund zu werden und zu leben.

Wenn's von mir abhinge, Dietrich, sagte der Kurprinz langsam, die trockenen brennenden Lippen mit seiner Zunge netzend, wenn's von mir abhinge, so würde ich gewiß nicht sterben. Ich habe das Leben noch lieb, obwohl es mir viel Herbes und Bitteres gebracht hat. Aber gerade darum hoffe ich auf eine Zukunft, die mir vergelten soll, und es ist für mich ein gar trauriger Gedanke, so jung, so ruhmlos und unbekannt dahin zu sinken in das Grab. Könnte ich's verhindern, ich thät's gewiß. Aber das höllische Feuer brennt fort und fort in meinen Adern, und es wird wohl mein Leben verzehren. Gieb mir zu trinken, die Milch lindert mindestens ein wenig meine Qualen.

So verging Stunde nach Stunde und Mitternacht kam heran. Das Fest beim Grafen Schwarzenberg war immer noch nicht beendet, die Kurfürstliche Familie war noch nicht zurückgekehrt und im Schlosse herrschte noch immer eine ununterbrochene Stille. Mit langsamem und trägem Schritte gingen die Schildwachen vor dem Schlosse und in den inneren Corridoren auf und ab. Zuweilen drang das laute Jubeln des Volkes in schwachem Wiederhalle bis in das Schloß und flog wie Geisterflüstern durch den weiten Vorplatz vor den Gemächern des Kurprinzen.

Der Soldat, der dort als Schildwache postirt war, vernahm es schaudernd, und alle die Geschichten von Geistern und Gespenstern, welche man sich vom Kurfürstlichen Schlosse erzählte, wurden wach in ihm. Er warf einen ängstlichen Blick umher, er horchte mit angehaltenem Athem und hochklopfendem Herzen auf das leise Flüstern und Klingen, das durch die Halle zog, und jetzt war's ihm, als höre er ganz deutlich leise schlurfende Schritte von der andern Seite des Vorplatzes sich nahen.

Sein Herz stand still vor Entsetzen, er starrte hinein in die dämmernde Halle. Die kleinen Oellampen, welche zu beiden Seiten der Thüre

hingen, welche in die Kurprinzlichen Gemächer führte, warfen nur ein trübes unbestimmtes Licht, und ließen den Hintergrund ganz im Unklaren und Nebeligen.

Auf einmal schrak der Soldat zusammen, er meinte aus dem Hintergrund eine weiße Gestalt hervorschweben zu sehen, — ja, — seine Augen sahen sie, seine Ohren hörten ihren Schritt!

Ja, es war keine Täuschung! Immer näher immer größer kam sie heran, die weiße Gestalt, ganz eingehüllt war si ein weiße Gewänder und Schleier, und nur zwei große schwarze funkelnde Augen schaueten aus den Schleiern hervor.

Der Soldat stürzte auf seine Kniee nieder, das Gewehr entfiel ihm, er faltete die Hände, und mit klappernden Zähnen murmelte er: Die weiße Frau! Allmächtiger Gott, sei uns Allen gnädig! Die weiße Frau!

Er wagte es nicht, aufzuschauen, er murmelte nur in Todesangst die Gebete, mit welchen man Gespenster bannt, aber er fühlte, daß das furchtbare Gespenst doch immer näher und näher herankam, daß er die weiße Frau nicht zu bannen vermöchte.

Sie war jetzt dicht bei ihm, ihr weißes Gewand streifte sein zur Erde gesunkenes Haupt und

der Soldat schauderte und brach tiefer in sich zusammen. Jetzt war's ihm, als höre er eine Thüre leise knarrend auf ihren Angeln sich drehen — dann ward Alles still.

Der Soldat wagte es, sein Haupt ein wenig emporzurichten, — die Halle war leer, die weiße Frau war verschwunden! Aber sie war's gewesen, die weiße Frau, er hatte sie ganz deutlich gesehen, sie war eingetreten in die Gemächer des Kurprinzen, der Soldat hatte es ganz deutlich gehört!

Jetzt faßte ihn ein unaussprechliches Grausen, das stärker war als alle Disciplin und alle Dienstpflicht. Er stürmte aus der Halle fort, er riß die Thüre auf, welche zu dem breiten Corridor führte, zu dessen beiden Seiten die Gemächer der Kurfürstlichen Herrschaften lagen. Er rief es der Schildwache, die hier auf und ab ging, mit lautem Gekreisch entgegen: Die weiße Frau! die weiße Frau!

Und die schrie laut auf, als stände sie selber da, die allbekannte, die allgefürchtete weiße Frau! Und beide Soldaten, von panischem Schrecken getrieben, rannten den Corridor hinunter, um es den anderen Schildwachen zu verkünden, um sie

Alle hineinzuziehen in dasselbe Grausen und Entsetzen. —

Der Kurprinz Friedrich Wilhelm lag mit offenen Augen auf seinem Bette da. Seit einer halben Stunde waren die Schmerzen, welche in seinen Eingeweiden wühlten, etwas linder geworden, und hatten ihm mehr Ruhe gegönnt. Diese Ruhe hatte den alten Dietrich bezwungen und gleich den Jüngern am Oelberge war er „eingeschlafen vor Traurigkeit.“

Der Prinz wachte, er befand sich in jenem überreizten Zustande, wo die angespannten und zuckenden Nerven dem Geist eine wunderbare Schärfe und Klarheit verleihen, und wo die Seele mit weitschauendem Blicke die ganze Vergangenheit, die ganze Zukunft erkennt und begreift.

Er sah seine Vergangenheit vor sich mit all' ihren Kämpfen, ihren Entbehrungen, ihren unaussprechlichen Freuden und ihren schmerzlichen Entsagungen. Und dann über alle diese Leiden und diese Pein der Gegenwart hinweg schauete er hinein in die Zukunft, deren leuchtende Ideale in göttlicher Klarheit vor ihm dastanden und ihm winkten und ihn zu sich riefen. Er sah den Ruhm, er sah die Ehre, er hörte den Schlachtendonner, er sah ein wüstes Chaos, und aus diesem Chaos

ein Etwas, eine feste Form aufsteigen; es ward größer, es nahm Gestalt und Wesen an, es war ein Land, es war sein Land, das er sich geschaffen, das Er aus dem Chaos hervor gehoben. Und nun sah er ein glückliches, ein zufriedenes Volk, sah Menschen in frohem Gedränge und hörte sie rufen: „Es lebe unser Kurprinz Friedrich Wilhelm! Es lebe unser Retter, unser Vater!" Das Ideal, das feierlich und still, so lange er denken konnte, auf dem Grunde seiner Seele geruht, das Ideal, dem er sich geweihet damals schon, da er als Knabe an der Leiche seines großen Oheims Gustav Adolf gestanden, das Ideal war nun Wahrheit und Wirklichkeit vor seinem inneren Auge. Er war ein ruhmgekrönter Fürst und er war geliebt von seinem glücklichen und starken Volke!

Ich kann nicht sterben, rief er mit lauter starker Stimme, ich darf nicht sterben!

Nein, Du darfst nicht sterben, sagte eine sonore feierliche Stimme, und eine weiße Gestalt schwebte heran, und zwei große schwarze Augen glühten ihn an.

Friedrich Wilhelm wollte sich erheben, aber er vermochte es nicht, seine Glieder waren wie

gelähmt, und wie mit eisernen Banden fühlte er sich an sein Lager gekettet.

Wer bist Du? fragte er leise. Was willst Du hier? Man sagt, derjenige, welchem Du Dich zeigst, der ist dem Tode geweiht, und doch kommst Du, mir zu sagen, ich dürfe nicht sterben?

Dem Tode sind wir Alle geweiht, erwiderte die weiße Gestalt, aber für Dich ist diese Weihestunde noch nicht gekommen. Ich bin nicht bloß hergekommen, um Dir dies zu sagen, sondern um Dich zu retten.

Mich zu retten? Du weißt also, daß ich in Gefahr bin?

Ja! In Lebensgefahr! Der Graf Schwarzenberg hat Dich vergiften lassen. Brennt es nicht in Deinen Eingeweiden? Fühlst Du es nicht wie höllisches Feuer in Deinen Adern? Ist der Kopf Dir nicht schwer und wirbelig?

Ich sehe wohl, Du weißt, was ich leide, Du kennst das Gift, welches man mir eingeflößt?

Ich kenne das Gift, aber ich kenne auch das Mittel, welches dessen Wirkungen aufhebt, ich kenne das Gegengift, und ich habe es Dir mitgebracht. Ich will Dich retten!

Du willst mich retten? fragte der Kurprinz. Sterbe ich Euch noch nicht rasch genug? Habe

ich noch nicht genug verschluckt von dem tödtlichen Tränk, und Ihr wollt ihn mir jetzt als Heilmittel einflößen? Die Erfindung ist etwas plump. Ich trinke nicht!

Unglücklicher Prinz, Du willst also nicht leben? fragte sie schmerzlich. Höre mich, Friedrich Wilhelm. Wenn Du zauderst, so bist Du verloren, so ist keine Rettung mehr möglich. Niemand kennt das Heilmittel für Dein Leiden außer mir, und Niemand kann Dich erretten, wenn ich es nicht thue! Oh, denke nicht, daß ich mir von Dir Dank oder Lohn verdienen will! Ich bin hieher gekommen mit Gefahr meines Lebens, und jede Minute, welche Du zauderst, vergrößert für Dich wie für mich die Gefahr. Die Soldaten sind bei meinem Anblick entflohen, wenn ein Beherzterer hieher kommt, um nach der weißen Frau zu sehen, so bin ich verloren, und Du bist es mit mir, denn ich kann Dir alsdann das Gegengift nicht mehr einflößen!

Sage mir, wer Du bist, damit ich sehe, ob ich Dir trauen darf!

Wer ich bin? fragte sie. Ich bin ein armes Menschenweib, welches auf Erden nichts besitzet als ein Herz, welches nichts liebt, als einen unglücklichen, beklagenswerthen Mann, den nicht

sein Wille, sondern sein Schicksal zu einem Verbrecher gemacht hat. Ich und sein Kind, wir waren in Lebensgefahr, und um uns zu retten, hat er ein Verbrechen begangen! Kurprinz Friedrich Wilhelm, der Graf von Schwarzenberg hat Dich vergiften lassen durch Gabriel Nietzel. Ich komme, Dich zu retten! Nicht um Deinetwillen! Was kümmerst Du mich, was frage ich nach Dir! Ich liebe Gabriel Nietzel, und ich will nicht, daß seine Seele belastet sei von einem Verbrechen, daß sein Herz breche vor Gewissensangst und Reue. Er hat ein weiches Herz, mein lieber Gabriel, er ist nicht dazu gemacht ein Verbrecher zu sein. Darum will ich ihn erlösen von dem Fluche, denn ich liebe Gabriel Nietzel, und ich will nicht, daß er ein Mörder sei. Glaubst Du mir jetzt? Willst Du jetzt mein Mittel versuchen?

Der Kurprinz lag schweigend und unbeweglich da, und seine großen weitgeöffneten Augen schaueten spähend und forschend empor zu der weißen Gestalt, als wollten sie die Schleier durchdringen und in ihren Zügen lesen.

Rebekka hatte ein Empfinden davon, und ließ das weiße Tuch von ihrem Kopfe niedersinken.

Schaue in mein Angesicht, sagte sie, und lies darin, daß ich die Wahrheit sage.

Gabriel Nietzel ist auch gekommen, mich zu warnen, murmelte der Kurprinz in Schmerzen zuckend, und nachher ist er es gewesen, der mich vergiftete. Von ihm kommen diese furchtbaren Schmerzen, die jetzt wieder wie höllisches Feuer brennen.

Gnädiger Herr, oh, mein geliebter gnädiger Herr, rief jetzt Dietrich, indem er zu dem Bett herantrat und auf seine Kniee niederfiel, ich beschwöre Euch, nehmet nichts von ihr an. Ich habe Alles gehört, und ich sage Euch, es ist der Schwarzenberg, welcher Euch die Jüdin daher sendet. Vertrauet ihr nicht, mein geliebter Prinz, nehmt ihre höllischen Mittel nicht ein!

Vertraue mir, sagte Rebekka ruhig. Wenn Dir das Leben lieb ist, wenn Du noch hoffst auf die Zukunft, wenn Du Dich rächen willst an dem fürchterlichen Manne, welcher Dein eigentlicher Mörder ist, dessen Werkzeug mein armer Geliebter nur gewesen, so nimm die Rettung an, welche ich Dir bringe!

Ja, rief der Kurprinz mit aufleuchtenden Blicken, ja, ich will es nehmen! Gieb mir Dein Mittel! Still, Dietrich, still! Ich will es nehmen!

Gelobet sei Jehovah, er will es nehmen, sagte sie freudig, und sie zog aus ihrem Busen ein Fläschchen hervor. Bevor ich Dir die Arzenei einflöße, habe ich Dir noch dies zu sagen, Friedrich Wilhelm. Du wirst, sobald Du sie genommen, in einen tiefen Schlaf verfallen, der fast dem Tode gleicht. Wenn Du in demselben gestört wirst, ist mein Mittel unwirksam.

Dietrich, sagte der Prinz ruhig, Du wirst dafür sorgen, daß Niemand meinen Schlaf stört. Ich befehle es Dir!

Ich werde gehorchen, gnädigster Herr, murmelte Dietrich.

Wenn Du nach sechs Stunden erwachst, fuhr Rebekka fort, wirst Du ein unendliches Gefühl von Wohlbehagen empfinden. Laß Dich von demselben nicht täuschen, und versuche nicht Dein Lager zu verlassen. Die Ruhe ist Dir nöthig und Du bist dann erst auf dem Wege der Heilung. Damit Du ganz genesest, muß ich morgen Nacht wieder kommen und noch einmal Dir Arzenei geben! Trage also Sorge, daß Du morgen Nacht, wie heute, allein bist, daß Niemand bei Dir ist, außer dem alten Dietrich. Er ist ein treuer, zärtlicher Diener, er wird Dich bewachen, und er wird Niemand erzählen, was er hier gesehen und

gehört hat, das hoffe ich zu Gott, denn ich wäre verloren, wenn er's thäte.

Ich schwöre bei Gott dem Allmächtigen, daß ich schweigen werde, sagte Dietrich feierlich.

Und jetzt genug der Worte, rief sie. Sieh, Dietrich, die Schmerzen beginnen auf's Neue, und sein Gesicht zuckt krampfhaft. Wir wollen ihm Linderung schaffen.

Sie nahm von dem Tische ein Glas und goß in dasselbe die Hälfte des braunen Saftes, welcher in dem Fläschchen enthalten war. Dann neigte sie sich über den Prinzen und hielt ihm das Glas an die Lippen.

Trinke dies, sagte sie feierlich, trinke dies, und möge der Herr unser Gott Dir den Trank gesegnen!

Der Prinz trank in langsamen Zügen und leerte das Glas bis auf den letzten Tropfen. Dann stieß er einen Schrei aus und sank bewußtlos zurück in die Kissen.

Wenn Du mir ihn ermordet hast, rief Dietrich, drohend seine Faust erhebend, wenn Du mir ihn ermordet hast, so sei gewiß, daß ich Dich finde, und daß ich Dich dem Henker übergebe.

Sie wandte sich langsam um und zog den weißen langen Schleier wieder über ihr Gesicht.

Morgen Nacht komme ich wieder, sagte sie. Gieb wohl Acht auf ihn, Dietrich, und sorge dafür, daß er nichts Anderes genießt, als was Du selber ihm darreichst.

Dann öffnete sie die Thür und schritt hinaus. Der Corridor war noch immer öde und leer; die Schildwachen hatten es noch nicht gewagt, wieder auf ihren Posten zurückzukehren. Sie hatten sich alle versammelt drunten in der Wachtstube, die nach der hinteren Seite des Schlosses, nach der Spree hinaus belegen war, und bleich vor Angst und Entsetzen, flüsternd und leise besprachen sie sich über die grausenhafte Begebenheit. Da auf einmal war es ihnen, als sähen sie draußen, an ihren Fenstern vorüber einen weißen Schatten dahin schweben, als schaueten zwei große, funkelnde Augen zu ihnen herein. Sie sprangen empor, sie stürzten aus der Stube und hinaus aus dem Schlosse und schrieen es hinaus in die Stadt: „Die weiße Frau! Die weiße Frau!"

Ein paar Neugierige, die von dem Palais Schwarzenberg's daher kamen, hörten den Schreckensruf und schrieen ihn Anderen entgegen, und wie ein Sturmwind rollte er vorwärts, trieb er Alles hinein in die wirbelnden Kreise des Entsetzens und Grausens, brauste heulend dahin durch die Nacht,

drang hinein in das glänzend erleuchtete Palais Schwarzenberg's, hinein in den Tanzsaal, in welchem die ermatteten Paare im letzten Tanze sich drehten.

„Die weiße Frau! Die weiße Frau hat sich im Schlosse gezeigt!"

So tönt es anfangs leise, dann lauter, immer lauter durch die Säle, und die Tanzenden halten inne, und die Musik verstummt mitten in einem angefangenen Satz, denn der Kurfürst hat sich von seinem Spieltisch erhoben und die Kurfürstin hat die Prinzessinnen aus den Reihen der Tanzenden abrufen lassen.

Die weiße Frau ist im Schlosse gesehen worden!

Diese fürchterliche Kunde, welche seine Gemahlin ihm gebracht, hat den Kurfürsten aus seiner behaglichen Stimmung und seiner fröhlichen Weinlaune emporgeschreckt. Die weiße Frau bedroht ihn mit Todesgefahr! Dieser Gedanke erfüllt seine ganze Seele und macht ihn auf einmal ganz nüchtern und ernst.

Die weiße Frau hat sich im Schlosse gezeigt, seufzt die Kurfürstin, und mein Sohn Friedrich Wilhelm ist erkrankt. Ich muß zu ihm, ich muß zu meinem Sohn!

Die Equipage rollt dahin nach dem Schlosse.

Der Kurfürst drückt sich mißmuthig in die Ecke und denkt bei sich selber: „Wenn ich nur wüßte, ob sie weiße oder schwarze Handschuhe angehabt hat. Vielleicht hat sie mich nur warnen wollen, vielleicht ist es noch Zeit, dem Unheil zu entfliehen! Die Luft ist gar schlecht in Berlin, und ich ärgere mich hier zu viel. Als wir einfuhren in's Schloß, da wir von Königsberg kamen, strauchelte ein Pferd vor unserem Wagen und fiel. Das war ein böses Omen, und wir hätten es beachten und gleich wieder umkehren sollen! Vielleicht ist's noch Zeit, und wir könnten dem Unheil entfliehen, wenn wir heimkehrten nach Königsberg! Wenn ich nur wüßte, was für Handschuhe die weiße Frau getragen hat. —

Nun saget mir, was ist das für ein Mährchen von der weißen Frau? fragt Graf Schwarzenberg seinen Kammerjunker von Lehndorf, als die Gäste sich entfernt haben.

Excellenz, eine von den Schildwachen, welche heute den Dienst im Schlosse gehabt, kam in das Palais gestürzt und schrie wie in Raserei und Wahnsinn immerfort: „Die weiße Frau! Ich habe die weiße Frau gesehen! Ich muß den Kurfürsten sprechen! Ich habe die weiße Frau gesehen!" Ich versichere Eure Excellenz, es war wirklich schauer=

lich, den armen Menschen in seinem Entsetzen zu sehen, todesbleich, mit schlotternden Knieen, an allen Gliedern zitternd. Mich selber überschlich ein Grausen, und ich bin sonst eigentlich weder furchtsam noch abergläubig. Aber es ist ein so eigenthümliches Zusammentreffen, daß die weiße Frau gerade heute erscheint, da der Kurprinz so plötzlich erkrankt ist.

Ja, es ist ein eigenthümliches Zusammentreffen, sagte Schwarzenberg achselzuckend, und ich möchte wohl wissen, wie es zusammenhängt. Nun, ich denke es auch zu ergründen, und es wird sich dann wohl die Spukgeschichte in eine lächerliche Wirklichkeit auflösen. Man soll mir morgen früh die sämmtlichen Soldaten, welche diese Nacht im Schlosse den Dienst gehabt, hieher beordern. Ich will sie selber in's Verhör nehmen, auch soll man die Schloßcastellanin rufen. Es ist eine brave Frau von kühlem und nüchternem Verstande, und von ihr werde ich am besten erfahren, was es mit dieser Maskerade zu bedeuten hat. Gute Nacht, Lehndorf, schlafet Euren Schrecken aus, Ihr empfindsamer Mensch, den noch ein kindliches Gruseln überschleicht, wenn man ihm ein Ammenmährchen erzählt. Ich beneide Euch wahrhaftig um Euern Köhlerglauben, Ihr possirlicher Mensch!

Aber noch Eins: Was hat man für Nachrichten vom Herrn Kurprinzen?

Gnädigster Herr, nach der letzten Nachricht war etwas Ruhe eingetreten, und der Kurprinz war in einen tiefen Schlaf verfallen!

Sehr schön, sagte der Graf, in sein Cabinet eintretend. Gute Nacht, Lehndorf!

10.

Die Verfolgung.

Am nächsten Morgen hielt Graf Schwarzenberg mit sämmtlichen Schildwachen, welche in verwichener Nacht sich im Schlosse befunden, ein Verhör ab. Sie sagten Alle übereinstimmend aus, daß sie völlig wach und munter gewesen, als sie die weiße Frau gesehen. Die Schildwache vor den Kurprinzlichen Zimmern hatte sie in die Gemächer des Kurprinzen eintreten sehen, sie hatte sogar deutlich vernommen, wie die Thüre hinter ihr knarrend sich schloß. Sämmtliche Schildwachen betheuerten, daß sie später die weiße Frau außen vor den Fenstern der Wachtstube hätten vorüberschreiten sehen, daß sie sogar mit ihren großen schwarzen Augen in das Gemach zu ihnen herein geblickt hätte. Sie schauderten und bebten noch

heute bei der bloßen Erinnerung an die furchtbare Erscheinung und schwuren, daß sie lieber sterben, als noch einmal das entsetzliche Weib schauen möchten. — Dann als die Soldaten sich entfernt hatten, kam die Frau des Schloßcastellans, welche der Kammerjunker von Lehndorf herbeigerufen.

Und was saget Ihr zu dem Spuke dieser Nacht? fragte Graf Schwarzenberg, die Castellanin mit einem freundlichen Kopfnicken begrüßend.

Gnädigster Herr, erwiderte die alte Dame feierlich, ich sage, daß ein Mitglied der Kurfürstlichen Familie sterben wird.

Wie? Ihr, die verständige, kluge, geistreiche Frau Kühlwein, Ihr glaubt auch an die lächerliche Geschichte?

Gnädigster Herr, ich glaube an sie, weil ich die weiße Frau kenne und sie schon öfter gesehen habe.

Oh, sehet einmal, lächelte der Graf, Ihr rechnet die weiße Frau zu Euren Bekanntschaften, Ihr habt sie sogar schon öfter gesehen? Erzählet mir doch das ein wenig, meine liebe Frau Castellanin! Wann habet Ihr denn das Gespenst zuerst erblickt?

Es sind beinahe zwanzig Jahre her, gnädiger

Herr. Ich war damals erst ein Jahr lang in Berlin. Eure Gnaden wissen ja, ich war als Kammerfrau von Dero hochseliger Frau Gemahlin aus Venedig daher gekommen, und hatte die Dummheit begangen, den guten Dienst bei der Frau Gräfin selig aufzugeben und den jungen Castellan Kühlwein zu heirathen.

Und warum nennt Ihr das eine Dummheit? fragte Graf Schwarzenberg lachend. Ich habe immer geglaubt, Ihr lebtet in einer recht guten Ehe mit Eurem Manne?

Thue ich auch, Excellenz, aber es bleibt immer für ein Frauenzimmer, welche selbstständig leben kann, eine Dummheit, wenn sie sich einem Manne unterordnet. Und ich konnte selbstständig leben, erhielt ein so schönes Gehalt von Eurer Excellenz, stand in so hohen Gnaden bei der Frau Gräfin selig. Hat mich noch oft, da ich sie schon wegen meiner dummen Heirathsgeschichte verlassen mußte, zu sich rufen lassen, und wir haben zusammen geschwätzt von der schönen Heimath, von unserer geliebten Venetia. Ach, Excellenz, wir haben oft miteinander geweint und uns inbrünstig wieder zurückgesehnt nach der Lagunenstadt. Wer von dorther kommt, wird nimmer das Heimweh los, und wohin er auch gehet, und wie weit er auch

entfernt ist, sein Herz bleibt immer in Venedig zurück. Das hat mir die gnädige Gräfin gar oft gesagt, und dann weinte sie so recht bitterlich, und das that ihr so wohl, und —

Ihr wolltet mir erzählen, wann Ihr die weiße Frau zuerst gesehen, unterbrach sie Schwarzenberg, dem die Erinnerung an seine Gemahlin unbequem war, weil er wohl wußte, daß sie an seiner Seite wenig glückliche Tage verlebt hatte.

Es ist wahr, und ich bitte um Verzeihung Excellenz, erwiderte Frau Kühlwein. Es war also im Jahre 1619, als ich die weiße Frau zum ersten Male sah. Ich war spät in der Nacht aufgeblieben, denn es war einige Tage vor dem Weihnachtsfeste, und ich wollte nach der deutschen Sitte meinem Manne zu Weihnachten eine Bescheerung machen, hatte aber die Stickerei, die ich für ihn arbeitete, noch nicht beendet. So saß ich denn und nähete, als ich auf einmal es wie einen kalten Lufthauch an meiner Wange fühlte, wie als ob Jemand rasch an mir vorüberschritte. Ich sehe erschrocken auf, und da stehet eine große, weiße Frauengestalt vor mir, und schauet unter ihrem Schleier hervor mit blitzenden schwarzen Augen mich an, schreitet dann nach der Thüre hin,

aber ehe sie hinausgehet, hebt sie ihre Arme zum Himmel auf, und faltet die Hände, welche mit schwarzen Handschuhen bedeckt waren, wie im inbrünstigen Gebet ineinander. So stand sie eine Weile, dann war sie verschwunden, ohne daß ich die Thüre sich hatte öffnen oder schließen sehen. Ich hatte, so lange das Gespenst da war, ganz bewegungslos und starr da gesessen, es schien mir, als ob mein Herz still stände, ich wollte schreien, und konnte es nicht. Als sie aber fort war, da schrie ich fürchterlich, und mein Mann lief herbei, und ich bekam die Krämpfe und weinte und schrie viele Stunden lang. Mein Mann wollte mir zwar die ganze Sache ausreden, und ich mußte ihm versprechen, zu Niemandem darüber zu reden. Aber es half nichts, daß ich darüber schwieg, denn am andern Morgen wußten es doch alle Leute im Schlosse, daß sich die weiße Frau gezeigt hatte, denn es hatten sie gar Viele gesehen. Der alte Kurfürst Johann Sigismund bekam aber solche Angst vor der weißen Frau und fürchtete so sehr, sie würde auch zu ihm kommen, daß er selbigen Tages noch das Schloß verließ, und zu seinem Kammerdiener Freitag in der Poststraße zog. Dorten aber verstarb er schon nach zweien Tagen,

just zwei Tage vor dem Weihnachtsfeste.*) Die weiße Frau hatte also doch Recht mit ihren tiefen Trauerkleidern und ihren schwarzen Handschuhen.**) Es war nicht das Haupt der Familie gestorben, denn der alte Kurfürst hatte abgedankt, und der Kurfürst Georg Wilhelm war damals schon regierender Herr.

Wahrhaftig, das klingt ganz schauerlich, rief Graf Schwarzenberg, und da Ihr das Gespenst damals mit Euren eigenen Augen gesehen, will ich nicht dagegen streiten. Ihr sagtet aber, wie mich dünkt, Ihr hättet es zu öfteren Malen gesehen?

Noch zweimal, gnädiger Herr. Das zweite Mal war im Jahr 1625. Da stand sie wieder in einer Nacht mitten in meinem Zimmer, die weiße Frau, und erhob wieder ihre Arme zum Himmel, ehe sie hinausschritt, und hatte wieder schwarze

*) Historisch. Siehe: Allgemeines Archiv für die Geschichtskunde des preußischen Staates. Herausgegeben von Leopold von Ledebur. Vierter Band, S. 97.

**) Man bediente sich damals noch der weißen Farbe zur tiefen Trauer, und legte zur Halbtrauer schwarze Handschuhe an, deshalb erschien auch die weiße Frau, wenn sie den Tod des regierenden Herrn oder den seiner Gemahlin verkündete, ganz in Weiß, dagegen wenn nur ein Mitglied der Familie starb, in Weiß und schwarzen Handschuhen.

Handschuhe an. Am andern Tage aber starb der Bruder des Herrn Kurfürsten, der Markgraf Joachim Sigismund.*)

Und das dritte Mal?

Das dritte Mal sah ich die weiße Frau vor zehn Jahren, also 1628. Sie hatte wieder schwarze Handschuhe an, und diesmal auch einen schwarzen Schleier. Sie schritt wieder durch mein Zimmer hin, aber sie weinte nicht und rang nicht die Hände. Sie war auch dem Herrn Kurfürsten selber erschienen, und sie hatte zu ihm einige lateinische Worte gesprochen, die auf deutsch, wie mir mein Mann sagte, heißen würden: „Die Gerechtigkeit kommt über die Lebendigen und die Todten.“**)

Ich entsinne mich dieser letzten Geschichte recht wohl, sagte Graf Schwarzenberg mit einem seltsamen Lächeln. Kurfürstliche Gnaden waren sehr heftig erschrocken über das Gespenst, und man deutete es dahin aus, daß es durch sein Erscheinen die gräßlichen Kriegesjahre habe annonciren wollen, denn es starb Niemand in der Kurfürstlichen Familie. Nun saget mir doch, Frau Castellanin,

*) Siehe: Allgemeines Archiv, 2c. S. 98.

**) „Veni judicia vivos et mortuos“ hatte sie gesagt. Siehe: Buchholz, Brandenburgische Geschichte, III. S. 579.

um welche Zeit erschien Euch gestern die weiße Frau und wie war sie gekleidet?

Excellenz, das kann ich nicht so genau sagen, denn ich habe sie ja gestern nicht gesehen. Die Soldaten aber und auch der Nachtwächter versichern, daß sie ganz weiß gekleidet gewesen sei, was also den Tod einer gar hohen Person andeuten würde.

Ihr habt die weiße Frau gestern gar nicht gesehen? Ich denke, sie kommt immer durch Euer Gemach, Frau Kühlwein?

Sie hat diesmal einen andern Weg genommen, Excellenz, und etwas ganz Ungewöhnliches ist geschehen: sie ist auch außerhalb des Schlosses erschienen, denn die Soldaten behaupten, daß sie draußen vor ihren Fenstern vorbeigegangen sei, und der Nachtwächter, welcher gerade die Runde machte, schwört auch darauf, daß er eine weiße Gestalt habe an der Mauer dahinschweben sehen. Es scheint, die weiße Frau ist diesmal von der Spreeseite hergekommen, sie hat den großen Corridor gar nicht betreten, sondern hat sich gleich in die Kurprinzlichen Gemächer verfügt. Daß sie da hineingegangen, sagt die Schildwache, und sie hat ganz deutlich gehört, wie die Thüre knarrte und zuschlug, als sie hineinging.

Pflegte man sonst auch das Oeffnen und Zuschlagen der Thüre zu hören? fragte der Graf.

Nein, Excellenz, ich habe das niemals gehört, es schien mir immer, als ob die Thüre sich gar nicht öffne, und als ob die weiße Frau gleich einem Hauch entschwebe.

Und nur in die Kurprinzlichen Gemächer begab sie sich? Wisset Ihr, wer sich in denselben befand?

Niemand außer dem Kurprinzen und seinem Kammerdiener, wie ich höre. Ich selber war noch nicht heimgekehrt, als die Begebenheit stattgefunden. Eurer Excellenz Haushofmeisterin hatte mich zu dem gestrigen Feste zu ihrem Beistand eingeladen, und ich eilte erst nach Hause, als es ruchbar ward, daß die weiße Frau sich im Schlosse gezeigt habe.

Ihr habet aber sicherlich den Kammerdiener des Kurprinzen gesehen und ihn etwas ausgefraget?

Das ist der einzige Mensch im Schlosse, dem man weder mit bösen, noch mit guten Worten beikommen kann, Excellenz, und der sich nicht ausfragen läßt. Ich habe es allerdings versucht und ihn nach der weißen Frau gefragt, aber er erwiderte mir, er habe nichts gesehen, und glaube

nicht an Ammenmährchen. Er wisse nur, daß sein lieber junger Kurprinz krank sei, und weiter kümmere er sich um nichts.

Er ist also immer noch krank, der Herr Kurprinz? fragte Graf Schwarzenberg gleichgültig. Hat seinen Rausch noch immer nicht ausgeschlafen?

Gnädigster Herr, ich glaube nicht, daß es ein Rausch war, denn sonst würde der Prinz doch heute sicherlich wieder gesund sein! Es geht aber noch keineswegs besser mit ihm, und die Frau Kurfürstin, welche den Herrn Sohn heute früh besucht hat, ist in lautes Weinen ausgebrochen, als sie ihn gesehen hat, denn er soll ausschauen wie eine Leiche.

Hat er die Frau Kurfürstin erkannt? Hat er mit ihr gesprochen?

Er erkennt Niemand, er schlägt die Augen gar nicht auf, sondern liegt starr und steif da wie ein Todter, und wenn er nicht zuweilen Athem holte, würde man glauben, der Kurprinz sei schon gestorben. Das hat mir das Prinzeßchen selber vorher erzählt, als ich ihr zufälligerweise im Corridor begegnete, da sie aus den Gemächern des Herrn Bruders zurückkehrte. Der Leibmedicus aber hat gesagt, dieser Schlaf sei die glückliche

Folge seiner Medicin, und wenn der Kurprinz erwache, würde er ganz hergestellt sein. Er hat deshalb befohlen, daß Niemand mehr zu dem Prinzen eingelassen werde, und der Dietrich bewacht nun die Thüre wie ein Cerberus.

Und er thut wohl daran, Frau Kühlwein. Ich danke Euch für Eure Nachrichten, und wenn sich etwas Neues begeben sollte, so bitte ich Euch, daß Ihr unverzüglich zu mir kommt. Saget mir noch Eins: Glaubt Ihr wohl, daß das Gespenst heute Nacht wieder kommt? Ist es die Art der weißen Frau, daß sie sich öfter als einmal zeigt?

Mein Mann behauptet, wenn sie, wie dies Mal, ganz weiß erscheine, so käme sie immer drei Nächte hintereinander wieder. So sei es auch damals gewesen, als der Kurfürst Sigismund gestorben sei. Ich habe sie damals nur einmal gesehen, und sie hatte schwarze Handschuhe an, aber am nächsten Abend will sie mein Mann ganz weiß gekleidet auf der andern Seite des Schlosses gesehen haben, und am dritten Abend starb der Kurfürst.

Es wäre doch interessant und curios, wenn die weiße Frau heute Nacht wiederkäme. Ich wäre neugierig, das zu wissen, und — Nun, gehabt Euch wohl, Frau Kühlwein, und wenn Ihr etwas Neues erfahrt, so theilt es mir mit. Viel-

leicht komme ich heute Nacht selber hinüber in's Schloß.

Er reichte der alten Dame seine Hand dar, und ließ mit seinem Händedruck eine wohlgefüllte Börse in ihre Hand gleiten. Ihren Dank wehrte er mit einem kurzen Kopfnicken ab und winkte nach der Thür hin.

Die Castellanin entfernte sich, und Graf Schwarzenberg blieb, in tiefes Nachdenken versunken, in seinem Cabinet allein. Die Hände auf dem Rücken gefaltet, ging er lange Zeit auf und ab, sein Schritt war immer gleichmäßig, immer ruhig, sein Angesicht schien ganz heiter, ganz unbefangen, und doch war sein Inneres von Leidenschaften bewegt, und ein Sturm von Gefühlen tobte in seiner Brust.

Er lebt, er lebt noch immer, sagte er zu sich selber. Man könnte wahrhaftig glauben, daß er über sich einen Stern hat, der ihn behütet und bewacht. Es ist so gewesen von Kindheit auf, und ich habe zuweilen, wenn ich an ihn denke, ein seltsames Gefühl, das ich sonst niemals gekannt habe, — ich fürchte mich vor ihm. Er ist mein Todfeind, ich weiß es! Wenn ich ihn nicht bei Seite dränge, so thut er es mir! Wenn ich ihn nicht tödte, so tödtet er mich. Es war ein Act

der Nothwehr, daß ich ihn hinwegräumen wollte. Wenn er mißlingt, bin ich verloren, denn ich habe nicht so bald den Muth zu einem zweiten Versuche! Ich bin eben feig diesem jungen Menschen gegenüber, ich habe Furcht vor ihm! Er ist mein Fatum, mein böses Fatum! Und ich kann's nicht abwenden, kann nichts mehr unternehmen! Es fehlt mir ein Werkzeug. Oh, welch ein Narr ich war, den Rietzel zu entlassen! Hatte ihn mir weich geknetet mit seinen eigenen Sünden! Er war wie Wachs in meiner Hand, und wenn's dies Mal mißlang, hätte er's zum zweiten Male versuchen müssen. Ich hätte ihn dazu getrieben, und er hätte es thun müssen. Wenn jetzt der Kurprinz wirklich genesen sollte, so wird der Rietzel froh sein, wenn er's hört, denn er ist ein weichherziger Thor, und wär's nicht um der Rebekka willen gewesen, so hätte der Rietzel sich nimmer herbeigelassen, die That zu vollbringen. Selbst da er sie ausführte, blutete sein Herz, und — Herr, mein Gott, unterbrach er sich auf einmal selbst, welch ein Gedanke packt mich da an! Wenn dieser Rietzel —

Er verstummte und ließ sich auf einen Fauteuil niedergleiten und legte seine Hände vor sein Angesicht, um nichts zu sehen von der Außenwelt,

durch nichts gestört zu werden in seinem tiefen Nachdenken.

Lange saß er so da, lautlos, still. Dann ließ er die Hände niedergleiten von seinem Angesicht, das jetzt wieder seinen stolzen, ruhigen Ausdruck angenommen hatte, und erhob sich aus seinem Fauteuil.

Ich muß wissen, was diese Spukgeschichte zu bedeuten hat, sagte er leise vor sich hin. Nirgends ist das Gespenst gesehen worden, als nur im Vorzimmer des Kurprinzen. Es ist nicht gegangen wie andere Gespenster durch Wände und verschlossene Thüren, sondern es hat wie jedes Menschenkind die Thür öffnen und schließen müssen. Doch leugnet der alte Dietrich, daß die weiße Frau im Kurprinzlichen Gemach gewesen. Dann später hat man die weiße Frau außerhalb des Schlosses gesehen, sie ist also nicht durch die Luft entschwebt, sondern wie ein Menschenkind aus dem Schlosse hinaus gegangen. Es ist ein Complott, das ist klar. Man conspirirt mit dem Kurprinzen und benutzt die Maske zum sichern Eingang in das Schloß, oder es war am Ende gar der Nietzel, der dem Kurprinzen bekannte, was er gethan, vielleicht sogar, wenn er es vermochte, ihm Heilung brachte. Ich muß das ergründen! Ich

bin gewiß, da gestern Nacht die Täuschung so gut gelungen, wird sich die Erscheinung heute wiederholen. Darnach will ich meine Maßregeln treffen, und wenn es ist, dann möge sich die weiße Frau vor mir hüten, denn ich bin ein guter Geisterbanner! Ich gehe heute Nacht selbst in's Schloß! Und wo die Schildwachen fliehen, da gehe ich hin! Ah, wir wollen doch sehen, wer stärker ist, die weiße Frau, — oder der Statthalter in den Marken! —

Im Kurfürstlichen Schlosse herrschte den ganzen Tag eine trübe Stille, ein ängstliches Schweigen. Der Kurfürst selber blieb in seinem Cabinet und hatte sich den Hofprediger Johann Bergius rufen lassen, um mit ihm einige Stunden in frommen Gesprächen sich zu erbauen und mit ihm zu beten. Aber die furchtbare Ungewißheit, ob die weiße Frau in tiefer Trauer oder mit schwarzen Handschuhen erschienen sei, beunruhigte ihn noch immer, und so oft eine Thür sich aufthat, durchrieselte ihn ein Schauer, denn er meinte, die weiße Frau selber träte zu ihm ein, und sie komme, um ihn abzurufen.

Ich will fort, fort aus Berlin, sagte er sich immer wieder, ich will nach Königsberg zurückkehren, denn wenn ich hier bleibe, sterbe ich sicher-

lich vor Angst und Entsetzen. Ich mag nicht mit dem Gespenst in einem Hause wohnen. Ich will abreisen! Ach, da geht die Thür schon wieder auf! Wer ist es? Wer wagt es, einzutreten?

Ich bin es, mein Gemahl, sagte die Kurfürstin mit trauriger Stimme. Ich komme so eben von unserm Sohne!

Wie geht es ihm? fragte der Kurfürst gleichgültig. Hat er seinen Rausch endlich ausgeschlafen?

Ach, Georg, rief die Kurfürstin in Thränen ausbrechend, ich fürchte, er hat gar keinen Rausch gehabt, sondern er ist ernstlich krank. Die weiße Frau hat sich nicht ohne Grund gezeigt.

Wie, Ihr meint, sie wäre um unseres Sohnes willen gekommen? fragte der Kurfürst beinahe freudig. Ihr meint, es sei nicht um unsert — Er unterbrach sich und athmete hoch auf, denn es war ihm, als sei eine schwere Last von seiner Seele abgefallen. Ihr meinet wirklich, Frau Kurfürstin, fragte er dann, daß die weiße Frau um unseres Sohnes willen gekommen sei?

Ich fürchte es, ach, ich fürchte es! Mein Sohn ist krank, er wird vielleicht sterben, und unser Haus ist verwaiset und stirbt dahin und geht ruhmlos zu Grabe. Oh, mein Sohn! mein Sohn!

Ich hatte auf ihn alle meine Hoffnungen gebauet, und wenn ich an ihn dachte, erschien mir die Zukunft leuchtend und hell!

Und wenn er nicht mehr da wäre, so würde sie Euch gar dunkel und trübe erscheinen, obwohl ich, Euer Gemahl, an Eurer Seite verbleibe und Euch billig ein Trost sein sollte, rief der Kurfürst zornig. Seid alle Zeit eine gar kalte Gemahlin gegen mich und eine gar zärtliche Mutter gegen den Sohn gewesen, und es ist schier ein Aergerniß, zu sehen, wie Ihr den Sohn liebt und den Vater vernachlässigt. Machet da ein Geschrei und ein Aufhebens, als ob ein großes Unglück sich begeben hätte, bloß weil der Herr Sohn einen schlimmen Rausch sich angetrunken und am Katzenjammer leidet, wie der Leibmedicus sagt.

Aber ich sage Euch, Georg, der Kurprinz ist krank, und die weiße Frau —

Ich will nichts mehr davon hören, unterbrach sie der Kurfürst heftig, es ist ein albernes und thörichtes Geschwätz, das gar keinen Glauben verdient. Jedermann liegt Einem heute damit in den Ohren, es ist schier unausstehlich, es mit anzuhören. Ich wollt', ich wäre nur erst fort von hier, daß man die langweilige Spukgeschichte los würde, und nicht mehr so viel Aergerniß und

Kummer hätte. In Königsberg kann man wenigstens in Ruhe und Stille leben, und sieht nicht immer verdrießliche Gesichter, und hört nicht immer von Krieg und Pestilenz. Im Königsberger Schloß hat sich auch die weiße Frau noch niemals gezeigt, und da giebt es keine Nachtgespenster.

Laßt uns nach Königsberg zurückkehren, Georg, rief die Kurfürstin. Thut es um unseres Sohnes willen, denn ich sage Euch, wenn wir hier bleiben, so ist er verloren! Der Tod stehet hier fortwährend an seiner Seite und bedrohet sein junges, kostbares Leben! Fraget mich nicht, was ich denke und wie ich das meine, kann's mir selber nicht erklären, aber ich fühle, daß ich Recht habe und daß er verloren ist, wenn wir nicht schleunig abreisen! Gebt nur dies eine Mal meinen Bitten und Vorstellungen Gehör, mein Gemahl! Lasset uns abreisen, bevor es zu spät ist!

Nun ja denn, Elisabeth, ich will Euch den Willen thun, sagte Georg Wilhelm, welcher froh war, daß er seiner Gemahlin gewähren konnte, was er selber so sehnlich wünschte. Ja, wir wollen schleunig abreisen, da Ihr es denn so dringend begehret.

Die Kurfürstin legte sanft ihren Arm um den Nacken des Gemahls und drückte einen Kuß auf

seine Stirn. Ich danke Euch, Georg, flüsterte sie, Ihr habet unsern Sohn vielleicht vom Tode gerettet. Der gnädige Gott wird geben, daß er dieses Mal noch wieder gesund wird und mit dem Leben davon kommt, und sobald wir das wissen, lasset uns abreisen.

Treffet also Eure Vorbereitungen, Frau Kurfürstin, denn ich sage Euch, der zärtlich geliebte Herr Sohn hat nichts als einen Katzenjammer, und morgen wird er wieder hergestellt sein.

Gebe Gott, daß Ihr die Wahrheit sprecht, Georg. So lasset uns denn übermorgen, Mittwoch, abreisen. Aber höret, ich habe noch eine Bitte. Saget zu Niemand von unserer Abreise. Lasset uns ganz in der Stille unsere Vorbereitungen treffen!

Meinetwegen, brummte der Kurfürst. Die Hauptsache ist, daß wir nur fort kommen von hier. Der Aufenthalt hier ist mir ganz verhaßt, seit ich neulich bei der Heimkehr des Sohnes das Geschrei und Gebrüll des Volkes gehört habe. Ich mag nicht leben in einer Stadt, wo der Straßenpöbel sich untersteht, in die Regierung mit drein reden zu wollen, und seinem Landesherrn sogar vorschreiben will, seinen Minister zu entlassen. Es ist ein aufrührerischer superkluger

Pöbel, der Berliner und Cölner Pöbel, und ich werde mich erst wieder froh und ruhig fühlen, wenn ich von hier fort bin.

Und auch ich, Georg, auch ich werde mich erst wieder ruhig fühlen, wenn wir von hier fort sind und wenn der Sohn uns begleiten kann. Ich gehe jetzt gleich an's Werk, um Alles zur Abreise vorzubereiten und mit den Töchtern mich zu berathen. Zuerst aber will ich sehen, wie es dem Sohne ergeht.

Die Kurfürstin eilte wieder zurück in die Gemächer des Kurprinzen, und der alte Dietrich kam ihr mit freudestrahlendem Gesichte entgegen, um ihr zu verkünden, daß der Kurprinz erwacht sei und sich vollkommen wohl fühle. Nur empfinde er noch eine große Mattigkeit in den Gliedern und der Kopf sei ihm schwer. Der Leibarzt sei da gewesen und habe befohlen, daß der Prinz sich heute ganz ruhig halte und mit Niemand spreche, auch das Bett nicht verlasse, dann werde er morgen ganz wieder hergestellt sein.

So will ich denn nicht zu ihm sprechen, rief die Kurfürstin, nur einmal ihn ansehen und einen Kuß auf seine Stirn drücken.

Sie trat in das Schlafzimmer des Sohnes und eilte zu seinem Lager hin. Der Kurprinz

lächelte ihr entgegen und seine großen Augen grüßten sie mit zärtlichen Blicken. Er öffnete schon den Mund, um zu sprechen, aber die Kurfürstin legte schnell ihre Hand auf seine Lippen.

Sprich nicht, mein Friedrich, flüsterte sie leise. Schlafe und sei ruhig und wisse, daß Deine Mutter Dich zärtlich liebt. Um meinetwillen, mein Sohn, verhalte Dich heute noch still und verlasse das Lager nicht und sprich zu Niemand. Willst Du mir das versprechen?

Er nickte lächelnd und drückte einen Kuß auf die Hand, welche die Mutter noch immer auf seine Lippen hielt.

Die Kurfürstin eilte von dannen und Friedrich Wilhelm blieb wieder allein mit seinem alten Kammerdiener.

Jetzt, Dietrich, flüsterte er leise, jetzt halte Wache, daß Niemand hieher kommt und laß uns in Ruhe die Nacht erwarten.

Eure Gnaden vermeinen also, daß die weiße Frau in der vorigen Nacht eine gute Arzenei gebracht hat und daß sie wiederkommt, nicht wahr?

Ich bin davon überzeugt, mein guter Alter. Gott hat sie zu meiner Rettung gesandt. Gott will nicht, daß ich schon jetzt sterbe!

Der Name des Herrn sei gelobt und gepriesen,

murmelte Dietrich, indem er zu inbrünstigem Gebet auf seine Kniee niedersank.

Tiefe Stille herrschte nun den ganzen Tag über in dem Kurprinzlichen Gemach, denn Niemand durfte dasselbe betreten. Der Leibmedicus selbst, welcher gegen Abend kam, schauete nur durch die Spalte der Thüre herein, und nickte ganz zufrieden, als Dietrich ihn flüsternd erzählte, daß der Kurprinz wieder in einen ruhigen Schlaf verfallen sei.

Ich wußte es, sagte Doctor Weiße gravitätisch. Meine Arzenei war darauf berechnet, daß er sich gesund schlafen solle, und es wundert mich gar nicht, daß meine Berechnungen genau eintreffen. Morgen ist der Kurprinz vollkommen wieder gesund, das heißt, wenn er bis dahin meine Medicin regelmäßig einnimmt. Sie ist doch hoffentlich zum zweiten Male gemacht worden?

Ja wohl, Herr Leibmedicus, und der Kurprinz hat schon die zweite Flasche zur Hälfte wieder geleert.

Der Leibmedicus nickte gravitätisch und begab sich zur Kurfürstin, um ihr zru melden, daß der Kurprinz im Begriffe gewesen, ein hitziges Nervenfieber zu bekommen, daß die richtigen Medicamente aber, welche er ihm gegeben, dieses Unheil

abgewendet und den Prinzen von schwerer Gefahr erlöst hätten.

Der alte Dietrich aber goß nach wie vor in jeder Viertelstunde einen Löffel Medicin bei Seite, und als die Nacht hereinbrach, war die Fasche leer.

Und nun hatte sie sich herniedergesenkt mit ihren schwarzen Schleiern, mit ihrer Geräuschlosigkeit und Stille, die ersehnte Nacht. Tiefes Schweigen herrschte im ganzen Schloß, nirgends hörte man mehr ein lautes Wort, kein Mensch mehr ließ sich in den Gängen und Corridoren sehen. Jedermann hatte sich beeilt, vor dem Hereinbrechen der verhängnißvollen Stunde in seinem Bette liegen und die Augen schließen zu können, denn Jedermann fürchtete, daß das Gespenst der vorigen Nacht wieder umgehen und sich ihm zeigen möge.

Die Schildwachen auf dem Corridor zu den Kurfürstlichen und in dem Vorplatz zu den Kurprinzlichen Gemächern wagten es nicht, auf und ab zu gehen, denn das Geräusch ihrer eigenen Schritte erschreckte sie, und der dunkle Schatten ihrer eigenen Gestalt, den die düstere Oellampe auf den Fußboden warf, flößte ihnen ein unaussprechliches Grausen ein.

Die Schildwachen hatten sich daher steif und starr neben den Thüren aufgestellt, fest entschlossen, sobald das furchtbare Gespenst sich wieder zeige, Reißaus zu nehmen und in die Wachtstube zurückzukehren. Und sie waren zum Glücke dazu gewissermaßen berechtigt, denn beim Ablösen der Posten hatten die Soldaten, welche die Posten bezogen, vom Herrn Statthalter in den Marken den Befehl erhalten, sobald sich etwas Verdächtiges zeige, sofort davon drunten in der Wachtstube Anzeige zu machen.

Um sofort Anzeige machen zu können, mußte man also Reißaus nehmen und seinen Posten verlassen dürfen. Dies war der einzige Trost des Soldaten, der auf dem Vorplatze der Kurprinzlichen Gemächer seinen Stand hatte, und deshalb blieb er dicht neben der Thüre, welche nur angelehnt war, damit er desto schneller hinaus könne auf den großen Hauptcorridor, und desto schneller sich mit den dortigen Schildwachen zur Flucht vereinigen könnte. Dennoch wagte er es nicht, die Augen aufzuschlagen, und sein Herz klopfte so laut, daß es ihm den Athem versetzte.

Jetzt begann die große Domuhr mit lauten gewichtigen Schlägen die Mitternachtsstunde zu verkünden. Die Uhr am Schloßthurm gab Ant-

wort darauf, und dann hörte man auch die Wanduhr im großen Corridor langsam und feierlich zwölfmal anschlagen.

Der Soldat drückte die Augen zu und murmelte mit zitternden Lippen: Alle guten Geister loben Gott den Herrn! — Die Uhren hatten ausgedröhnt, und nun ward wieder Alles still.

Der Soldat wagte es, seine Augen wieder zu öffnen, und da noch immer kein Geräusch die Stille unterbrach, ließ er langsam und schüchtern seine Blicke durch die Halle schweifen. Die beiden hängenden Oellampen an beiden Seiten der Thüre zu dem Vorzimmer des Kurprinzen brannten hell genug, um den ganzen Raum überschauen zu können. Der Soldat sah Alles ganz deutlich. Dort die Thüre mit den Lampen, hier die Thüre, neben welcher er lehnte, drüben an der Wand die beiden großen Schränke von schwarzem Holz mit dem wunderlichen Schnitzwerk, und zwischen den beiden Schränken die kleine schmale Thür.

Diese Thüre fing an ihn zu beunruhigen. Wohin führte sie? Warum stand keine Wache vor derselben? War sie verschlossen oder war sie nur angelehnt?

Er fragte sich das Alles mit hochklopfendem Herzen, und konnte seine Blicke nicht abwenden

von dieser kleinen Thüre, welche er sonst niemals beachtet hatte. Jetzt war's ihm, als ob sie sich bewege, — ein kaltes Grausen durchrieselte seine ganze Gestalt.

Ja, es war keine Täuschung! Ja, die Thür öffnete sich, und da stand sie, die weiße Frau, und da schritt sie vorwärts in ihren langen, wallenden Gewändern!

Der Soldat schrie nicht, denn das Entsetzen hatte sogar den Schrei auf seiner Lippe festgebannt, er riß die Thür auf und stürzte in den Corridor, und sein todesbleiches und entsetztes Angesicht brachte rascher als alle Worte den beiden Schildwachen dort die furchtbare Kunde, und alle Drei rannten sie den Corridor hinunter nach der Ausgangsthür, die Treppe hinunter über den großen Vorflur und hinein jetzt in die Wachtstube.

Die weiße Frau! Die weiße Frau! ächzten und keuchten sie.

Wo war sie? Wer hat sie gesehen? fragte eine Gestalt, die aus dem dunkeln Hintergrunde des Zimmers zu ihnen herantrat; und wie jetzt der Schein der Lampe diese Gestalt beleuchtete, erkannten die Soldaten sie sehr wohl, — es war der Herr Statthalter in den Marken selber, der da vor ihnen stand, und hinter ihm sahen sie seinen

Kammerjunker von Lehndorf und den Polizeimeister Brandt.

Wer von Euch hat die weiße Frau gesehen? fragte der Graf von Schwarzenberg noch einmal.

Ich, gnädigster Herr, stammelte einer von den Dreien mühsam. Ich hatte die Wache vor den Kurprinzlichen Gemächern, und ich sah die weiße Frau durch die kleine Thür zwischen den beiden Schränken eintreten.

Und wohin ging sie?

Das habe ich nicht gesehen, Eure Excellenz, denn —

Denn Du liefst sogleich davon, ergänzte Graf Schwarzenberg. Und Ihr anderen Beiden! Ihr standet auf dem großen Corridor? Habt Ihr die Erscheinung auch gesehen?

Nein, Excellenz, wir haben sie nicht gesehen. Sie ist nicht durch den großen Corridor gekommen.

Ihr habt sie nicht gesehen? Warum seid Ihr denn davongelaufen?

Excellenz, wir liefen davon, weil — weil — wir wissen es selber nicht.

Nun, ich weiß es, rief der Graf achselzuckend. Ihr lieft davon, weil Ihr feige Memmen seid! Still! Keine Entschuldigungen jetzt! Wir sprechen morgen früh darüber! Ihr bleibt hier in der

Wachtstube! Ich selber will hinauf und sehen, was für eine Albernheit Euch Hasenfüße erschreckt hat. Lehndorf und Brandt, Ihr Beide bleibt hier und wartet auf meine Wiederkehr.

Aber gnädigster Herr, bat der Kammerjunker, ich bitte doch um Erlaubniß, Euch folgen zu dürfen. Man kann doch nicht wissen —

Ob die weiße Frau mich nicht erdrosselt oder erdolcht, wollt Ihr sagen? Nein, Lehndorf, ich fürchte mich vor keinem Weibsbild, und es schreckt mich nicht, ob sie weiße oder schwarze Gewänder trägt. Ich bin gut bewaffnet, und ich denke, die weiße Frau soll an mir ihren Mann finden. Ihr bleibet Alle hier; aber wenn ich in einer Stunde noch nicht zurückgekehrt sein sollte, dann mögt Ihr die Treppe herauf kommen und nachsehen, ob die weiße Frau mich durch die Luft entführt hat. Bis dahin bleibt Alle hier. Wer von Euch, wandte er sich an die Soldaten, wer von Euch hatte die Wache vor den Kurprinzlichen Zimmern?

Excellenz, ich war es, sagte der Soldat vortretend.

Woher kam die weiße Frau?

Sie kam durch die Thür, welche auf dem Vorplatz zwischen den beiden großen Schränken sich befindet.

Es ist gut! Bleibet Alle zurück! Und wie gesagt, Lehndorf, wenn ich in einer Stunde noch nicht zurück bin, dann kommt!

Er nickte dem Kammerjunker freundlich zu und schritt aus dem Gemache hinaus. —

Droben in dem Schlafgemache des Kurprinzen war die weiße Frau indeß mit glühender Ungeduld erwartet worden. Dietrich hatte schon eine Viertelstunde an der Thür des Vorzimmers gestanden und mit hochklopfendem Herzen ihrem Erscheinen entgegen geharrt. Der Kurprinz hatte sich mühsam mit dem Oberkörper emporgerichtet, und sich auf den Ellenbogen aufstützend, mit erhobenem Haupte hatte er, seit die Mitternachtsstunde geschlagen, nach der Thüre hingehorcht.

Und jetzt, jetzt that sich die Thür auf, und die weiße Frau schritt herein. Leisen, schwebenden Ganges, mit zurückgeschlagenem Schleier kam sie zu dem Bette des Prinzen heran, und da sie ihn aufgerichtet sah, flog ein Lächeln über ihr bleiches Gesicht.

Du siehst, Kurprinz Friedrich Wilhelm, ich habe Dich nicht betrogen, sagte sie, Du lebst, und Du wirst jetzt ganz genesen!

Ja, ich glaube es, daß ich genesen werde, er-

widerte der Kurprinz, Du wirst meine Retterin sein!

Ich frage nichts danach, sagte sie, langsam ihr Haupt schüttelnd. Ich bin nicht um Deinetwillen hier, sondern um meines armen Gabriels willen, um seine Seele zu erlösen und um sein Herz von Schuld zu entsühnen. Ich darf nicht viele Worte machen, denn die Zeit drängt und jede Minute vergrößert meine Gefahr. Das Gerücht von der weißen Frau hat sich durch die ganze Stadt verbreitet, und es kann leicht geschehen, daß man mir heute nachspürt, daß Graf Schwarzenberg's Argwohn rege geworden. Er ist ein entsetzlicher Mann, und ich fürchte mich vor ihm.

Und dennoch seid Ihr hieher gekommen? Habt die Gefahr nicht gescheuet, um mich zu retten?

Habe die Gefahr nicht gescheuet, um vor meinen Geliebten hintreten und ihm sagen zu können: „Hebe Dein Haupt wieder empor und sei fröhlich im Herrn; das Verbrechen ist von Deinem Haupte genommen, Du bist kein Mörder, denn der Kurprinz lebt.“ Eines nur möchte ich noch hinzufügen können, und ich bitte Dich, Herr, daß Du es mir gestatten wolltest. Sage, daß Du Gabriel Nietzel verzeihen willst.

Ich verzeihe Gabriel Nietzel von ganzem Herzen, und niemals werde ich ihn strafen wollen für das, was er mir gethan! Du hast sein Verbrechen gesühnt, und möge Gott ihm vergeben, wie ich es thue.

Ich danke Euch, Herr! Und nun nehmet Euren zweiten Trank!

Sie nahm das Fläschchen, goß den Rest des Inhalts in ein Glas und reichte es dem Prinzen dar.

Trinke und sei frohen Muthes, sagte sie, denn Du wirst morgen früh aufwachen als ein Gesunder. Der Todesengel ist an Dir vorübergerauscht, nimm Dich wohl in Acht, daß Du nicht zum zweiten Male seinen Krallen begegnest. Fliehe vor ihm, so weit Du kannst. Da, nimm, trinke Dir Leben und Gesundheit aus diesem Glase, und der Herr unser Gott sei mit Dir auf allen Deinen Wegen!

Ich danke Dir, und gesegnet seiest auch Du! Und der Kurprinz nahm das Glas aus ihren Händen und trank es aus.

Es ist vollbracht, sagte Rebekka, aus tiefster Seele aufseufzend. Jetzt kann ich heimkehren zu meinem Geliebten und zu meinem Kinde. Lebet wohl.

Gebt mir Eure Hand zum Abschied, bat Friedrich Wilhelm, laßt mich von Euch wie von einer Freundin Abschied nehmen.

Sie reichte ihm unter dem Schleier hervor ihre kleine weiße Hand darauf, und er drückte sie herzlich in der seinen. Ihr seid ein edles, hochherziges Weib, sagte er, und ich werde Eurer immer in Dankbarkeit und Freundschaft gedenken. Ich schulde Euch mein Leben; das ist wahrlich eine große Schuld, und Ihr wäret großmüthig, wenn Ihr mir irgend etwas andeuten könntet, wodurch ich ein weniges von ihr abtragen könnte. Ich bitte Euch, saget mir irgend etwas, wodurch ich Euch meine Dankbarkeit bezeigen kann!

Ich will es thun, Herr! Wenn Du einst Kurfürst bist, und ein regierender Herr in Deinen Landen, so habe Mitleid mit Denen, welche erniedrigt und geknechtet sind, so schone der Juden!

Sie wandte sich um, zog ihren Schleier über ihr Haupt und schwebte hinaus.

Mein Werk ist vollbracht! Mein Geliebter ist entsühnt! jubelte ihre Seele. Wie getragen von Glück und Seligkeit schwebte sie durch das Vorzimmer hin und trat hinaus auf den Vorplatz.

Alles war still hier und lautlos, und sie sah

es gar nicht, daß die Schildwache nicht mehr dort drüben an der Thüre stand. Ihre Gedanken waren der Gegenwart entrückt, ihre Seele war fernab bei ihm, den sie liebte, für den sie ihr Leben gewagt.

So schwebte sie durch den großen Raum dahin und näherte sich der Thüre zwischen den beiden Schränken. Da auf einmal schrak sie zusammen und prallte zurück, und die hohe Männergestalt, die vor dieser Thüre gestanden, sprang vorwärts, und faßte mit heftigem Griff nach ihrem Schleier und riß ihn ungestüm von ihrem Haupte nieder.

Rebekka!

Graf Schwarzenberg! so tönte es von Beider Lippen, und einen Moment schauten sie einander an mit flammenden Augen.

Sie las in seinen Blicken ihr Todesurtheil! Aber sie wollte nicht sterben! Nein, sie wollte nicht sterben! Sie wollte ihren Geliebten, ihr Kind wiedersehen!

Mit einem schnellen Ruck riß sie sich los, machte sie ihren Arm frei von der Hand, die sie gepackt hielt. Sie wußte nicht, was sie thun, wohin sie sich flüchten wollte. Sie hatte nur ein unbestimmtes Bewußtsein, daß das Alleinsein mit

ihm ihr tödtlich wäre, daß sie gerettet sein würde, wenn sie aus dem Schlosse hinaus sei.

Draußen auf der Straße wird Schwarzenberg nicht wagen, sie anzugreifen, denn er weiß, daß sie sein Geheimniß kennt, und daß sie ihn anklagen wird.

Nur nicht allein sein mit ihm! Nur hinaus aus dem Schloß!

Sie fliegt über den Vorplatz, sie reißt die Thüre zu dem langen Corridor auf und springt ihn hinunter wie ein gehetztes Reh.

Aber der Verfolger ist hinter ihr, dicht hinter ihr! Sie hört seinen Athem, jetzt streckt er die Hand nach ihr aus — sie fühlt seine Berührung, und auf's Neue reißt sie sich los und fliegt vorwärts.

Da ist das Ende des Corridors, und da, da ist die kleine Treppe, welche in die oberen Etagen hinauf führet. Sie kennt den Weg, oh, sie kennt den Weg.

Droben ist wieder ein langer Corridor, und wenn sie von der Treppe aus sich rechts wendet, so kommt sie zu der großen Treppe, und die wird sie hinunter eilen, und da wohnt die Castellanin, sie wird rufen, schreien!

Oh, wenn sie nur erst so weit wäre!

Sie fliegt die kleine Treppe hinauf, aber sie fühlt den Verfolger dicht an ihren Fersen. Und wie sie die oberste Stufe erreicht hat, da legt sich seine Hand wie die Tatze eines Löwen ihr auf die Schulter.

Stehe still oder ich erwürge Dich! murmelt er mit drohender Stimme. Stehe still und ich schwöre Dir, daß ich Dich nicht tödten werde!

Nein, nein, ich glaube Dir nicht, keucht sie, und mit ihren beiden Händen packt sie seine Hand und stößt sie zurück. Nur vorwärts, vorwärts! Sie weiß nicht mehr, ob sie zur Rechten oder zur Linken sich wendet, sie rennt den matt erleuchteten Corridor hinunter, und er ihr nach, ihr nach!

Oh Gott, oh Gott, da ist keine Treppe! Sie hat den Weg verfehlt! Kein Ausweg mehr! Keine Flucht! Der Fürchterliche ist hinter ihr! Sie kann ihm nicht mehr entgehen! Er wird sie ermorden, denn sie weiß sein Geheimniß! Kein Ausweg mehr, keine Rettung!

Aber da, am Ende des Corridors, da ist eine Thür! Wenn es ihr gelänge, sie zu öffnen, hinein zu springen in das Gemach, die Thüre zu schließen und den Riegel vorzuschieben.

Gott stehe mir bei! Gott stehe mir bei!

Sie ruft es laut und fliegt zu der Thüre, und

reißt sie auf und stürzt durch sie hindurch, und — da stemmt seine Gestalt sich gegen die Thüre, sie kann sie nicht schließen, sie kann den Riegel nicht vorschieben.

Er ist da, mit ihr zusammen in dem kleinen Gemach, das keinen andern Ausweg hat. Mit ihr in dem kleinen abgelegenen Raum, in welchem Niemand sich befindet außer ihnen Beiden! Kein Retter!

Sie stürzt auf ihre Kniee nieder und hebt ihre Arme flehend zu ihm empor. Oh Herr, oh Herr, Erbarmen! Tödtet mich nicht! Ich will schweigen wie das Grab!

Wie das Grab! wiederholt er mit einem rauhen Lachen.

Er beugt sich zu ihr nieder und es funkelt etwas Helles, Blitzendes in seiner Hand! Sie sieht's, sieht's ganz deutlich, denn es ist eine helle Sommernacht, und ihre Augen sind an die Dunkelheit gewöhnt.

Oh, allmächtiger Gott, Ihr wollt mich ermorden! Gnade, Herr, Gnade! —

Er hat die Thüre hinter ihnen Beiden geschlossen, aber der Schrei ihrer Todesangst ist doch durch die Thür hinaus gedrungen auf den Corridor. Niemand hört ihn. Alle die Zimmer hier

in der oberen Etage sind unbewohnt und öde, und aus Oekonomie hat man sonst in diesen oberen Räumen die Corridore und Treppen unbeleuchtet gelassen. Heute indessen hat der Herr Statthalter, als die Nacht hereinbrach, der Castellanin Kühlwein selber den Befehl gebracht, es sollten diese Nacht alle Gänge und Flurplätze und Treppen im ganzen Schloß hell erleuchtet werden. Und so ist es geschehen, und selbst in der abgelegenen oberen Etage brennen die Lampen auf dem Corridor.

Wie öde und lang dieser Corridor ist! Nicht das leiseste Geräusch unterbricht mehr die Stille, seit die Beiden in jenes Gemach hineingesprungen sind.

Aber jetzt! Ein furchtbarer gellender Schrei! Ein Todesschrei! Er dringt durch die Thür und zittert in einem langen Wiederhall den Corridor hinunter. Es klingt wie Seufzen und Weinen unsichtbarer Geister.

Dann unterbricht nichts mehr das öde Schweigen! Nichts mehr!

Doch jetzt öffnet sich die Thüre wieder und Graf Schwarzenberg tritt hinaus auf den Corridor.

Er ist allein.

Er verschließt die Thüre und steckt den Schlüssel zu sich.

Dann geht er festen, ruhigen Schrittes den Corridor hinunter, über die kleine Treppe hinab, und weiter in ruhiger, stolzer Haltung hinab über die große Treppe, hinein in die Wachtstube.

Gott sei gelobt, Excellenz, daß Ihr da seid, ruft Lehndorf, ihm entgegeneilend.

Graf Schwarzenberg nickt ihm zu und wendet sich dann an die Soldaten, die steif und lautlos dastehen.

Was für alberne Narren Ihr seid, sagte er achselzuckend. Um Euch Soldaten in die Flucht zu jagen, braucht's keiner Kanonen, sondern nur ein paar weißer Katzen. Eine weiße Katze war's, die Euch Hasenfüße verjagt hat. Ich sah sie vor mir herspringen den großen Corridor entlang, und folgte ihr in die obere Etage. Da schlüpfte sie in eine offenstehende Thür, die letzte Thüre droben im oberen Corridor. Ich sprang ihr nach in das kleine Gemach, aber sie mußte schon einen Ausweg gefunden haben, denn ich konnte sie nirgends mehr finden, und das ist das einzige Wunderbare an der ganzen Geschichte, denn die Fenster waren geschlossen. Ich befehle Euch übrigens,

nichts verlauten zu lassen von dieser Geschichte, damit sich keine albernen Mährchen verbreiten.

Die Soldaten hörten ihm in ehrerbietigem Schweigen zu; aber am andern Morgen wußte man im ganzen Schlosse, und bald auch in der ganzen Stadt, daß die weiße Frau sich diese Nacht wieder gezeigt, und daß sie zuletzt, da man sie verfolgte, in Gestalt einer weißen Katze in einem Zimmer der oberen Etage des Schlosses verschwunden wäre.

Seitdem wagte sich Niemand mehr hinauf in die obere Etage, und da dieselbe unbewohnt stand, war es auch nicht nöthig, dort Schildwachen auszustellen.

12.

Der Abschied.

Als der Kurprinz am andern Morgen nach einem langen erquicklichen Schlafe erwachte, fiel sein erster Blick auf den alten treuen Kammerdiener, welcher mit freudestrahlendem Gesichte vor seinem Lager stand.

Nun, Dietrich, fragte Friedrich Wilhelm, Du schauest ja so glückselig drein? Was hat denn Dein altes Gesicht seit gestern so verwandelt?

Euer Gesicht, gnädigster Herr, hat das gethan, denn Euer Gesicht ist auch verwandelt. Eure Wangen sind nicht mehr todesbleich, Eure Züge sind nicht mehr verzerrt, Eure Durchlaucht schauen ganz und gar aus wie ein Genesender, etwas bleich zwar, aber die Lippen sind wieder roth und die Augen glänzen wieder. Ach, gnädiger Herr,

die liebe weiße Frau hat also Wort gehalten, sie hat Euch gerettet!

Gottes Segen über sie, sagte der Kurprinz feierlich. Aber höre, Alter, sage zu Niemanden, ich sei gerettet worden. Du darfst solche verfängliche Worte gar nicht gebrauchen, du darfst sie nicht einmal denken. Ich hatte nicht nöthig gerettet zu werden, denn ich war ja in gar keiner Gefahr. Ich bin überhaupt gar nicht krank gewesen, sondern habe mich nur übernommen in Wein und habe den Katzenjammer gehabt, hörst Du, Alter, ich habe zwei Tage lang den Katzenjammer gehabt, das sollst Du zu Jedermann sagen!

Ich werd's thun, Durchlaucht, da Ihr es befehlt, aber es ist eine Sünde und Schande, daß ich selber meinen geliebten jungen Herrn so verleumden soll, der doch gar ein so nüchterner, gesetzter Prinz ist.

Nun Dietrich, sagte der Kurprinz mit einem traurigen Lächeln, Du lobst mich doch wohl über die Gebühr. Gar so nüchtern war ich in Holland wohl nicht.

Nein, Herr, in dem lieben, gesegneten Holland, da war's freilich ein anderes Leben, da war's wie im Himmel, und wenn ich da Eure Gnaden

ansah, so war's mir immer, als sähe ich den Erzengel Sanct Georg selber, so kühn, so muthig, so glückselig schautet Ihr drein.

Und so fühlte ich mich auch, sagte der Prinz leise vor sich hin. Das ist nun Alles vorüber, Alles! Der köstliche Rausch des Glückes ist zu Ende, und ich bin entnüchtert. Ja, ja, sagte er dann laut, sich gewaltsam aufraffend, Du hast ganz Recht, alter Dietrich, ich bin ein ganz nüchterner, gesetzter Prinz, und so hilf denn Du nun dem nüchternen und gesetzten Prinzen, daß er sich ankleidet und zu dem Herrn Kurfürsten und der Frau Kurfürstin sich begiebt, um sich gesund zu vermelden. —

Und nachdem der Kurprinz mit Hülfe seines getreuen Dietrich seine Toilette gemacht, begab er sich in die Kurfürstlichen Gemächer, um dem Kurfürsten seine Aufwartung zu machen.

Georg Wilhelm empfing den Sohn mit ziemlich verdrießlicher Miene, und ließ nur einen einzigen gleichgültigen Blick über ihn hingleiten.

Siehst noch immer sehr blaß und angegriffen aus, sagte er ruhig. Ist für einen Prinzen keine sonderliche Ehre, daß ein paar Gläser Wein ihn umstoßen, und er hinfällig wird, als hätte eine Kanonenkugel in der Schlacht ihn blessirt.

Gnädigster Herr, erwiderte Friedrich Wilhelm lächelnd, ich hoffe es Eurer Durchlaucht noch dereinst zu beweisen, daß ich Kanonenkugeln besser vertragen kann, als den Wein des Grafen Schwarzenberg, und daß ich einer Batterie von Kanonen tapferer gegenüberstehe, als einer Batterie von Flaschen.

Ich hoffe gar nicht, daß Er mir das beweisen kann, Herr Sohn, rief der Kurfürst ärgerlich. Ich will gar keinen Krieg, und Ihr sollt Euch die Kriegsgedanken und die Heldenthaten ganz aus dem Kopfe schlagen, und mir ein friedfertiger und gesetzter Mensch werden. Sie haben Euch da in Holland den Kopf verdreht, ich aber gedenke ihn Euch wieder zurecht zu setzen! Wir kehren nach Preußen zurück, und Ihr werdet uns dahin begleiten. Gehet jetzt zu der Frau Kurfürstin und störet mich nicht länger in meinen Geschäften!

Friedrich Wilhelm verneigte sich stumm und begab sich in die Gemächer seiner Mutter. Die Kurfürstin empfing ihn mit offenen Armen und drückte ihn zärtlich an ihr Herz.

Ich habe Dich wieder, mein Sohn, ich habe Dich wieder, rief sie innig. Der gütige Gott hat mich nicht meines einzigen Glückes berauben wollen, er hat Dich mir erhalten. Oh, mein Sohn,

ich liebe Dich so sehr, und ich fühle auch, daß Du mich liebst, und so werden wir uns denn auch verständigen, und alle Mißstimmungen werden sich ausgleichen, wenn dieser gefürchtete schreckliche Mann, der Dein und mein Feind ist, nicht mehr zwischen uns steht. Wir kehren nach Preußen zurück, und mein Herz ist voll Freude, Hoffnung und Glück. Dorten habe ich Dich sicher, dorten bist Du mein, und kein Mörder und kein Feind bedrohet mir dorten den geliebten einzigen Sohn!

Doch, gnädigste Frau Mutter, mich bedrohet dorten der schlimmste und gefährlichste Feind.

Wer ist er? Wie nennt er sich?

Der Müssiggang, Eure Durchlaucht. Ich werde dort verdammt sein zu einem unthätigen, nutzlosen Dasein, ich werde nichts zu thun haben, als zu leben! Oh, meine gnädigste Mutter, ich bitte Euch, verwendet Euch für mich beim Herrn Kurfürsten und beim Grafen Schwarzenberg, daß er mir die cleve'sche Statthalterschaft übertrage, denn dorten habe ich zu thun, dorten kann ich mich nützlich machen, und man wünscht dorten meine Gegenwart.

Du willst also nicht bei mir bleiben? fragte seine Mutter schmerzlich. Du sehnst Dich schon wieder fort von mir und den Deinen?

Das Angesicht des Kurprinzen, das vorher aufgeflammt war in Gluth und Erregung, von dem die Maske einen Moment niedergesunken war, nahm jetzt wieder seinen ernsten ruhigen Ausdruck an, und die Maske lag wieder über seinen Mienen.

Ich sehne mich keineswegs fort von Euch, sagte er ruhig, sondern ich freue mich, mit Euch nach Preußen zu gehen.

Das heiße ich gesprochen wie ein gutes und gehorsames Kind, rief die Kurfürstin, und daran sollst Du Dir ein Beispiel nehmen, Louise. Sieh Deine Schwester nur an, Friedrich, sieh nur, welch ein trauriges Gesicht sie macht. Kommt ihrem Bruder nicht einmal entgegen, sitzt da ganz trübselig, mit Thränen in den Augen.

Nein, gnädigste Frau Mutter, ich weine nicht, erwiderte die Prinzessin leise. Ich freue mich auch recht sehr, daß wir wieder nach Preußen zurückkehren.

Das ist nicht wahr, Mama, rief Prinzessin Hedwig Sophie, sie freut sich gar nicht. Im Gegentheil, sie hat die ganze Nacht geweint und geklagt, sie glaubte nur, ich schliefe und hörte es daher nicht. Aber ich habe Alles gehört, ich weiß, daß sie lieber hier bliebe, und daß es ihr hier

jetzt auf einmal ganz prächtig gefällt, obwohl sie sonst es hier immer abscheulich fand. Aber seit vier Tagen ist die Louise ganz umgewandelt, und seit er wieder hier ist, findet sie das alte langweilige Berlin gar prächtig, und —

Aber Hedwig, unterbrach sie ihre Schwester, deren Wangen von Purpur übergossen waren, was redest Du nur da und wie kannst Du nur so unsinnig schwätzen?

Es ist wahr, sie redet Unsinn, sagte die Kurfürstin strenge, doch möchte ich wissen, was ihre Worte bedeuten. Wer ist denn er, welcher Deiner Schwester auf einmal das langweilige Berlin verwandelt hat?

Nun, das wißt Ihr nicht, Mama? fragte das übermüthige Kind lächelnd und mit dem Ausdrucke der Verwunderung. Ihr wißt nicht, wen unsere Louise so glühend, so leidenschaftlich liebt, Ihr wißt nicht, wer der Mann ist, um dessetwillen sie Vater und Mutter verlassen möchte, um ihm nachzufolgen? Ihr wißt nicht, wer der einzige Mann ist, den die Prinzessin Louise Charlotte liebt?

Ich weiß es nicht, aber ich befehle Dir, es mir zu sagen! rief die Kurfürstin trocken.

Nun, sagte die Prinzessin, sich lächelnd im

Kreise umschauend, es ist unser liebe einzige Bruder, es ist Friedrich Wilhelm.

Du bist eine Thörin! rief die Kurfürstin achselzuckend und lächelnd.

Bist ein lieber kleiner Schalk, sagte Friedrich Wilhelm, sein muthwilliges Schwesterchen zärtlich umarmend. Sie entwand sich ihm schäkernd und tänzelte durch den Saal dahin, und forderte den Bruder auf, ihr zu folgen und sie einzuholen.

Prinzessin Louise sagte kein Wort, nur kehrte die Röthe auf ihre Wangen zurück, und der Ausdruck von Entsetzen und Angst verschwand aus ihren Mienen.

Prinzessin Hedwig Sophie aber gaukelte noch immer umher, und so oft der Kurprinz sie zu haschen meinte, war sie wie ein Schmetterling schon wieder von dannen geflogen. Endlich am äußersten Ende des Saales hielt er sie fest, und sie schlang jetzt lachend und zärtlich ihre Arme um seinen Hals, und indem sie es that, flüsterte sie leise: Erwarte mich heute Abend neun Uhr auf Deinem Zimmer, ich habe Dir Wichtiges zu sagen, Dir ganz allein! Still! Sie ließ ihn wieder los und hüpfte wieder umher, und lachte wieder sorglos und heiter wie ein Kind. —

Und Abends, als die Uhr auf dem großen

Corridor eben die neunte Stunde angeschlagen, schlüpfte die Prinzessin Hedwig Sophie eilig in das Wohnzimmer ihres Bruders, der ihr schon die Thüre geöffnet hielt und sie erwartete.

Schau, da bist Du ja, Prinzessin Kobold, sagte er lächelnd, was giebt es denn, und was für eine Schelmerei hast Du heute im Sinn?

Aber das Antlitz der Prinzessin zeigte nichts von Schelmerei, es war bleich und ihr ganzes Wesen schien in heftiger Erregung.

Friedrich, sagte sie hastig, ich habe Dir ein schreckliches Geheimniß zu vertrauen. Unsere Schwester Louise liebt den Grafen Adolf Schwarzenberg.

Ich ahnte es wohl, murmelte der Prinz.

Ich wußte es längst, fuhr die Prinzessin fort, aber ich ließ mir nichts merken, denn ich hoffte, die lange Abwesenheit und Trennung würde sie ihn vergessen machen. Aber seit er wieder hier ist, habe ich keine Hoffnung mehr. Diese Nacht in ihren Klagen hat sie mir Alles verrathen, und etwas Schreckliches, etwas Fürchterliches muß ich Dir jetzt sagen. Du darfst es aber keinem Menschen verrathen, und es darf es Niemand sonst erfahren. Schwöre mir das.

Ich schwöre es Dir, Hedwig. Aber sage, was ist es?

Sie neigte sich dicht an sein Ohr und flüsterte: Sie hat ihm ein Rendezvous bewilligt.

Unmöglich, Schwester, Du irrst Dich.

Nein, nein, Friedrich, ich irre mich nicht. Ich habe es selbst gehört, wie sie es ihm sagte. Es war in den Treibhäusern beim Grafen Schwarzenberg; ich kam hinter ihr her mit den Damen, und sie glaubte immer, ich achtete nicht auf sie und auf Alles, was sie mit dem Grafen Adolf sprach. Ich stellte mich aber nur so, damit die Damen nichts merken sollten, ich aber beobachtete immerfort unsere Schwester, und meine Augen und Ohren sind sehr scharf, und ich sah, wie sie ihm ein Briefchen in die Hand drückte, und ich hörte, wie sie ihm den Inhalt des Briefes wiederholte, und ihn auf heute Abend um zehn Uhr zum Rendezvous bestellte. Die alte Trude wird ihn an der hinteren Seitenthür des Schlosses, auf der Domseite erwarten, und sie soll ihn zu ihr führen. Du darfst es nicht leiden, Friedrich Wilhelm, der böse Graf Schwarzenberg soll mir nicht meine Schwester entführen.

Nein, er soll es nicht! sagte der Kurprinz entschieden. Ich danke Dir, Schwester, daß Du

zu mir kamst. Wir Beide wollen sie retten, wir Beide allein, und Niemand sonst soll davon erfahren, und sie selber darf nicht wissen, daß wir um ihr Geheimniß wußten. Aber wir müssen jetzt rasch und besonnen sein, denn es ist spät, und es fehlt nur noch eine halbe Stunde an zehn Uhr. Wer ist die alte Trude?

Louisens Kammerfrau, und sie ist bei ihr, so lange Louise lebt, denn die Trude war ihre Amme. Sie liebt unsere Schwester abgöttisch, und würde für sie durch's Feuer gehen. Was Louise ihr befiehlt, das ist für sie Gesetz.

So müssen wir die alte Trude mit Gewalt oder durch List verhindern, an die Thüre zu gehen und den Grafen einzulassen.

Mit Gewalt ist unmöglich, denn das würde Lärmen machen, aber mit List — Ich hab's, Friedrich, ich hab's! Ich locke die alte Trude in mein Schlafzimmer, und dann schließe ich mich mit ihr ein und mache Schelmereien, und gebe mir den Anschein, von gar nichts zu wissen, sondern nur mit ihr zu schäkern und zu spielen. Ich übernehme die alte Trude.

Und ich den Grafen Schwarzenberg. Es ist die höchste Zeit, Schwester! Eile Dich, ehe die alte Trude Dir entschlüpft! Aber höre! Es wird

doch nöthig sein, daß Du jetzt mit der alten Frau sprichst. Du mußt ihr drohen, daß Du unserem Herrn Vater Alles sagen würdest, wenn sie nicht thut, was Du ihr vorschreibst, wenn sie nicht zu unserer Schwester sagt, sie habe vergeblich eine ganze Stunde auf den Grafen gewartet.

Du hast Recht, Friedrich! Das ist noch besser! Louise muß glauben, er sei nicht gekommen! An's Werk! An's Werk!

Die Prinzessin sprang leicht und flüchtig wie eine Gazelle von dannen, und der Kurprinz blieb allein. Ich wünschte, ich könnte ihm mit dem Degen in der Hand entgegentreten, murmelte er zwischen seinen zusammengepreßten Zähnen hervor. Ich verstehe ihr Spiel. Mich wollten sie vergiften, und die Schwester wollten sie entführen, damit sie gezwungen wäre, ihm die Hand zu geben, und dann hätte man sie von Kaiserswegen zur Erbin der Kurmark Brandenburg erklärt. Ach, ich durchschaue diese Pläne, und sie sollen ihnen nicht gelingen. Ihr Gift ist unwirksam gewesen, und auch ihre Liebe soll es sein! Jetzt hin zu der Thür, durch welche der saubere Galan eintreten sollte. Er wird sie verschlossen finden, und ich werde vor ihr Wache halten die ganze Nacht!

Und der Prinz verließ seine Gemächer und eilte über eine Nebentreppe und durch dunkle Corridore hinunter an die bezeichnete Thür. Sie war nur angelehnt, aber ein Schlüssel steckte im Schloß.

Der Kurprinz verschloß hastig die Thür und blieb dann lauschend neben ihr stehen. Jetzt schlug es zehn Uhr. Wie der letzte Glockenschlag verstummt war, legte sich draußen eine Hand auf die Klinke der Thür und eine männliche Stimme wisperte: Trude! Machet auf! Ich bin es! Ich, den Ihr erwartet! Oeffnet rasch!

Wäre es die Hölle, murmelte der Kurprinz leise in sich hinein, ja, wäre es die Hölle, dann wollte ich Dir die Pforte öffnen. Aber in den Himmel lasse ich Dich nicht ein. Klopfe nur, klopfe! Die Pforten des Kurhauses thun sich Dir nicht auf! Klopfe nur, das Schloß des Kurfürsten von Brandenburg ist Dir verschlossen, und Du mußt draußen stehen bleiben, Graf Schwarzenberg! Und Ihr sollt mir immer draußen stehen, Ihr Grafen Schwarzenberg, und mich sollet Ihr nicht hinaustragen aus dem Schlosse meiner Väter! Ich werde trotz Eurer Kurfürst von Brandenburg, und dann, Graf Schwarzenberg, Statthalter in den Marken, dann sei wohl auf Deiner Huth! Und dann, Graf

Adolf Schwarzenberg, werde ich Deines Fingers gedenken, der eben an diese Thür klopft und der Schande und Schmach über dieses Haus bringen möchte! Und dann werde ich Dir vielleicht eine Thür öffnen und Dich eintreten lassen, aber es wird nicht zu einem Liebes-Rendezvous sein, und die Thür, die Dich eingelassen, wird Dich nicht wieder hinaus lassen! Ich trage jetzt und dulde, aber es wird eine Zeit der Vergeltung kommen! Schwarzenbergs, hütet Euch vor mir! — —

Lange noch stand der Kurprinz innen vor der Thür, lange noch wiederholte sich von Zeit zu Zeit außen das Klopfen. Dann ward Alles still. — Der Kurprinz kehrte in seine Gemächer zurück. —

In der Frühe des nächsten Morgens fand die Abfahrt der Kurfürstlichen Familie nach Preußen statt. Sie sollte ganz ohne Ceremoniell sein, und Niemand war daher benachrichtigt worden. Nur die beiden Grafen Schwarzenberg hatte der Kurfürst, da die Wagen schon bereit standen, rufen lassen, und als sie eilfertig herbeikamen, fanden sie die Kurfürstliche Familie eben bereit, zu den Wagen hinabzusteigen.

Ich wollte heimlich abreisen, sagte Georg Wilhelm, seine beiden Hände dem Statthalter entgegenstreckend, wollte mir den Schmerz ersparen,

von Dir Abschied zu nehmen, Adam, aber jetzo ist mein Herz doch stärker als mein Wille, und ich muß Dich noch einmal umarmen, ehe ich von hinnen gehe!

Und während der Kurfürst seinen Günstling umarmte und von ihm die Versicherungen ewiger Treue entgegen nahm, näherte sich Graf Adolf Schwarzenberg der Prinzessin Louise Charlotte, die still und abgesondert in einer Fensternische stand und ihr bleiches Gesicht und ihre verweinten Augen der Straße zugewandt hatte.

Louise, flüsterte er leise, Louise, Ihr —

Aber bevor er noch ein Wort hinzufügen konnte, stand Prinzessin Hedwig an seiner Seite und richtete an ihn einige freundliche, huldvolle Worte, und der Kurprinz näherte sich seiner Schwester und bot ihr den Arm, um sie zum Wagen zu geleiten.

Sie nahm ihn an und schritt am Arme des Kurprinzen dahin, ohne nur einmal die Blicke vom Boden zu erheben, schamvoll und tief gedemüthigt von dem Gedanken, daß er sich diese Nacht vergeblich hatte erwarten lassen!

Eine Viertelstunde später rollten die beiden schwerfälligen Carrossen, in denen sich die kurfürstliche Familie befand, aus dem Schloßthore hinaus

und schlugen die Straße nach Königsberg ein. Die weiße Frau hatte den Kurfürsten Georg Wilhelm vertrieben, und er sollte das Schloß seiner Väter niemals wiedersehen.

Die weiße Frau hatte den Kurprinzen Friedrich Wilhelm gerettet, und wie er jetzt in der alten, schwerfälligen Kutsche durch das Thor von Berlin dahinfuhr, sagte er frohen Muthes zu sich selber: Auf Wiedersehen, Berlin! Auf Wiedersehen, meine liebe Vaterstadt! Ich kehre wieder, und will's Gott, nicht demüthig und geknechtet, wie ich heute gehe, sondern ich komme zu Dir, Berlin, als ein Fürst, der Herr ist in seinem Lande. Gott im Herzen, einen klaren Himmel über sich, und keine Schwarzenbergs am Horizont!

Schwerfällig und keuchend zogen die mageren Pferde die alterthümliche Carrosse durch den märkischen Sand, aber drinnen saß der Kurprinz, — drinnen saß Cäsar und sein Glück!

Ende des zweiten Bandes.

Druck von G. Pätz in Naumburg.

Ludowike, ich habe das diese Nacht recht schmerzlich gefühlt, Kinder, welche vor allen Dingen ihren Eltern Ehrfurcht und Gehorsam schuldig sind! Thun wir unsere Schuldigkeit, Ludowike!

Das heißt, rief sie mit glühendem Zorne, das heißt, Du giebst mich auf? Sie haben also Deinen Widerstand bezwungen, sie haben Dich zum Gehorsam, zur Unterwürfigkeit zurückgeführt?

Kein Mensch hat das gethan, aber ich selbst, Ludowike!

Du? Du giebst mich auf? Freiwillig? Und schwurst doch, daß Du mich, und mich allein auf der Welt liebtest?

Und mein Schwur ist Wahrheit, Ludowike, ich liebe Dich grenzenlos!

Und dennoch willst Du mich verlassen?

Dennoch muß ich es, Geliebte! Ja, ich muß Dich verlassen, aber Gott allein, der meine Qualen gesehen hat diese Nacht, der weiß, was ich leide! Mein Vater ist allein, mein Vaterland ruft mich zu sich, und das Erste, was ich hingebe auf seinen Altar, das ist meine Liebe zu Dir, Ludowike! Ich darf mich Dir nicht vermählen, Ludowike, und Gott sei davor, daß ich Deine Liebe annehmen könnte ohne Vermählung!

Worte, nichts als Worte, rief sie zürnend.

Deine Untreue willst Du beschönigen, Deinen Wankelmuth als Edelmuth darstellen! Aber ich höre in Deinen Worten doch immer nur das Einzige: Du giebst mich auf, Du verlässest Deine Liebe!

Ja! rief er mit einem lauten Schmerzensschrei, ja, ich verlasse meine Liebe!

Rache über Dich, daß Du es thust! rief sie in flammendem Zorn. Ich, Ludowike Hollandine, ich rufe Rache über Dich, denn Du brichst mein Herz!

Und Du willst kein Mitleid haben? Du willst nicht sehen, was ich leide? Ludowike, sieh' es! Sieh' in meine Augen, sie haben heute Nacht die Schmerzen eines ganzen Lebens ausgeweint, sieh', was ich leide! Ludowike, auf meinen Knieen beschwöre ich Dich, wenn Du mich wirklich liebst, so habe Erbarmen mit mir, um meiner Schmerzen willen vergieb mir, was Du leidest!

Und außer sich, in furchtbarer Bewegung stürzte er auf seine Kniee nieder, hob er die gefaltenen Hände und das von Thränen überfluthete Angesicht zu ihr empor.

Aber jetzt war sie es, welche zurücktrat. Nein, sagte sie hart und strenge, nein, kein Mitleid, keine Vergebung! Ich liebe Dich nicht, ich habe

Dich nie geliebt, denn Du bist ein thörichter Knabe, und weißt nichts von den Gluthen der Leidenschaft! Du bist ein Kind! Gehe hin und handle wie ein Kind, und sei ein gehorsamer Sohn! Die Liebe verwirft Dich, die Liebe wendet sich von Dir!

Und beide Hände abwehrend gegen ihn ausstreckend, wandte die Prinzessin sich um und schritt nach der Thür hin.

Prinz Friedrich Wilhelm lag noch immer auf seinen Knieen, er hörte ihre eilenden Schritte, aber er stand nicht auf.

Ludowike hatte schon die Hand ausgestreckt, um die Thür zu öffnen, aber sie wandte sich noch einmal um, und mit allen Tönen der Liebe und des Schmerzes rief sie: Friedrich, Du läßt mich gehen?

Er antwortete nicht, sein Haupt senkte sich tiefer, und ein schmerzliches Stöhnen drang aus seiner Brust hervor.

Sie öffnete die Thür, — er hörte es, — er sah den Lichtstreifen, der durch die geöffnete Thür durch das Gemach fiel, — der Lichtstreifen verschwand, die Thüre hatte sich geschlossen. Da rang sich aus der Brust des Prinzen einer jener Schmerzensschreie hervor, wie sie nur in den

Momenten der höchsten Erdenqual den Menschenlippen entschweben, um empor zu steigen zu Gott, der sie allein versteht und ihr schmerzliches Gebet vernimmt.

Die drei Herren waren noch in dem Wohnzimmer des Prinzen versammelt, und leise besprachen sie sich und theilten sich ihre Befürchtungen, ihre Hoffnungen mit.

Da auf einmal öffnete sich die Thür des Cabinets und der Kurprinz trat ein. Todesbleich, aber mit festen, entschlossenen Zügen schritt er zu den drei Herren hin, die ihm mit zärtlichen, angstvollen Blicken entgegenschauten.

Marwitz, sagte er, Ihr könnt heute schon den Rückweg antreten nach Berlin, denn Euer Auftrag ist vollführt! Saget meinem Herrn Vater, daß ich als gehorsamer Sohn mich seinem Willen unterwerfe, und sofort und ohne Säumen nach Berlin abreise!

Die drei Herren antworteten ihm nur mit einem einzigen Schrei der Freude, und von demselben Gefühl, derselben Begeisterung ergriffen, sanken sie auf ihre Kniee nieder und beteten laut: Segne, Gott, segne den Prinzen, der sich selber überwand!

Was geht denn hier vor? fragte eine laute

Im Verlage von Hermann Costenoble in Jena und Leipzig erschienen ferner folgende neue Werke:

Bibra, Ernst Freiherr von, Ein Juwel. Südamerikanischer Roman. 3 Bde. 8. broch. 3¾ Thlr.

Wickede, Julius von, Der lange Isaack. Historischer Roman aus der Zeit des deutschen Befreiungskrieges. 3 Bde. 8. broch. 4½ Thlr.

Brachvogel, A. E., Historische Novellen. Zwei starke Bände. 8. broch. 3 Thlr.

Brachvogel, A. E., Theatralische Studien. 8. broch. 24 Ngr.

Perels, Emil, Handbuch zur Anlage und Construction landwirthschaftlicher Maschinen und Geräthe für Maschinenfabrikanten, Constructeure, für Studirende der Technik, polytechnische Schulen zu Vorträgen und für gebildete Landwirthe. In 7 Heften mit circa 80 lith. Tafeln. Lex.-8. Preis pro Heft broch. circa 1⅓ Thlr.

Berlepsch, A. H., Die Alpen in Natur- und Lebensbildern. Mit 16 Illustrationen von E. Rittmeyer. Pracht-Ausg. Lex.-Oct. Ein starker Band. Eleg. broch. 3 Thlr. 26 Ngr. Eleg. geb. mit vergold. Deckenverzierungen 4⅓ Thlr. Mit Goldschnitt 4⅔ Thlr. **Wohlfeile Volksausgabe.** gr. 8. broch. 1⅔ Thlr. Eleg. geb. 2 Thlr. 5 Ngr.

Bibra, Ernst Freiherr von, Aus Chili, Peru und Brasilien. 3 Bde. 8. broch. 3¾ Thlr.

Bibra, Ernst Freiherr von, Erinnerungen aus Süd-Amerika. 3 Bde. 8. broch. 3½ Thlr.

Brachvogel, A. E., Narciß. Ein Trauerspiel. Min.-Ausgabe. Zweite Auflage. broch. 24 Ngr. Prachtvoll geb. mit Goldschnitt 1 Thlr. 2 Ngr.

Brachvogel, A. E., Ein neuer Falstaff. Roman. 3 Bde. 8. broch. $4\frac{1}{2}$ Thlr.

Brachvogel, A. E., Aus dem Mittelalter. 2 Bde. 8. broch. $2\frac{1}{4}$ Thlr.

Brachvogel, A. E., Der Trödler. Ein Roman aus dem Alltagsleben. 2 Bde. 8. broch. $2\frac{1}{4}$ Thlr.

Brachvogel, A. E., Benoni. Ein Roman. 2. Aufl. 3 Bde. 8. broch. 3 Thlr. 15 Ngr.

Brachvogel, A. E., Adelbert vom Babanberge. Ein Trauerspiel. Min.-Ausgabe. broch. 24 Ngr. Prachtvoll geb. mit Goldschn. 1 Thlr. 2 Ngr.

Brachvogel, A. E., Der Usurpator. Ein dramatisches Gedicht. Min.-Ausg. broch. 27 Ngr. Eleg. geb. mit Goldschnitt 1 Thlr. 5 Ngr.

Burow, Julie (Frau Pfannenschmidt). Des Kindes Wartung und Pflege und die Erziehung der Töchter in Haus und Schule. Ein Handbuch für Mütter und Erzieher. (Das Buch der Erziehung in Haus und Schule. Erste Abtheilung.) 8. broch. 27 Ngr.

Bunyan, Johann, Die Pilgerreise aus dieser Welt in die zukünftige. Aus dem Englischen mit Einleitung und Anmerkungen von Dr. Friedrich Ahlfeld, Pastor an der St. Nicolaikirche zu Leipzig. Pracht-Ausgabe mit 12 Holzschnitten. Zwei Theile in Einem Bande. 8. broch. $1\frac{5}{6}$ Thlr. In eleganteſtem englischen Einbande mit reich vergoldeten Deckenverzierungen und Goldschn. $2\frac{1}{3}$ Thlr.

Ernesti, Louise, Geld und Talent. Roman. 3 Bde. 2. Aufl. 8. broch. $2\frac{3}{4}$ Thlr.

Gerstäcker, Friedrich, Der Kunstreiter. Eine Erzählung. 3 Bde. 8. broch. 3 Thlr. 15 Ngr.
